Naturstudien

von

Hermann Masius


n.V.

B 37

PS 424 n.v.

67.

Dn





Lith. Anst. v. J. C. Bach in Leipzig


Naturstudien




Naturstudien
W. GEORGY DEL.
K. JAHRMARGT. SC.

Naturstudien.

Skizzen

aus der Pflanzen- und Thierwelt

von

Dr. Hermann Masius.

Sechste verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbilde von W. Georgy.

K. B. RECTORAT D: REALSCHULE STRAUBING

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1865.

132 564 505

Staatl. Bibliothek Passau

Vorwort.

Der Natursinn, den wir mit Recht als ein Erbtheil des deutschen Geistes betrachten, hat sich neuerdings zugleich mit dem religiösen Drange in besonderer Stärke geltend gemacht. Abgemattet durch Doktrin und Kritik, und tyrannisirt durch einen rohen Materialismus andererseits, hat die Gegenwart sich aufgerafft und ist den beiden großen Lebensquellen zugeeilt, aus denen noch jedes Gemüth seine bessere Stärkung sog. Die Kämpfe der jüngsten Jahre, wie trostlos immer, konnten diesen Zug nur befördern. Eine Freistatt, an deren Pforten der irre Lärm nicht schlug, ein Heiligthum, wo der Mensch nicht hinkam mit seiner Qual, das suchte die bedürftige Seele in dem Alles dahinreißenden Sturme.

Aber diese heilende und versöhnende Macht, welche recht eigentlich Wesen und Wirkung der Religion ist, konnte die Naturbetrachtung nur dann üben, wenn sie heraustrat aus dem Banne der Formel, der sie bis dahin beherrscht und fast ausschließlich zu einer Verstandessache gemacht hatte. Nicht begnügt mit dem Systeme von Begriffen, mußte sie auch dem Einzelsten und Kleinsten ihre Liebe zuwenden; erwarmend mußte sie erwärmen, und den Geist der Schönheit und Größe, der überall in der Schöpfung weht, fühlen und ahnen lassen.

Dies ist geschehen. Die großen Naturforscher unserer Tage selbst sind vorangegangen. Ihr Beispiel sowohl, als die Nachfolge, welche sie gefunden, scheinen bewiesen zu haben, daß die Einführung der Wissenschaft auch in die Gemüther der größte und nachhaltigste Sieg derselben ist. Dies wenigstens bekenne ich als meinen Glauben, und von ihm aus möchte ich auch das vorliegende Buch betrachtet sehen. Nicht als ob ich der Meister wäre, das Gold der Wissenschaft zu lebenathmenden Bildern zu gestalten. Ich bin nur ein

Lehrling, der ein da und dort in der Werkstatt am Boden liegendes Metallblättchen versuchend aufhob, es zu einer Arabeske, zu einem gefälligen Emblem zu treiben. Ob der Versuch gelungen, darüber wird das Urtheil der Leser entscheiden.

Ich deutete an, daß ich nicht als Wissender für Wissende geschrieben habe. Als Schulmann aber blickte ich zunächst auf die Schule; auch in sie und in sie vor Allem wünschte ich ästhetischen Sinn, Freude an Leben und Natur, an Gutem und Schönem immer mehr eingeführt. Deshalb hatte ich bereits im Jahre 1849 einige der nachfolgenden Skizzen in dem Programm des hiesigen Gymnasiums mitgetheilt. Die freundliche Anerkennung, welche diese Proben gefunden, ermuthigte mich weiter zu arbeiten, und so entstand allmählich dieses Heft der Naturstudien. Ich habe demselben eine Reihe von Anmerkungen beigefügt, und auch darin wird man den Schulmann erkennen. Wer ihrer nicht bedarf, möge sie als die Füllung hinnehmen, die man wohl in dem Fuße der Statuetten verbirgt, um ihnen sicherern Halt zu geben.

Unter den Schriften, die ich für meinen Zweck berücksichtigte, nenne ich, außer den im Text angeführten, die „Thierzeichnungen" von Rudolph Meyer (Zürich, 1833) und die „Thierseelenkunde" von Ph. Scheitlin (Stuttgart und Tübingen, 1840). Außerdem habe ich bei der Charakteristik des Hahnes die Leichenrede Gockels auf Alektryo, bei der des Fuchses eine Stelle aus Max Waldau und zwei Sujets aus Wegener's „Leben der Thiere" benutzt. — Im Uebrigen mag das Buch sein eigener Anwalt sein.

Salzwedel, im April 1852.

H. M.

Der vierten Auflage

der Naturstudien kann der Verf. nichts weiter hinzufügen, als die Bitte, das Buch in seiner neuen Gestalt mit der früheren Freundlichkeit aufzunehmen.

Halberstadt, im April 1858.

H. M.

Inhalt.

Komm mit!

(Hierzu das Titelbild von W. Georgy.)

Komm mit, verlaß das Marktgeschrei,
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Um's Herz, und athme wieder frei,
Kommt mit mir in den grünen Wald!

Wir gehn auf thaubeperltem Pfad
Durch schlankes Gras, durch duft'ges Moos,
Durch frischer Lüfte stärkend Bad
Dem grünen Dickicht in den Schoß;

Gehn in der Hallen weite Pracht,
Wo endlos Säul' an Säule steht
Und durch der Schatten hehre Nacht
Des Unsichtbaren Schauer weht;

Wir gehn hinab zum Felsenborn,
Wo schaumgeboren, goldbeschwingt,
Wie aus des Knaben Wunderhorn,
Ein Märchen aus der Tiefe dringt,

Und in der Thiere Lustrevier,
Draus unverkünstelt, unverstellt,
In wechselnden Symbolen dir
Entgegentritt die eigne Welt.

Komm mit, verlaß das Marktgeschrei,
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Um's Herz, und athme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!

Gustav Pfarrius.

I.

Die norddeutschen Waldbäume.

Nichts bedingt vielleicht mehr die Schönheit einer Landschaft, wie Nichts mehr den mütterlichen Geist der Erde ausspricht, als die Vegetation. Allerdings bestimmen auch Luft und Licht, Berg und Strom wesentlich die Physiognomie der Natur, und diese Elemente können auch ohne jene Zuthat höchst bedeutsam wirken: die Strandklippe, der Katarakt kann einen großartigen Eindruck hervorbringen, Steppe und Wüste mit erhabenen Schauern erfüllen; aber wie fern ist dieses Starren der Seele von dem Frieden und der Freude, welche das stille Blühen der Pflanzen, ihr erquickendes Grün, die Fülle und der Reiz ihrer Formen gewährt! Gewiß, den schönen Gesamteindruck einer Landschaft vollendet erst die lebendige Vegetation, wenngleich auch ihre bizarre und selbst unheimliche Erscheinungen nicht fehlen.

Vor Allem schön und charaktervoll steht das Geschlecht der Bäume da. Darum ist auch von jeher der Wald in Liedern verherrlicht worden und „Waldeinsamkeit" noch immer das Zauberwort der Romantik. Und was ließe sich auch diesem Naturheiligthume vergleichen? Kühn steigen die Säulen hinauf und treten zu stolzen Hallen zusammen, darüberhin schlagen die Wipfel den luftigen Bogen, und wie ein ferner Hymnus säuselt das Wehen des Windes in die Stille. Aus Moos und Blumen duftet's balsamhaft-kühl, Strahlen und Tropfen und Blätter schwanken durch das Gezweige und weben ihre Hieroglyphen in den Schleier der Dämmerung, der den Sinn geheimnißvoll umfängt und ihn mit unsichtbarer Gewalt in's Reich der Wunder trägt. So der Wald, der liebliche Irrgarten des Märchens und der Sage, die verschwiegene Zuflucht einsamer Gedanken.

Aber auch der einzelne Baum ist eine Gestalt voll Leben und Bedeutung. Der Flieder neben der Hütte, die Linde am Brunnen, die Weide über dem Grabhügel: sind sie es nicht, welche diesen Stellen ihren Reiz, ihre poetische Weihe geben? Man sehe den Baum darauf an. Da ist von der Wurzel bis zur Spitze des Blattes ein so besonderes Weben und Sprossen, ein so eigenthümliches Spielen von Farben und Formen, es prägt sich in dem Ganzen ein so bestimmter Typus aus, daß es gewiß eine würdige Aufgabe wäre, die großen Gestalten der Baumwelt einmal in einer Reihe von Charakterbildern darzustellen.

Einer solchen Darstellung würde der Baum nicht mehr die Leiche sein, welche der Botaniker skelettirt; er müßte ihr zu einem lebendigen Gedichte des Naturgeistes werden. Mit einem Worte, es wäre keine naturhistorische, sondern eine ästhetische, jedenfalls eine gemüthvolle Betrachtung. Und auch diese wird ja ihr Recht haben. Sie wird es um so mehr haben, als in ihr fast aller Naturgenuß beruht, und gerade in ihr ein besonderer Zug oder Vorzug der deutschen Bildung gefunden werden darf. Wir spiegeln uns selbst in der Natur; der „ahnungsvolle Dämmerschein," mit welchem sie uns anspricht, läßt in ihren Krisen den Kampf menschlicher Leidenschaften, in ihren Gebilden menschliches Empfinden erblicken; Baum und Quell erzählen uralte Räthsel, der Vogel singt bedeutungsreiche Lieder, die von lautern und weisen Herzen, wie sie unser Volk seinen Sagenhelden zuschrieb, verstanden werden: da ist Nichts ohne mitfühlendes Leben. Die ganze Welt schlägt in lichten Seelenflammen auf „wie ein lebendiger Brand vor Gott." Dieser Zug zur Natur scheint in der That dem lyrischen, wenn man will, mystischen Wesen der Deutschen eingeboren. War doch die alte Volksreligion eben vorzugsweise ein solcher tiefsinniger Waldkultus, und die Axt des Heidenbekehrers konnte wohl den Baum niederstrecken, aber nicht auch den Sinn, der ihn geheiligt hatte. „Die Ehrfurcht und die Scheu vor dem Schatten ihrer Wälder, vor dem Rauschen ihrer Kronen, vor dem Gesang ihrer Vögel in den Wipfeln, vor dem Rieseln ihrer Quellen blieb

in den germanischen Stämmen. Hatte man ihre Götter daraus vertrieben, so blieb ihre Geisterwelt darin wohnen. Das wilde Heer sauste durch den Forst, der getreue Eckart saß auf dem Stein, viel tausend Wasserweibchen, Zwerge und Waldmännchen bewohnten die deutsche Erde. Und auch der gute fromme Christ schlich zuweilen an die Quelle und unter den Baum, um ihren Eingebungen zu horchen."

Um so ferner lag die „sentimentalische" Weise der Naturbetrachtung den plastischen Alten. Sie kannten nur den Bezug auf Heroen und Götter. Die „vernunftlose" Natur diente ihnen nur als äußerliches Mittel zum äußerlichen Zwecke; höchstens daß sie als Staffage, als Schauplatz der großen Weltgeschicke, einen flüchtigen Blick erhielt. Mag doch Sokrates nicht spazieren gehen, weil er von Bäumen und Thieren Nichts lernen könne! — Zwar zieht nun der antike Mythus die ganze Natur in seine Kreise: Aeolus gebietet dem Heer der Winde, in der Quellengrotte schlummern Najaden, aus dem grünen Wipfel lauscht die Dryas u. s. w.; aber diese Belebung hat immer einen abstrakten Schein und ist jedenfalls weit verschieden von der innigen Versenkung des germanischen Gemüths in das geheimnißvolle Leben der Naturkräfte [1]). Daher mag es sich denn auch erklären, daß die hellenische Kunst, die der unsterblichen Muster so viele aufgestellt hat, in der Landschaftsmalerei kaum einen Versuch machte, und daß diese letztere vielmehr völlig selbstständig, ohne alle ältere Vorbilder „gleich einer Minerva aus Jupiters Haupte" erst im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts mit einem Male hervortrat. Ungleich näher lag jene Vermenschlichung bei den Thieren. Die Fabel der Griechen und Römer, wie sehr sie in ihrem epigrammatisch-verständigen Zuschnitt absteht von der innigen Heimlichkeit und behaglichen Breite unseres Thiermärchens, beweist immerhin, daß auf diesem Gebiete auch das klassische Alterthum wenigstens Sinn und Anlage zeigt, die unter anderen Voraussetzungen sich reicher hätten entfalten können.

So wie nun fast jedes entwickeltere Thier einen bestimmt aus-

geprägten Typus hat, eine wirkliche persona ist: so möchte dies annähernd wohl von den meisten Bäumen dargethan werden können. Ein jeder von ihnen charakterisirt sich wenigstens durch eine eigenthümliche Physiognomie und Stimmung. Er hat ein Leben, es schläft in ihm eine Psyche. Dieses unausgesprochene Geheimniß der Pflanzenseele auszusprechen, wäre ein freilich vielleicht ebenso schwieriges als ohne Zweifel interessantes Unternehmen. Wie alle Physiognomik auf dem schwanken Boden der Subjektivität stehend, würde eine solche Darstellung kaum mißtrauisch genug gegen sich sein können. Momentanes Gefühl, phantastische Laune täuschen das Auge mit Formen und Farben, die dem ruhigen Blicke in Nebel zerrinnen. Individuelle Beziehungen beherrschen uns, die Anschauung wird unwillkürlich zu einer Art Manier, und statt aus der Natur heraus, gewöhnen wir uns in sie hinein zu empfinden. Ich schweige von der sprachlichen Schwierigkeit. Wem die Sprache mehr ist als eine Schablone, der weiß, wie auch der geschmeidigste Ausdruck oft zu spröde ist, den warmen Naturhauch des Gefühls voll zu bewahren, und klar zu gestalten, was in ihm dunkel treibt. Und wie Vieles ist hier eben nur Gefühl! Aber ärmlicher noch muß die Sprache, bei all' ihrem Reichthum, erscheinen, wenn es darauf ankommt, das unendliche, wechselnde Spiel der Linien und Lichter zu bezeichnen, womit die Natur uns entzückt und immer von Neuem überrascht. Das ist ein Gebiet, auf dem nur die Kunst des Malers zu folgen vermag, und doch kann die in Rede stehende Darstellung sich ihm nicht entziehen. Endlich wird diese Aufgabe noch ganz besonders dadurch erschwert, daß die ursprüngliche Natur des Gegenstandes unter den mannigfaltigsten Einflüssen sich verdunkelt und bricht. Anders erscheint die Eiche auf der Höhe, anders im Thal; anders die Birke am stürzenden Bach, anders am ruhigen See. Der einsam stehende Baum, die Gruppe, der Wald; der Baum bei seinesgleichen und mit andern zusammengestellt: das Alles bietet eine Skala der verschiedensten Stimmungen. Dazu nehme man die Wirkungen des Lichts, der Tages- und Jahreszeiten. Was für ein

Gegensatz zwischen der sonnigen, brütenden Ruhe des Mittags und dem geisterhaften Traumleben der Mondnacht, zwischen der jugendheitern Frische des Frühlings und dem trauernden Ernste des Herbstes! Was für ein feenhaftes Bild, wenn der Reif seine Diamanten in die schwarzen Tannenkronen hängt! Wie wundersam wirkt der Nebel; welche Wehmuth liegt im Abendroth, welche Sehnsucht in dem blauen Dämmerhauch der Ferne! Und dennoch wird bei alle Dem immer ein spezifischer Eindruck gleichsam als reines Facit bleiben, und die Bedeutung, welche Märchen und Sage, Sitte und Kunst diesem oder jenem Baume gegeben haben, darf — so vielen beirrenden Einflüssen gegenüber — als ein nicht zu verwerfender Leiter gelten. Denn auch sie beruht ja vorwiegend auf der ästhetischen Anschauungsweise.

Diese Weise einschlagend will ich jetzt versuchen, auf den nachfolgenden Blättern eine Skizze unserer norddeutschen Waldbäume zu geben. Eine Skizze, nichts weiter. Das Bild selbst, das gerundete, durchgeführte, gedankenbeseelte verlangt eine Meisterhand, wie Humboldt's oder Vischer's. Daß ich die von Beiden gegebenen Andeutungen benutzen durfte, bewahrte mich vor manchem Abweg, was ich um so dankbarer anerkenne, als ich, seit Jahren des Anblickes von Berg und Hochwald beraubt, hie und da wohl genöthigt war aus der Erinnerung zu zeichnen.

Die Botanik scheidet zwischen Monokotyledonen und Dikotyledonen. Dies wird auch in der ästhetischen Betrachtung nicht zu übersehen sein, sofern durch die verschiedene Lebensentwickelung ein verschiedener Charakter der Pflanze bedingt wird. Gleichgültig ist es dabei, daß die naturgeschichtliche Terminologie den Monokotyledonen überhaupt den Namen „Baum" nicht zugesteht. Hier gelten die Palmen entschieden als Bäume, und die Agave, Aloe u. s. w. dürfen wenigstens baumartig heißen.

Jene beiden Baumformationen nun stehen in einem Gegensatz wie Orient und Occident, und Vischer hat in seiner Aesthetik den monokotyledonischen Typus geradezu den orientalischen genannt. Wirklich tragen diese Gebilde etwas so Feierlich-Erhabenes, Träumerisch-Phantastisches an sich, daß wir uns bei ihrem Anblick unwillkürlich in das Reich des Aufgangs versetzt glauben. Oder ist es nicht selbst wie ein Märchen der Scheherazade, wenn die Aloe ihre spitzen Blätter wie kolossale Pfeile aus dem Wüstensande emporschießt und auf dem ehernen Kandelaber ihres Stammes eine Myriade von Blüthen entzündet? Oder wo mögen wir uns die Palme mit dem stolzen Blätterturban lieber denken, als in jenem Lande, dessen Fluren der heilige Strom tränkt, aus dessen Wüsten Sphinx und Pyramide sich erheben? — Gewaltige Formen, die bis in's Grandiose und Groteske steigen, aber auch zu krystallischer Sprödigkeit verhärten, meist düstere Farben und eine schwere, unbewegte Ruhe bezeichnen diese Pflanzenform. Alles Leben drängt sich in den kahlen Stamm und die duftberauschende Blüthe. Statt der eigenen Vegetation siedelt sich oft eine Schaar von Schlingpflanzen auf ihren Säulen, Armen und Zacken an, und schmückt sie mit den zierlichsten, üppigsten Gewinden. So liegt auch hier der Dualismus des Orients — schwelgerische Fülle und starre Strenge — bei einander. Neben unserer Pflanzenwelt erscheint diese gleichsam als eine vegetative Architektur, und es ist außer Zweifel, daß sie der Baukunst mehr als ein Vorbild geliehen hat. Man denke an die Wunder der Alhambra, an das schlanke Minaret, an die Tempelsäule mit der Blättergarbe im Kapital, an die Riesenleuchter unserer Paläste.

Die edelste Gestalt dieses Typus, wo nicht des gesamten Pflanzenreiches, ist die Palme. Unter ihrem Schirmdach ward Apollo geboren, und ihre Blätter blieben so lange sein Schmuck, bis er sich den Lorbeer erkor. Ihre Blüthe ist in den Liedern des Orients gepriesen, ihre Zweige kränzten den olympischen Sieger und sind auch bei uns ernster Feier geweiht. Ehre, Weisheit, Fruchtbarkeit, Frieden wählen die Palme

zu ihrem Symbol. — Kaum mag es ein zweites Geschlecht unter den Bäumen geben, welches so zahlreiche und wechselnde Formen entwickelte. Die Naturgeschichte kennt über zweihundert Arten dieses lebenspendenden Gewächses, das im Süden von Europa fast stammlos am Boden liegt (Chamaerops humilis [1]), in den ostindischen Urwäldern vier= bis sechshundert Fuß lange Stränge von Baum zu Baum zieht (Calamus draco), und an den Küsten der neuen Welt seine Gipfel zu gigantischen Triumphthoren in den Himmel streckt.

Hier zwar können nur die großen Arten in Rede kommen. Von ihnen haben Humboldt und Martius wahrhaft dichterische Bilder entworfen, auf welche der Verfasser sich um so mehr beziehen muß, je weniger ihm eigene Anschauung zu Hülfe kommt. Maßgebend ist vorzüglich der Unterschied in Form, Farbe und Stellung der Blätter: ein Unterschied, welcher sich an die Familien der Fächer= und der Fiederpalme knüpft. Jene haben gewöhnlich den stärkeren, kürzeren Stamm, aus dessen Spitze die schweren, bald saftigdunkeln, bald silberschimmernden Blätter im kolossalen Fächer steigen. An ihnen ist Alles pomphafte Gravität, die zur Düsterheit wird, wenn die junge Krone auf einer Lage dürrer, verbrannter Blätter ruht. Dagegen gestaltet sich die Stimmung weicher, wo die Blätter sich in horizontalen Schirmen ausbreiten und kühlende Schatten auf die Gluth des Bodens streuen, wie bei der Corypha umbraculifera.

Aber vollendet schön ist die Fiederpalme, insbesondere die Jagua= und Kohlpalme. Grazie, Einfachheit und Erhabenheit vereinigen sich hier zu einem Wunderwerke der Natur. Oft kaum zwei Fuß stark ragt der blendendweiße, glatte Stamm wie eine Erzsäule zu den Wolken hinauf, und droben wiegen sich im langsamen Rhythmus die feingeschlitzten Wedel, jetzt stolz emporsteigend und dann wieder anmuthig sich senkend. Das Smaragdgrün dieses majestätischen und doch so zierlichen Gewölbes, vom Licht der Sonne durchströmt, die zarten, gekräuselten Blätter, als ein leicht gewebtes Netz vom Azur sich abhebend, die gol=

denen Aepfel der Fruchtbüschel, der Vanilleduft der Blüthen, aus denen plötzlich der Bülbül die melodieenreichen Töne wirft: das Alles bringt eine zauberische Wirkung hervor. Der Abendländer, der wohl oft mit getäuschter Erwartung jene Zone betrat, gesteht sich hier, wo alle Sinne gleichsam ein Fest des Genießens feiern, daß die Palme in der That der Baum der Märchen und der Träume ist. Am schönsten aber erscheint sie vielleicht da, wo sie über dickbelaubten Ceiba-Arten, über Lorbeer- und Balsambäumen als luftiger Säulengang hervorragt „ein Wald über dem Walde". Aus dämmernder Nacht zu Sonnenhöhe emporsteigend, begrüßt sie dort den Menschen als ein Bild der Freiheit, zu welcher sein Geschlecht allmählich heranreift. Und doch liegt auch über den königlichsten Gestalten dieser Pflanzenfamilie jener träumerisch schwermüthige Schatten des Orients. Besonders gilt dies von den Arten mit herabhangendem Wedel und bleicheren Farben. So die aschgraue Cocos chilensis. Indessen herrscht dieser Eindruck keineswegs vor, ja er verschwindet fast vor der wunderbaren Lebensfülle, welche diesem Gewächse wie keinem zweiten eigen ist. Denn neben der Blüthe prangt hier immerfort die Frucht, und aus dem welkenden Blätterkreise steigt rastlos das frische Grün. So nimmt Alles an der Palme den Ausdruck unversiegbarer Jugendkraft an. „Dies erfaßte der sinnige Grieche, da er jenen fabelhaften, unsterblichen, aus der eigenen Asche wieder erstehenden Vogel und den stets sich verjüngenden Palmbaum mit gleichem Namen belegte"[1]). Selbst dann, wenn endlich die Jahrhunderte den Baum ertödtet haben, ranken tausend unentwirrbare Fäden von Parasiten den Stamm hinauf und täuschen ihm ein duft- und farbenreiches Leben an.

Kein Baum hat eine so hohe Bedeutung in dem Haushalt jener Naturvölker des warmen und heißen Erdstrichs, als die Palme. Zu den drei Wohlthaten Aegyptens gehört neben dem Nil und dem Kameel die Dattel, und nach arabischem Glauben ist sie einzig unter allen Pflanzen erst am sechsten Tage der Weltschöpfung aus derselben Erde emporge-

sprossen, aus welcher Adam geschaffen worden. Sie ist eine Schwester des Menschen. Und ebenso erscheint das Dasein zahlreicher südamerikanischer Volksstämme ausschließlich an diesen Lebensbaum gebunden. Unter allen Dichtern hat ihn keiner beredter gepriesen als A. Grün:

— Wohl ist das Land noch fern! Ein schmales Band
Liegt's auf des Horizontes weitem Rand;
Ein blauer Strich nur steigt daraus hervor:
Ragt Obelisk, Thurm oder Säul' empor?

Jetzt sind sie nah! Ein Baum ist's nur! Es steigt
Einsam sein Riesenschaft; hoch oben zweigt
Ein Dom von Laub, als sei gestellt hinauf
Ein Tempel auf des Obelisken Knauf!

Mauritia ist's, die Palm', im lauen Wind
Des Wipfels grüne Fächer wiegend lind!
Die Krone säuselt aus den luft'gen Höh'n,
Wie Menschenwort, harmonisches Getön:

„Willkommen Fremdling! Sprich, was thut dir Noth?
Verlangst du Brot, sieh', meine Frucht ist Brot,
Und dürstet dich, trink' meinen Palmenwein,
Ich will dein Acker, Quell und Weinberg sein!

„Bist nackt du, web' ein Kleid aus meinem Bast,
Und schläfert dich, ruh' unter mir, mein Gast,
Mein Schatten wirkt dir Decken leicht und nett,
Ich will dir Wollenheerde sein und Bett!

„Willst beten du, wölb' ich dir grünen Dom,
Und willst du schaun auf Land und Meeresstrom,
Von meinen Höh'n siehst du's in Fried' und Sturm;
Ich will dir Kirche sein und Wart' und Thurm!

„Sieh' hier wildfreie Söhne der Natur!
Ich bin ihr Reich, ihr Haus und ihre Flur!
Auf Wieg' und Brautbett senk' ich Palmenreis,
Ihr Sterblied säusl' ich einst als Glocke leis.

„Schwämmst du als Diogen im Fasse her,
Rasch schwing' an's Land den Fuß! Doch stoß in's Meer
Dein Faß zurücke mit dem andern Fuß;
Denn deine Tonne selbst ist Ueberfluß."

Ich übergehe die übrigen Charakterformen und erwähne nur noch der Kasuarinen und der Kakteen. Dieselben scheinen gerade hier ihre Stelle zu haben, obschon sie zu den Dikotyledonen gehören. Mächtigen Schafthalmen gleich ragen die ersteren empor: noch Reste, scheint es, einer untergegangenen Schöpfung, wie vielleicht das Inselland selbst, auf dem sie heimisch sind. Der schlanke Stamm, mit schwarzer, wie verkohlter Rinde bedeckt, treibt nur wenig gegliederte Aeste, in immer dünnere Zweige sich spaltend, bis diese endlich in langherabhangende Borstenbüschel ausgehen, die im Winde schwirren und zischen. Ihre dürre, schattenlose, seltsam zerfaserte Gestalt ist ebenso ohne Leben, als die starrkompakte der Kakteen. Diese Gewächse, die zu ihrem Gedeihen fast keines Tropfens bedürfen, sondern sich mit den gasförmigen Wasserdämpfen der Luft begnügen, haben von den Kordilleren aus fast die ganze heiße und warme Zone bedeckt. Sie sind die „Quellen der Wüste", welche dort, wo jeder Brunnen versiegt ist, das dürstende Thier tränken, und um das Beduinendorf bauen sie eine Mauer, die ununterbrochen in eigener Kraft emporsteigt und selbst dem Leoparden undurchdringlich ist. Das pflanzliche Grün verbleicht bei ihnen zu einem Bleigrau; die Blattbildung hört ganz auf. Dagegen entwickelt sich der saftstrotzende Stamm in einem unerschöpflichen Spiel barocker Gestalten. Bald mit vielgliedrigen, phantastischen Armen das Gestein umklammernd, bald in scharfkantigen Säulen orgelartig emporsteigend, mit Dornen bewehrt, oder mit Haaren greisenhaft behängt und mitten aus diesem Gewirr die wunderbare Blüthenflamme hervortreibend, stimmt diese Pflanzensippe, die uns an die Thiergebilde des Meergrundes, an Polypen, Korallen, Seesterne erinnert, ganz mit der symmetrischen, grotesken Vegetation, welche bisher zu schildern versucht ward.

In den vollen Gegensatz hierzu tritt nun das Dikotyledonengeschlecht der eigentlichen Bäume. In ihren durcheinander geschlungenen Stämmen und Zweigen, in ihren thauigen, ewig schwankenden und rauschenden Laubmassen wohnt nicht jener brütende Ernst. Hier scheint ein unruhiges, fast leidenschaftliches Leben, eine tiefinnige Sehnsucht zu athmen [1]). Es ist, als ob eine Seele unter Wehen sich losränge aus dem Banne der Natur. Die Wurzel hält den Baum an die Scholle gefesselt, aber der Wipfel strebt verlangend und kämpfend über die engen Grenzen hinaus. Und wenn die Frühlingssonne ihre lauen Ströme um ihn her ergießt, dann entfaltet er wohl sein Leben in Blättern und Blüthen; aber der Herbst wirft sie wieder zur Erde, und bald steht der Baum entsagend in winterlicher Trauer. Welcher Nordländer kennt nicht die Stimmungen, mit denen dieses Aufgrünen und Absterben das Gemüth sympathisch erfüllt? Dazu mischt sich der innige Antheil, den die Bäume als lebende Denkmäler vergangener Zeiten, als Vermittler zwischen dem Vormals und Jetzt, unwillkürlich empfangen. Sie sind die Zeugen auch unseres eigenen Lebens, unsere Jugend ist an ihnen emporgewachsen, unsere ersten und oft unsere liebsten Gedanken haben sich mit ihnen verschwistert, selbst für unsere tiefstschlummernden Empfindungen sind sie ein waches Echo.

Freilich ist nun hier sofort eine Gruppe von Bäumen auszuscheiden, welche mit den Monokotyledonen noch gewisse Aehnlichkeiten hat und zu unseren Laubbäumen den Uebergang bildet. Ich meine die Bäume des südlichen Europa, deren Natur Vischer als die plastische bezeichnet. Auch ihnen eignet Adel und Schärfe des Charakters; aber sie lösen die Starrheit der orientalischen Bildung in fließende Formen, wie sie andererseits die erhabene Ungemessenheit, die seltsamen Ausschweifungen derselben auf ein gefälligeres Maß beschränken. Das Ganze, so voll es wuchert, ist oft mehr Strauch als Baum; aus dem festgewebten, metallisch glänzenden, immergrünen Laube leuchten Blüthen und Früchte, und damit auch der Schmuck der Schlingpflanzen nicht

fehle, winden sich Epheugehänge und Rebenguirlanden in den Zweigen hinan.

Ich erinnere an die Orange mit dem saftgrünen, massiven Laube und dem wunderbar belebenden Arom ihrer Blüthe, an den schlanken Strauch der Daphne, an den Myrtenhain, durch dessen kühles Dunkel Granate und Oleander mit ihren heißen Farben blicken, an den Johannisbrotbaum, der auf den starken, eichenähnlich verkrümmten Zweigen die breiten Blätterdächer über den Boden legt, an die weiche Feige mit den schlangenförmig auseinanderlaufenden Aesten, mit dem großen, schön gelappten Blatt und den stiellos emporstehenden Früchten.

Vor Allen aber tritt der Oelbaum hervor, die Weide Italiens. Die Stämme desselben sind meist krumm, gespalten und zerrissen, als wären sie vom Blitze zerschlagen, so daß höchst abenteuerliche Formen hervorgehen. Auf diesem phantastisch aussehenden Torso stehen nun die dünnen, schwanken Zweige, die nach allen Richtungen in die Luft hineinfahren. Aus dem Wirrsal derselben vermag sich keine schön modellirte Masse zu bilden, und nur die Vereinigung vieler Bäume auf einer Fläche stellt einigermaßen das Bild eines Waldes dar. Das fahlgrüne, mattblickende Laub giebt einen trüben Ton und läßt so den Baum der Minerva in der That als ein an sich unschönes Element in der Landschaft erscheinen. Dennoch weckt er eine gewisse Weichheit der Stimmung, und wenn die Sonne hell auf die verwitterten Kalkfelsen am Meeresufer scheint und das Auge überall geblendet sich abkehrt, dann ruht es doch mit Wohlgefallen auf diesem grauen Grün [1]).

Nicht leicht mag das Alterthum eine Pflanze dankbarer gehegt haben, als die nährende und für den Süden geradezu unentbehrliche Olive. Aber außer dem Reichthum ihrer Frucht, die das wahre Fett der Erde ist, haftet an ihr die Poesie der menschlichen Kultur. Als, nach der Sage, Poseidon und Athene um die Herrschaft stritten und jener mit dem Dreizack Wasser aus dem Felsen riß, ließ Athene neben dem Quell

den Oelbaum hervorwachsen. Er ist das Geschenk der klugwaltenden Göttin, der erste Markstein eines ruhig bauenden und schaffenden Lebens, und bot sich so dem Frieden und der in ihm wirksamen Ordnung von selbst zum Symbol. Sein Zweig ist köstlicher als der stolze des Lorbeers. Ihn in der Hand naht der Bittende den Göttern, der Rathfragende dem Orakel; mit dem Oelzweige treten die Karthager, nachdem sie sechs Tage und sechs Nächte auf's tapferste gekämpft, vor Scipio, ihn um ihr Leben zu bitten [1]). Auch das Morgenland kennt diese Deutung. Es ist ein Olivenblatt, welches der in die Wogen der Sündfluth hingerissenen Welt verkündigt, daß der Himmel nicht mehr zürne. — Aber der Oelbaum würde jener gefeierte Wohlthäter nicht sein [2]), wäre er nicht zugleich auch von unverwüstlicher Dauer. Vom Feuer bis nahe zur Wurzel vernichtet, treibt er aus dem Stumpfe noch seine geheiligten Sprossen,

„Die kein greiser, kein junger Heerfürst
Je mit feindlicher Hand tilgend verheert:
Denn mit dem ewigen wachen Blick
Sehn Zeus Morios Augen ihn
Und helläugig Athene." (Sophokles.)

Deshalb ist es ein treffendes Bild, wenn der Dichter, die Wohlfahrt und das Gedeihen des Hauses zu bezeichnen, dasselbe mit der vielzweigigen Olive vergleicht, und will der Prophet dem gebeugten Volke den Frieden und die Fülle einer wiederkehrenden goldenen Zeit schildern, so kann er seine Hoffnung nicht besser anknüpfen, als an die gesegnete, Alles überwindende Kraft dieses Baumes. (Hosea, 14, 7.)

Am stattlichsten und kräftigsten erscheint die Olive auf Korsika. Im Alterthum klagt noch Seneka, daß der Pallas Geschenk auf dieser Insel nicht zu finden sei; erst von den Genuesen wurden die Korsen zum Anbau des Baumes gezwungen. Aber jetzt gewährt er bis auf die Berggipfel hinauf überall seine Frucht, und neben den alten verfallenen Zwingburgen stehen seine dichten Pflanzungen als ein dauerndes, friedevolles Denkmal der Genuesenherrschaft [3]).

Die Olive führt von selbst zu den eigentlichen Laubbäumen, welche in diesen Blättern besonders gezeichnet werden sollen. Ehe indessen hierzu übergegangen werden kann, ist noch ein zweites Baumgeschlecht zu nennen, welches in seinem ästhetischen Charakter ebenfalls an die Monokotyledonengruppe erinnert. Es sind die Nadelhölzer. Von den Naturforschern gewöhnlich als eine nordische Form beansprucht, haben sie doch in allen Zonen ihre Repräsentanten, von der Libanonsceder bis zu den Wachholder- und Föhrensträuchen der skandinavischen Tundern.

Sie bilden nach Okens bezeichnendem Ausdruck das „Dach der Berge." Aus den Ebenen und Sandsteppen ziehen sie aufwärts, unter sich die Laubbäume zurücklassend. Wo der Granit seine Thürme in die Wolken baut und die Wasser donnernd aus dem Geklüpfte springen, da steigt das schwarze Heer hinan und pflanzt die Lanzen auf. Zu den höchsten Gipfeln klimmen sie, und ist alles andere Gewächs erstorben, dann kriecht zu Boden geworfen das Knieholz (Krummholz, Pinus pumilio) weiter. In seinem Haar, in seinem zottigen Moosbart wühlt der Sturm, er zerrt an den langausgreifenden, dicht gegen Erde gedrückten Armen; aber der Gnom schlingt seine Zweige nur um so fester ineinander und klammert sich mit eiserner Kraft an die Steine des Hochmoors, in den er hundert Wurzeln gegraben. Ja, auf den steilsten, nacktesten Alpenhängen haftet sein Fuß. Die schwarzen Massen des Strauchs ziehen da oft über weite Strecken, einem unterirdischen Walde gleich, dessen Kuppen nur aus der Tiefe tauchen. Neben und unter ihm aber schickt die Alpenrose ihre purpurne Fluth hinab. Hier verbirgt sich die Gemse, denn hieher dringt kein Verfolger, aber die Lawine, wenn sie zerschmetternd von dem Gipfel stürzt, fängt sich machtlos in dem unzerreißbaren Netze dieser Baumzwerge [1]).

Faßt man den Charakter des Fichtengeschlechts zusammen, so läßt sich sagen: er habe etwas Starres, bei den entwickelteren Arten Drohend-Erhabenes und Trauerndes zugleich. Nur die Lärchentanne (Larix)

mag als Ausnahme gelten. Sie ist ihres stahlfesten Holzes unerachtet ein weicher, heiterer Baum. Frei und luftig gehen ihre Zweige hinaus, um die sich die Nadelbüschel wie ein zierlicher Federkranz setzen; zugleich wirft sie, allein unter allen Coniferen, im Winter das Laub ab, und es ist ein äußerst freundlicher Anblick, wenn sie dem Frühling die jungen Schossen fühlfädenähnlich entgegenstreckt, mit smaragdenen Blattknospen und karminglänzenden Kätzchen ringsum beputzt. — Gewissermaßen einen Gegensatz zu ihr stellt der buschigdichte, finstere Taxus (Eibe, Taxus baccata) dar, der alte Zauberbaum [1]), der auch, wo er unverstümmelt wächst, nur geringe Höhe erreicht. Von anderen Bäumen überragt und beschattet, behält er einen fast strauchartigen Charakter; aber dafür ist er zäh- und langlebiger als irgend einer seines Geschlechts, und übertrifft hierin selbst die nach Jahrhunderten zählenden Eichen und Linden. — Die Wahlverwandtschaft des Nadelholzes mit dem orientalischen Typus wird sich vielleicht am besten herausstellen, wenn der Verfasser jetzt das Bild einiger Species giebt, an welche sich die übrigen als bloße Varietäten leicht anreihen.

Die Cypresse.

Die Cypresse (Cupressus sempervirens) gehört auch ihrer geographischen Verbreitung nach mehr dem Morgen- als dem Abendlande zu. Doch bildet sie bereits einen hervorstechenden Zug in der südeuropäischen Landschaft; unter dem Norden erscheint sie nur als heimwehkranker Flüchtling.

In stolzer Linie hebt sich der Stamm empor, während Aeste, Zweige und Nadeln im dichten Geflechte ihren schweren Sammtmantel um die hohe Gestalt hüllen. Gleich einer Pyramide unten massig ausgebreitet und nach dem Wipfel hinauf immer schärfer sich zuspitzend, entwickelt der Baum einzelne Aestegruppen in vollen, edlen Formen, durch welche die mathematische Strenge des Wuchses angenehm unterbrochen wird und das ganze Gebilde den Reiz plastischer Schönheit erhält. Das Blatt, zur Nadel

zusammengezogen, und noch mit dem Dufte getränkt [1]), der dem unvergänglichen Holze entquillt, starrt regungslos um die Zweige und vollendet in der Tiefe seines Schwarzgrün, das kein Frühling verjüngt und kein Winter zerstört, den eigenthümlichen Charakter des Baumes. In der That möchte sich diese düstre Erhabenheit, dieses halb schläfernde, halb majestätische Schweigen kaum bei einem anderen Gewächse wiederfinden. Darum ist die Cypresse vor Allem ein Sinnbild der Trauer geworden. Durch ein Cypressengewölbe steigt der alte Dichter zur Unterwelt hinab, und wollen wir den Sarg unserer Todten schmücken, so darf neben Lilie und Palme der Zweig des geweihten Baumes nicht fehlen [2]). So stehen im Garten der Alhambra um einen stillen Wasserspiegel her jene halbtausendjährigen Cypressen, welche die liebeglühende Maurenkönigin zum Andenken ihrer Freude und ihrer Schuld dorthin pflanzte. Mit ihrem Schatten decken sie das Grab des Geliebten, und noch glüht in zahllosen dunklen Rosen das Blut der Maurin. Aber kein flüsterndes Blatt nennt seinen Namen; dem verschwiegenen Baume entlockt kein Lufthauch ein verrätherisches Rauschen.

Ueberraschend ist der Contrast, in welchem die Cypresse aus den leichtbewegten, heitergrünen Gebüschen der Akazien und aus den blassen des Oelbaums hervortritt [3]). „Wie die Cypress' im Garten", sagt Theokrit [4]),

„so mit rosigem Wuchs schien Helena vor Lakedämon."

Und noch kühner vergleicht Hafis die Cypressen der schlanken Gestalt der Geliebten:

> Aus Erinn'rung deines Wuchses stehn Cypressen in dem Hain.
> Weil Cypressen auf den Fluren deine schlanken Glieder sehn,
> Bleiben sie darob erstaunet dorten eingewurzelt stehn.
> Vor der Haltung deines Wuchses nimmt Cypress' den Schleier vor!

Imposant wirken Massen dieses Baumes in langen Wänden; ebenso bilden sie, vereinzelt oder zu Gruppen (clumps) gesammelt, vor den Fronten der Paläste einen grandiosen Schmuck, der um so mehr an wirklich

künstlerischer Bedeutung gewinnt, je mächtiger die Horizontallinien der Architektur sich strecken. Besonders schön erscheinen sie in der Nähe der Fontänen. Die steigende, fallende Wassergarbe, das magische Farbenspiel von Myriaden sonnendurchstrahlter Tropfen, das üppige Grün der Moose und Lilien, stellt hier ein fröhliches, unerschöpftes Leben neben die schweigende Todesschwermuth. Aber der schroffe Gegensatz löset sich in dem Rauschen des Quells, das in seinem ewigen Rhythmus von Kommen und Gehen die Seele in sehnsuchtsvolle Träume wiegt.

Doch nirgends machen diese melancholisch in sich geschmiegten Bäume vielleicht eine gleich tiefe Wirkung, als in den Vorhöfen und Umgebungen der Klöster. Hier sind sie so ganz an ihrer Stelle. Unter den schwer und feierlich aufsteigenden Wipfeln steht der Mönch. Vor ihm thut in der Pracht des Sonnenunterganges ein Paradies sich auf; er sieht es nicht. Seine Gedanken sinken in die Tiefen der eigenen Seele und brüten über verschütteten Bildern. Da ruft die Klosterglocke durch die Stille, ein langhallendes Ave weht herüber. Der Mönch verschwindet, aber über dem trauernden Baume, wie über einem riesigen Sarkophage, taucht mild der Abendstern empor.

Während diese Cypresse meist einsam steht [1]), selten nur am Abhange sonniger Berge einen dunkeln Vorhang dahinziehend, sammelt sich die dichtbelaubte Cypresse der neuen Welt (Cupressus disticha) in den Ebenen von Kalifornien, Louisiana und Virginien zu weitgestreckten Wäldern. Hier, bei dem Baume der Jahrtausende (es giebt einzelne, deren Alter auf viertausend geschätzt wird), wächst die Erhabenheit zu dämonischer Gewalt. Noch hat die Axt die Urwildnisse nicht gelichtet, noch keine Kunst die mit allen Schrecken erfüllten Moore ausgetrocknet, welche unter dem Namen der Cypressensümpfe verrufen und von Sealsfield so furchtbar lebendig geschildert sind. Riesenstämme von mehr als dreihundert Fuß Höhe und von unerhörter Stärke drängen sich aneinander, ihre Zweige in einander flechtend und am hellsten Tage düstre Nacht verbreitend, so daß der Fuß, der hier eindringt, nur

bei dem Scheine der Fackeln seine scheuen Tritte wagen darf. Wild übereinander gethürmte Blöcke und Stämme ragen halbverfault aus dem bodenlosen Schlamme, in welchem Alligatoren, Schlangen und beißende Schildkröten lauern: die alleinigen Herren dieser unter der Gluth einer fast tropischen Sonne qualmenden Hölle. So im Sommer, während im Frühling die trüben, schlammigen Fluthen der austretenden Ströme in meilenweiter Ausdehnung durch diese feindselige Vegetation brausend sich ergießen [1]).

Die Pinie.

An die Cypresse reiht sich die Pinie (Pinus pinea). Sie stellt den weiblichen Typus des Nadelholzes dar, und zwar in der reinsten Gestalt. Eine rothschimmernde, Reben- und Epheuumsponnene Säule, am Wipfel die Aeste schlangenförmig hervorbrechend, und darüber im breiten Schirme die bläulichgrüne Krone. So steht dieser schlanke Baum als einer der edelsten, plastisch vollendetsten, gleichsam als die poetische Signatur des Südens da, und mit Recht lassen ihn die Maler auf italiänischen Landschaftsbildern nie fehlen. Schon auf den Wandgemälden von Pompeji herrscht er neben der Cypresse fast ausschließlich. — Gern sucht er die sandige, felsige Küste, er spiegelt sich in dem Meere, dessen Farbe seine Nadeln schmückt, und durchschneidet es als windbeflügelter Kiel. Deshalb weiheten ihn die Griechen dem uferbenetzenden, schiffetragenden Gotte, während der Römer auch in der Pinie den Baum der Trauer und des Todes sah [2]). Im deutschen Mittelalter erscheint sie nicht weniger bedeutungsvoll. Hier ist sie der Baum des Verraths. Unter einer Pinie gelagert verlockt Blanscandiz den Genelun zum Treubruch; im Pinienschatten beschließt der Paladin mit Marsilie Roland's Untergang. Vielleicht, daß sich so der Sage gewissermaßen unbewußt das Land versinnbildete, dessen verderblichem Zauber ihre Heldengeschlechter zum Opfer fallen [3]).

Die Föhre.

In einem ähnlichen Verhältnisse wie Cypresse und Pinie stehen unsere Tanne (Fichte, Abies) und Föhre (Kiefer, Pinus silvestris). Sie treten jedoch ungleich mächtiger hervor und bedecken wohl ganze Länderstriche so, daß die Tannen meist in den Urgebirgen, die Kiefern in den unfruchtbaren Alluvien herrschen. Auf diesem letzteren Umstande mag großentheils die traurige Stimmung beruhen, welche die Föhrenwälder hervorrufen, wenngleich ein solcher Wald auch an sich immer einförmig und melancholisch bleibt. Hier singt kein Vogel, keine Quelle springt, selbst die Luft steht still und schwül, und jede Vegetation muß in dem mit Nadeln übersäeten Sande ersterben. Nur das Heidekraut strickt unermüdlich sein dürres Büßergewand über das kraftlose Erdreich. Es ist gleichsam ein einziger großer „Waldkirchhof", zwischen dessen kahlaufragenden Säulen das Auge umsonst nach Leben sucht, bis es zuletzt müde auf der heißen Sandlinie des Pfades haftet, in dem schwarze Ameisenkaravanen hin und her ziehen und Cikaden schwirrend sich sonnen. Der Eindruck der Sterilität und der Verlassenheit überfällt in seiner ganzen Schwere den Sinn [1]).

Ganz anders erscheint dagegen die Föhre am Rande frischgrüner Wiesen oder im Gemisch mit lichtem Laubgehölz. Da entsteht sogleich der wohlthuende Contrast, welcher auch die unansehnlichste Erscheinung zu heben vermag. Uebrigens ist ihr Wuchs freier, der Pinie verwandt, wie denn auch der rothe Brustpanzer der Stämme und das Meergrün der Nadel dazu stimmt. Doch biegen sich diese Stämme oft in knorrigen Linien, und andererseits nehmen die Zweigmassen statt der Schirmform häufig die quirlartig-pyramidalische an. Dabei sendet die Föhre, im Gegensatz zur tief- und weitwurzelnden Tanne, nur einzelne unsichere Klammern in die Oberfläche des Sandes, so daß sie im Sturme ächzend aufzuckt und oft ganze Reihen stürzen. — Selten haben Künstler diesen Baum dargestellt, aber er ist in hohem Grade malerisch. Es um-

giebt ihn jene unfruchtbare Kahlheit, jene Sandmelancholie selbst mit einer eigenen Poesie, und Meister wie Everdingen und Blechen haben sie verstanden. Ihre Föhrenwälder sind Perlen der Landschafterei. Wie unwirthlich und trüb endlich die Kiefer erscheine: in der winterlichen Erstarrung der Natur ist sie (wie alles Nadelholz) dem Nordländer Ersatz und Hoffnung des Frühlings zugleich; sie verbürgt ihm, um mit Humboldt zu reden, „daß das innere Leben der Pflanzen gleich dem prometheischen Feuer auf unserem Planeten nie erlischt."

Die Tanne.

Der edelste unter unseren Nadelbäumen ist unstreitig die Tanne (Fichte[1]). In den Nacken des Gebirges schlägt sie ihre Wurzeln und steigt in schwindelnder Steillinie empor, indeß sich ihre Zweige schwer hinabsenken: eine erhabene Pyramide, auf der der verhüllte Geist des Nordens thront, wie in ewiger Sehnsucht nach dem Süden trauernd[2]). Majestät und Schwermuth mischen sich mit einem Zuge kühnen Trotzes in diesem Baume. Seine düstre Pracht faßt uns ernstgebietend. Aber der wolkenanklimmende Wuchs selbst, das Sonnenlicht, das durch die Wipfel glimmt, der Sammetteppich zu seinen Füßen, ewig frisch erhalten von den überall rieselnden Quellen, die Waldblumen umher, die zarte Traube der Circäa, die weiße Blüthe des Wintergrüns, die rosige des Vacciniums, gemischt mit dem Purpur reifender Beeren, all dieses warme, farbige Leben löst das in sich zurückgescheuchte Gemüth, so daß es befreit sich neu erhebt.

Wie gerne denke ich hier deiner, einsames Erzgebirg, mit den finsterschattenden Schluchten und den sanftumblauten Höhen! Ringsum schreiten die stolzen Bäume hinan und von allen Zweigen tropft duftiggoldenes Harz. Kein Laut unterbricht das Schweigen; nur daß drüben vom Felsen der Wildbach sich brausend niederstürzt. Schon ist die Nacht hinabgesunken in die Thäler; aber auf den Bergen ragt die Tanne, das Haupt in Sonnenglorie leuchtend, wie ein Priester Gottes,

die müde Erde zu segnen. Da steigt aus Nebelduft der Mond und hängt silberne Strahlen in die Zweige, und alle Höhen, alle Gründe schwimmen und schimmern im magischen Licht. Es erwacht der Wind, mit leisem Fittig die tausend Saiten der großen Waldharfe streifend, und nun beginnt in den Wipfeln jenes melancholisch-gedämpfte Säuseln gleich fernem, fernem Rauschen, und „frommer Schauder" rührt das Herz. Es ist, als ob die Weltruhe, die auf dem schwarzen, schlafenden Gebirge lagert, Rede gewönne. Wunderbare Stimmen klingen herüber, alle die Wünsche, die Leidenschaften verstummen; aber aus der Tiefe der Seele, wie aus einer geheiligten Fluth, hebt sich der Engel des Gebets. —

In den Hochebenen, welche den Polarkreis einschließen, breiten ungeheure Fichtenwälder ihr Dunkel ununterbrochen über das Land. Die mächtigsten Stämme werden zu Tausenden niedergeworfen, und dennoch scheint der Wald noch so dicht, wie vordem. Der schäumende Strom trägt sie zum Fjord, zum Meer hinab, wo sie abermals bestimmt sind, ihre schlanken Gestalten emporzurichten, entkleidet von den langen Aesten und den dunkelgrünen Nadeln, aber mit einer neuen, schneeweißen Hülle von Segeln angethan. Die biegsame Faser des Krautes ist des Baumes Herr geworden, und der König des Waldes, vor Kurzem noch so fest in der Erde wurzelnd, muß der weitgespannten Leinwand gehorchen, die von der zarten, blauäugigen Blume gewoben worden, welche kaum zu etwas mehr tauglich schien, als die Wiese zu schmücken und die wilden Vögel mit ihrem Samen zu nähren [1]).

Die Betrachtung darf sich jetzt zu den Laubbäumen wenden. Es wird indessen, um Wiederholungen zu vermeiden, auch hier ausführlicher nur auf die besonders charakteristischen Gestalten einzugehen sein, indem sich daraus das Verhältniß der übrigen, mehr vermittelnden Formen leicht ergiebt. Wir beginnen mit der Weide.

Dieser Typus wird im Süden vornehmlich durch den Oelbaum, im Norden durch die Weide selbst, durch die Pappel, die Espe, die Birke vertreten. In ihm herrscht ein freier, leichter Wuchs, zuweilen ein heiterer Schwung, oft aber auch eine elegische Weichheit, die bis zur Zerflossenheit fortgeht. Mächtige Formen, energische, glänzende Farben wird man daher in dieser Klasse nicht suchen dürfen, wie denn einzelne der genannten Species sich nicht selten in niedrigem, grauem Strauchwerk verlieren. Was oben von der Olive gesagt wurde, läßt sich von diesem ganzen Typus sagen: die Zweige sind locker und stehen ruthenförmig auseinander, die Blätter, ewig schwankend, sitzen an langen, dünnen Stielen, sind meist etwas hart und auf der Kehrseite hell gefärbt.

Die Weide.

Die Weide (Salix) erscheint bei uns fast nur verstümmelt: mit plumpem Stamm und geschorenem Haupt. Selbst dem Beile verfallen, war sie auch ehedem der Baum des Fluches und des Urtheils, an welchem gehenkt wurde. An einer Weide hatte Judas sich erdrosselt. — Ihre zähe Lebenskraft entspricht ganz ihrem Habitus. Wenn der Baum seine jugendliche Krone emporhebt, kommt die Axt und „kappt" die glatten Zweige. Aber unverwüstlich, wie die Olive, treibt er nach jeder Beraubung neue Loden. Selbst in den Narben, die das Eisen zurückließ, sammelt sich die Kraft der Vegetation; sie schwellen, ein unförmlicher Kopf entwickelt sich, phantastische Gestalten wachsen heraus. Ja es ist eben diese Kraft, welche den immer dicker werdenden Stamm zersprengt, erst leicht ihn öffnet, dann tiefer hinab spaltet, zuletzt bis zur Wurzel aufreißt, so daß nun die Seiten sich auseinander werfen, und im Mondlicht das morschgewordene Innere leuchtet. Doch auch jetzt ist das Leben des Baumes noch nicht gebrochen. Denn während aus dem geborstenen Bauche parasitisches Gesträuch herausquillt, oder das Feuer der Hirtenknaben ihn bis auf den letzten Rest verkohlt hat, grünt

auf der zerrissenen Rinde noch jeden Frühling ein üppiger Strauß von Zweigen, in dem manch munterer Vogel wohnt. Friedlich, wie zur Tränke wandelnde Heerden, ziehen die Weiden den Bach entlang, stellen sich auch gern, andere Bäume meidend, als ein bescheidener Rahmen um das niedrig gelegene Dorf. Mancher malerischen Wegkrümme geben sie Schatten, und wir haben als Kinder oft unter ihnen gelagert, mit geübter Hand die vollsaftige Rinde von den Ruthen gelöst und an der rohen Musik der Bastflöte uns ergötzt! Aber wie lieb sie uns auch geworden aus den Tagen fröhlicher Spiele und Lieder: solchergestalt bleiben sie doch immer unschön und charakterlos. Nur wo sie unangetastet von Menschenhand emporwuchs, ist die Weide ein wirklich schöner Baum. Sie erscheint dann trotz der viel- und scharfrissigen Rinde und trotz der schmalen, spitzigen Blätter graziös, und die biegsamen Zweige, die rastlos ihre dunkelhellen Wellen schlagen, geben ihr sogar einen entschieden weichen Ton. Einige erheben sich dabei zu imposanter Höhe und bilden breitkuppelige Kronen [1]).

Die vollendete Form dieser Species zeigt die Trauerweide (Salix babylonica). Wie langherabwallendes Haar sinken die Zweige, wie niederrinnende Tropfen die Blätter hinab. Ganz in sich verhüllt, steht sie da: ein Bild weinender, weiblicher Klage [2]), gegenüber der auch in der Trauer noch stolzen, das Gemüth auch im Schmerze noch feierlich erhebenden Cypresse. Daher werden Phaethons Schwestern, als sie wehklagend um den Verlorenen an den Ufern des Eridanus stehen, in Trauerweiden verwandelt, aber auch da vergessen sie des geliebten Bruders nicht und weinen ihre goldenen Thränen in die Fluth; daher singt Desdemona, von dem höchsten Kummer betroffen, das ergreifende Lied von der Weide; daher reicht in Scott's Braut von Lammermoor Heinrich seiner Schwester Lucie einen Weidenzweig, als diese in ähnlicher Lage sich befindet. Ebendeshalb endlich bricht der Samländer, wenn die Freude des Pfingstfestes zu Ende geht, die Lindenlaube vor seinem Hause ab und setzt an deren Stelle ein Weidenzelt [3]). — Wir

stellen den Baum gern über den Grabhügel oder an den einsamen See; sehnend blickt er in den dunkeln Spiegel, um ihn aber zieht der Schwan seine Kreise, und aus der Tiefe taucht wie eine stille Sage die Wasserrose.

Die Pappel.

Die (lombardische) Pappel (Populus fastigiata) verräth in dem vornehmen Anstande ihre Haltung und in dem glänzenden Grün der festen Blätter sogleich die südliche Abkunft. Doch ist sie bei uns so eingebürgert, daß sie billig für deutsch gelten darf.

Vielleicht ist kein Baum so verschiedenartig betrachtet worden, als dieser. Der hohe, schlanke Stamm, an den sich ringsum die aufwärts strebenden Zweige mit ihrem dichten, dunklen Laube schmiegen, stellt das Leben der Pappel recht als ein Sonnenleben dar. Darum wurde sie wohl von unseren Dichtern als ein Symbol der Sehnsucht, ja erhabener Trauer gefeiert [1]), und auch die Alten mochten ihr eine ähnliche Bedeutung gegeben haben [2]). Gewiß ist, daß sie diesen Baum vorzüglich häufig an Straßen, öffentlichen Plätzen, Gräbern und Denkmälern anpflanzten, daß — außer der Olive — keiner öfter auf ihren Münzen und Kunstwerken erscheint. Der Hain des Akademos bei Athen war ein Pappelgang.

Dennoch will uns die Pappel selten behagen. Am meisten hat sich ihrer die französische Gartenkunst bemächtigt, welcher ein Baum, der fast gar keine Individualität entwickelt, und selbst mit seinem Schatten kargt, besonders zusagen mußte. Die Pappel fügte sich leicht in das geistlose Ebenmaß dieser Gartenarchitektur, während sie doch auch, gehörig gruppirt, den Eindruck stolzer, schroffer Gravität geben konnte, welchen jene Parks trotz ihrer Rokokkospielereien nie zu verfehlen suchten.

„Der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig dahin!“

heißt es in Schillers Spaziergang. — In ihrer ganzen Nüchternheit erscheint die Pappel auf unseren Landstraßen, deren Staub selbst ihr

frisches Grün verlöscht. Welche Oede in diesen unabsehlich gedehnten Zeilen, in diesen kahlen, stangenähnlichen Wegzeigern! In der That: so poetisch der sorglos schweifende Fußpfad am grünen Waldesrand oder am Gartengelände mit seinen überhangenden Blüthen und Früchten, so ermüdend prosaisch ist die gradlinichte Kunststraße mit ihren marklosen, aristokratisch hochgerecken Pappeln Die „langen Müßiggänger" gehören weder in die romantische Waldwildniß, noch an das Feld, das der Schweiß des Landmanns bebaut; vor Kasernen und Zollhäusern wollen wir sie uns gefallen lassen. Wer fände nicht bezeichnend, daß Napoleon [1]) gerade diese uniformmäßigen Bäume liebte, und ihre Anpflanzung oft persönlich befahl? Ihr langgestieltes Laub schlägt bei jedem Luftzug zusammen; aber selbst diese Bewegtheit, welcher die Pappel den Namen zu verdanken scheint [2]), verstimmt, da sie doch sonst das Gemüth so innig anspricht. Es ist ein hartes, unmusikalisches Getön, belästigend wie ein Geschwätz, dem man sich nicht zu entziehen vermag. Und so hat auch die Fabel in der Pappel ein Bild der Geschwätzigkeit und des Dünkels gefunden.

Die deutsche Pappel ist weniger steif, zumal die Schwarzpappel, doch darf auch sie einen Anspruch auf Schönheit nicht machen. Ihr steht am nächsten

die Espe

(Populus tremula). Derselbe schlanke Wuchs, dasselbe Blatt, nur zierlicher gestaltet und matter in der Farbe, dieselbe wässerige, blasse Rinde. Auch die Verzweigung hat etwas Aehnliches: aus einem geraden, doch niedrigeren Stamme entspringen in fast gleichmäßigen Zwischenräumen rechts und links die Aeste, meist spröde, parallele Linien bildend.

Die Espe stellt ihr herzförmiges Blatt wie Täfelchen auf einen langen, feinen, merkwürdig drehbaren Stiel, und dieser selbst steht nur mit einem schmalen Fuße auf dem Holze. So geschieht es, daß auch der leiseste Hauch die Blätter lüftet, und selbst bei ruhigem Wetter gewahrt man ein Gezitter von Grün und Silber, welches nie austau-

melt; immer hört man dies seltsame, scheue Gelispel. Daran knüpft sich denn auch der Name der Espe, so wie jene weitverbreitete Legende von dem hochmüthigen Ungehorsam des Baumes. Als noch der Herr auf Erden wandelte, erzählt die Sage, beugten sich alle Bäume vor ihm, nur die Espe nicht. Darum wurde sie mit ewiger Unruhe gestraft, so daß sie bei jedem Windhauch erschrickt und zittert, wie jener Jude Ahasver, der nie rasten kann. In alle Welt zerstreut sind die Enkel und Urenkel des übermüthigen Baumes, ein zaghaft Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe der Wälder [1]).

Die Birke.

Dem Froste und dem Sturme, dem Blitze und selbst der Fäulniß trotzend, im Sumpfmoor wie im dürren Sande gedeihend, bedarf die Birke nur einer Spanne Erde, ihre Wurzel hineinzusenken. Auf den norddeutschen Grasebenen steht sie in zerstreuten Gruppen und Hainen entlang; weite, schimmernde Waldstrecken füllt sie in den Tiefthälern von Norwegen, und da selbst, wo ewiger Schnee den Kiölengrat umhüllt, klammert sie sich an die stiefmütterliche Scholle. Dort an der letzten Marke der Vegetation beugt sie sich über das Gestein, wie der trauernde Genius der Pflanzenwelt, in der Hand die umgestürzte Fackel: das grünende Leben sinkt wieder in den Schoß zurück, dem es sich schwerkämpfend entrungen. Es ist die Zwergbirke (Betula nana), deren Samen allein im Winter den Lemming und das weiße Rebhuhn nährt. — Vielleicht erstreckte sich ehedem das Reich der Birke weiter hinauf als heute. Auf Island wenigstens stand vor Alters die hohe Betula alba im dichten Walde von dem Meeresufer bis zum Fuße der Gebirge, und warf so ein wärmendes Gewand um die damals fruchtbare Insel, von dem jetzt kaum die Fetzen in Busch und Strauch zu sehen sind [2]). Noch geht die Sage von Kohlenbrennern, die hier ihre Meiler baueten, und das Grabscheit braucht oft nur einige Stiche in die breitgelagerte Torfschicht zu thun, um auf Stämme von mehr als einem halben Fuß Stärke zu stoßen.

Man darf die Birke einen weiblichen, wo nicht weichlichen Charakter nennen, obgleich jener Dichter, eingedenk des Tributes, den einst der pädagogische Baum von ihm gefordert, sie hart und blutdürstig schilt [1]). In leichtgeschwungener, oft anmuthig geschlängelter Linie steigt der runde Stamm hinauf, nach oben schwach gebogen, doch mit geschmeidiger Härte der Gewalt der Elemente widerstrebend. Grau bemooste Furchen zerreißen wohl unten die glatte, atlasartige Rinde, die aus dem Blättergrün hervorleuchtet,

„als wäre dran aus heller Nacht
das Mondlicht blieben hangen.“ (Lenau.)

Kein mächtiger Ast tritt aus dem zähen Holz, vielmehr fällt ringsum ein zierliches Reisernetz in langen Flechten herab, das sich kaskadenartig und immer lockerer aufbaut, bis die Krone wie in einem Federbüschel endet. Da ist auch nicht Raum für des kleinsten Vogels Nest: so luftig steht dies Zweigwerk da. Und nun dieser dämmernde Laubschein darüber hin! dieser zarte, durchsichtige Schleier, der immer schwebend und schwirrend sein fliegendes Gewürz ausstreut! Ist es nicht, als schmiege sich schmachtend eine Waldnymphe hervor? [2]).

Uebrigens ist es auch an der Birke zumeist die gesenkte Gestalt und das rastlose Gezitter der langgestielten Blätter, was die träumerische, selbst schwermüthige Stimmung hervorruft, die diesem Baume den Namen der T r a u e r b i r k e verschafft hat. Ebendarum ist sie bei uns, wie im Süden die Cypressen, ein Schmuck der Friedhöfe geworden, und so als ein klagendes Finis Poloniae steht sie nordwärts, dort auf dem Grabe einer untergegangenen Nation [3]). Die Dichter wissen ihr Säuseln zu deuten, und auch das Volk versteht es. Seit Geschlechtern klingt aus der Hütte des Lithauers, allenthalben den Wanderer begleitend, jenes rührende Lied:

Birke, Birke, arme Birke,
Warum bist du denn so traurig?
War's vielleicht der kalte Nordsturm,
War's vielleicht der rauhe Frost,

Der dir macht die Blätter starren?
Oder hat das böse Wasser
Dir der Erdenmutter Schutz
Von den Wurzeln weggespült?

Und der traurigen Frage antwortet in gleichem Geiste die Gegenstrophe:

Nicht der Frost macht mich erstarren,
Nicht das Wasser mich verkümmern;
Doch es kamen die Barbaren,
Und sie brachen meine Aeste
Und zerstampften um mich her
All das schöne grüne Gras.
Schade, Schade, daß von Osten
Auch die schöne Sonne kommt!

Eine gespannte, erhöhte Stimmung giebt das Zwielicht des Mondes dem Birkenhain. Die schattenhaft zerfließende Gestalt des Baumes, das gespenstige Weiß des Stammes regen die Phantasie ahnungsvoll an. Nur im Vorfrühling, wenn der junge Blätterschimmer um ihre Zweige spielt, athmet die Birke eine sonnige, erfrischende Freundlichkeit: sie bringt den ersten langerwarteten Gruß des wiedererwachten Lebens. Doch hebt auch der eintretende Herbst, der das Birkenlaub in energisches Gelb umfärbt, diesen Baum wieder lebhafter hervor.

Anders geartet ist die Heidebirke (Betula pubescens). Die freier aufstrebenden Aeste geben ihr ein munteres Ansehen, an den weichen Habitus der Hängebirke erinnert nur die leichte Biegung der Zweige, deren dünneres Laub geschwätzig auseinanderflattert. Heitere, man möchte sagen mädchenhafte Grazie ist der Charakter des Baumes, und gerne schwingt sich der Dorfreihen um sein duftiges Maigrün. Die Heidebirke erfreut wie der Anblick eines schöngelockten, lieblichen Kindes, man denkt an lachende Blondköpfe; doch verliert sie sich auch eher als ihre ernste Schwester ins Dürftige. In einzelnen Gruppen, etwa inselartig aus dem Rasengrün hervortretend, oder in weiten Dimensionen über eine große Fläche sich gleichsam die Hand reichend, oder auch im Gegensatz zu Eiche, Tanne u. dergl., giebt sie ein wirksames Motiv für die Landschaft: so besonders auf den holländischen Torfmooren,

deren trübe Einsamkeit allein durch ihre Farben belebt wird. Als voller Wald ist indessen dieser Baum zu eintönig und zu geringfügig.

Als ein Ausläufer der Weidenform kann die Erle (Eller, Alnus) betrachtet werden. Sie zeigt bereits eine größere Entwickelung und macht gewissermaßen den Uebergang zu den Bäumen mit ausgebildeter Krone, die wir an den Schluß stellen.

Die Erle

erscheint, wie die Weide, nur selten in unverkümmerter Gestalt. Sie wächst rasch; aber man köpft oder fällt sie, und nun treibt um den brombeerumrankten Stumpf ein Dickicht von Loden und Ruthen hinauf. Es wird ein Gebüsch, eine Gruppe von Schossen: Vor- oder Unterholz, das oft weite Flächen undurchdringlich bedeckt. In dieser Weise tritt die Starrheit des Erlenhabitus besonders hervor: der Stamm gerade, schlank, ohne durch markige Höhe zu imponiren, die Aeste in regelmäßigem Wechsel meist scharf und quirlartig herausspringend; das Blatt stumpf, derb, am zähen Stiele wenig bewegt. — Läßt man der Erle den freien Wuchs, so mildert sich diese Härte bedeutend. Der Baum gewinnt eine energischere, saftigere Gestalt; er lehnt in gefälliger Linie über den Bach, der seine Wurzel tränkt, und Zweige und Blätter wölben sich zu schattigen Schirmen. Auch die Rinde färbt sich mit einem satteren Schwarz: in Allem ist die Wahlverwandtschaft mit dem feuchten Element sichtbar ausgesprochen [1]).

Die Erle gehört zu den Bildern heiterer Ländlichkeit, wie zu der ernsten Poesie einsamer Moorflächen und Weiher. Sie richtet sich gern dicht am Rande des Baches auf, und wer möchte sie in dieser Gesellung nicht reizend finden? Das tiefgrüne Laub und der schwärzliche Stamm dienen dem hellen Wiesenteppich zur Folie und stimmen angenehm zur Kühle des Wassers, das murmelnd seine Straße zieht. Die Blätterschatten werfen ein spielendbewegtes Netz über die blinkenden Wellen, darinnen sonnt sich die Forelle, und Schwalbe und Bachstelze kommen

mit zierlichen Füßchen herbei, zu baden. Am Ufer zwischen Dolden und Halmen hangen Vergißmeinnicht hinab, gelbe Iris schauen fragend herauf; die Trift entlang weiden und lagern geruhige Heerden, eine Mühle klappert nahe bei, und zwischen den Büschen hebt sich patriarchalisch der Thurm des Dörfchens hervor. Zu diesem Idyll versteht sich der blaueste Sonnenhimmel von selbst. — Aber die Erle folgt dem Bache hinab auch in die stilleren Thalbuchten und breitet um sie her das heimliche Dunkel, in dem das Reh sich birgt und das Rothkehlchen zwitschert. Das Wasser liegt tief und unbewegt, ein schwarzer Krystall; rechts und links aber drängen sich die Stämme im Halblichtschimmer geschwisterlich an einander. Ein Windstoß rührt sie an, sie schwanken, flüstern, der Waldgeist regt sich, das Reh springt auf — dann ist Alles wieder still. Das ist die Erle am Dorf und im entlegenen Grunde.

Anders, ernster wirken die Erlen im Moor. Da kommen sogleich die Sumpflagunen mit ihrem Brodem, die Wolken, die Einsamkeit hinzu und weben eine sagenhafte Poesie um die stillträumenden Bäume. Ein Ast, ein Blatt taumelt hinab, die Rohrdommel stöhnt im Schilf, Unken antworten aus der Ferne, wandernde Störche ziehen vorüber, dann und wann wirft ein matter Strahl seinen Schein auf die Wasser, die wie mit hundert Polypenarmen die einförmigen Strauch- und Buschinseln umschlingen. Ueberall weht ein unheimlich modriger Athem, selbst das Grün der Wasserpflanzen ist fahl oder schießt in giftiges Gelb. Es liegt ein düsteres Brüten über der Natur und beklemmt das Gemüth. Aber bis zum Schaurigen steigert sich diese Stimmung, wenn der Nebel sich in die vielschossigen Bäume setzt und die Nachtluft über die Fläche seufzt und die Blätter bebend zusammenschlagen, oder wenn der Mond sein Dämmerlicht in die Oede wirft und Irrlichter gespenstisch hervorzucken. Das ist die nordische, das ist die ächte Erlkönigslandschaft.

Wir gelangen jetzt zu den entwickeltsten Formen unserer Laubbäume, zu Eiche, Buche, Rüster und Linde. Ohne daß man sie gerade auf einen

bestimmten Typus zurückführen könnte (am ehesten dürfte die Linde als Urform aufgestellt werden), unterscheiden sie sich von den bisher geschilderten durch einen kräftigeren, ausgearbeiteten Bau. Der Stamm kommt an Höhe den Coniferen nicht gleich, aber er übertrifft sie an Mächtigkeit, indem er eine reiche, oft kühne Verästung nach allen Seiten ausschickt. Dadurch bilden sich gegliederte Partieen, kompakte Massen, die ihren Abschluß in der schönmodellirten Krone erhalten. In Uebereinstimmung hiermit ist das Laub saftiger, dichtgedrängt und im Ganzen breitgestaltet. Man könnte — käme es auf Namen an — diese Bäume vielleicht Kronenbäume nennen, wie man die Nadelhölzer etwa Stammbäume heißen dürfte.

Die Eiche.

Die Eiche ist der europäische Urbaum. Die Pelasger und jene Wanderschaaren, die einst an den Küsten von Griechenland eine Heimat suchten, verehrten ihn als Lebensbaum, als kostbare Gabe des großen Nährvaters. Seine Früchte sättigten sie [1]), in seinen Stämmen fanden sie Wohnung, unter seinen Wurzeln sprang der tränkende Quell. Und selbst als längst die barbarische Rauhheit menschlicher Sitte gewichen war, erhielt sich die Verehrung für den Segenspender unverkümmert fort in dem Gemüthe der Völker. Bei Griechen und Römern blieb er dem Olympier geweiht, aus seinem Rauschen tönten ihnen Stimmen der Zukunft; der Deutsche aber und der Skandinavier sah das Haus des Donnergottes in dem Eichenwipfel, und ihre Priester pflegten die heilige Mistel, die auf ihm wuchert und in des blinden Hödhrs Hand zum Todespfeil geworden war, an dem Balder, der jugendliche Gott des Frühlings, verblutete [2]). In gleicher Weise widmeten Kelten und Slaven der Dryade einen geheimnißvollen Cultus. So hat diesen Baum ein ahnender Natursinn gleichsam wetteifernd mit einem Immergrün von Sagen und Gesängen umwoben. Zwar führt er in unserer deutschen Dichtung heute nur noch ein kümmerliches, um nicht zu sagen

künstliches Leben; aber um so tiefer wurzelt er in Liedern und Geschichten solcher Stämme, die selbstständiger als wir, oder entfernt von der großen Weltbühne, ihre alte Weise reiner bewahrt haben [1]).

Kein zweiter Baum glich ihm an wildkühner Schönheit; aber keiner bot sich auch dem ersten Bedürfniß zu ausgiebigerem Dienst. Das Haus des Lebenden, der Sarg des Todten, das Schiff, das den Seefahrer trug, die Lanze, die der Jäger schwang: Alles gab die Eiche. Darum wurde ihre Pflege eine Pflicht, und schön sagt das angelsächsische Alphabet:

Eiche ist auf dem Land
Den Menschenkindern
Fleisches Behältniß (Sarg),
Fährt häufig
Ueber Wasserhuhnes Bad,
Erforscht die See:
Jeder habe Eiche,
Den edlen Baum!

Mark und Fülle zeigt ihr Wuchs, von der tiefausgreifenden Wurzel bis zum festen, schildgleichen Blatt und der derben, bronzenen Frucht. In dem trotzigen Zickzack ihrer Aeste und in den grandiosen Verkrümmungen ihres Stammes steht sie da als Baum der Stärke (Quercus robur), gleichsam als lege sie sich aus zum zerschmetternden Streich; es ist der graue Wälderkönig, den der Adler sucht und der Held zum Bilde nimmt [2]). Wie treffend, wenn Homer die beiden Lapithensöhne als Hüter vor den Schiffen stehen läßt:

„zwei hochwipflige Eichen des Berges,
„welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig!"

Und wie sinnvoll, daß die englischen Könige, wenn sie den Thron besteigen, sich eine Eiche erwählen, ihren Namen zu tragen und künftigen Geschlechtern lebendig zu erhalten!

Auch darin scheint sich die heroische Natur des Baumes anzukündigen, daß er sich fast nie zu eigentlichen Waldungen häuft. Der Eichenwald ist nicht viel mehr als eine poetische Figur. Denn die Eiche steht einsam, oder im Gemisch mit andern Laubarten, die sie ehrwürdig-feu-

dalistisch beherrscht. Nur in den nordischen Tiefebenen tritt sie oft zu schönen Gruppen zusammen. Das giebt dann Ruisdael'sche Bilder. Ein saftgrüner Rasen, ein blauer Himmel, ein klarer Quell. Da und dort hebt der Hirsch das stolze Geweih; er hat den Jagdruf aus der Ferne vernommen. Freundliche Blicke öffnen sich zwischen den schwarzen, grotesken Stämmen, und durch die dunkel-ernsten Laubmassen gleitet still ein goldener Strahl.

In ihrer ganzen Großartigkeit erscheint die Eiche auf der Höhe des Gebirges. In der Urwaldswildniß muß man die tausendjährige sehn. Sie hat uns Lessing und Rubens gemalt. Weit über die Quaderwände hinaus, tief in die steinernen Rippen schlägt die Wurzel ihre mißgestalten Pranken, als wolle sie die Erde spalten, und aus dem Grunde treibt und wächst es hinauf, langsam, aber riesengroß, bis zu der luftigen Himmelsstraße selber [1]). Wie ein Harnisch legt sich die tiefdurchrissene Rinde dem Recken um Leib und Glieder, zornig zucken die knorrigen Aeste, und wo der Nordwind seine Speere gegen den Eisenstamm schleudert, deckt ihn die zottige Mooshülle mit dichtem Schilde. So hat er seinen Fuß droben eingegraben, der Alte vom Berge, ein reisiger, riesiger Held, und freut sich die Wolkenschlacht mit Aeolus und seinem wilden Heer zu kämpfen. Vom Boden aber rankt Eppich und Geisblatt hinauf, und Fink und Amsel spinnen frische Lieder um seine Zweige.

Das ist die deutsche Eiche, die Sagenruine der Jahrhunderte. Sie hat Welf und Weibling, Ziska und Prokop, Friedland und die Schweden gesehen. Unter ihrem Wipfel mochte vielleicht das Dies irae verfolgter Ketzer grollend in die Nacht hinausklingen; ihr Schatten deckte wohl den räuberischen Landsknecht, wenn er dem Hufschlag des Saumthierzuges horchte. Sie steht noch, stolz und grün; aber es sind nur wenige ihresgleichen, an denen die Phantasie so sinnend die Marksteine der Geschichte zurückzählen kann, und wird dem Beile, welches unsere Zeit schonungslos gegen jede Pflanzung der Natur schwingt,

3*

nicht Einhalt gethan, so werden auch sie bald fallen. — Wie ganz anders weiß das waldarme England die Zeugen seiner Vergangenheit zu ehren! Es ist stolz auf seine alten Eichen, und es hat ein Recht dazu. Da steht im Walde von Sherwood noch heute der Baum, unter welchem Johann ohne Land Audienz ertheilte, und dieser Baum war vielleicht schon zu Johann's Zeiten Jahrhunderte alt. Da ist die Eiche, in welcher Robin Hood, jener freibeutende Balladenheld, der Zerlegung und Vertheilung der königlichen Damhirsche präsidirte. Shambles heißt sie oder das Schlachthaus. Da ist die Parliamentsoak, in welcher er seine Versammlungen abhielt, die grüne Thaleiche, in deren thurmartig zerklüftetem Stamme der Wildschütz und sein ganzer lustiger Rath bei einander saß. Noch zeigt in Newforest ein Steinmal die Stelle, wo bis vor hundert Jahren jene Eiche stand, unter deren Zweigen Wilhelm der Rothe von Tyrrell's Händen fiel. Das Geschoß des Mörders hatte sein Ziel gefehlt, es traf den Stamm, aber abprallend durchbohrte es noch die Brust des Königs, der sterbend zusammenbrach. So erinnert hier jeder alte Baum an eine denkwürdige Scene oder Persönlichkeit. Und fragen wir, was diese Bäume schützte? Es ist der Geist der Gesetzeshoheit und der Selbstachtung. Der Geist, der die vielbewegte, stolze Geschichte Englands geschaffen hat, derselbe ist es, der über ihre Heiligthümer und Mäler wacht [3]).

Die Buche.

Neben der Eiche gebührt der Buche (Fagus silvatica) der Preis unter unseren Waldbäumen. Sie liebt sanftgehobene Flächen und tritt gern von den Höhen des Gebirges auf die sonnigen Hügelzüge am Fuße herab. Durch ganz Thüringen, in den Harzthälern, auf Rügen, in den Holsteinischen Marschen herrscht dieser Baum; aber in der stolzesten Pracht seines Wachsthums blickt er über die Buchten von Kopenhagen, wie überhaupt der Norden das Buchenland ist.

„Unter allen Bäumen ist die Buche der geselligste, sie schießt ihre

Wurzeln nicht tief in's Erdreich, sie muß sie mit ihren Schwesterbäumen kreuzen. So mit verschlungenen Wurzeln und Wipfeln trotzt ein Buchenwald den Stürmen und dem Sonnenbrand. Allein, ohne andern Schutz erliegt die Buche bald der Witterung — vielleicht das treffendere Sinnbild eines Volkes, das lieber die Eiche zu seinem Wahrzeichen wählte, weil sie in trotziger Vereinzelung Sturm und Wetter die Stirn bietet." In Jugendkraft, leicht und doch stolz, wie aus Stahl, steigt der runde Schaft hinauf. Glatt und dicht umschließt ihn die silbergraue Rinde, von keinem Moose benagt, und wo es geschieht, zu dem Sammetgrün desselben freundlich kontrastirend. Fast meint man daran die Härte des Holzes zu erkennen, das in der knappen Bekleidung gleichsam nackt erscheint und in seinen Anschwellungen das Bild eines muskelstraffen Armes giebt. Es ist bedeutsam, daß nach altem deutschen Glauben diesen Baum der Blitz nicht berühren durfte. Ast und Zweig treten erst in der Höhe hervor, sie greifen scharflinicht aus — fast wie die Zweige der Tanne — und drängen ihre Fächer zu einem einzigen Gewölbe zusammen. Aber so imposant dieser Rundbau ist, so fehlen ihm doch jene Tiefen und Gliederungen, welche den Kronen anderer Bäume einen ebenso plastischen als malerischen Reiz gewähren. Das stumpfeiförmige Blatt stimmt zu dem Charakter des Ganzen. Es bildet, der Verzweigung entsprechend, meist dachartige Schichten, die spitz auslaufen, oder es fliegt flockig auseinander, ohne in Massen zu verschmelzen. Festgewebt und an den kurzen Stiel geheftet, giebt es sich nicht zum leichten, tönenden Spiel des Windes.

Die Buche hat, das sieht man aus Allem, in ihren Formen eine gewisse architektonische Sprödigkeit, und es legt sich die Vermuthung nahe, daß eben der Buchenwald jener Naturtempel war, welchen die deutsch-christliche Baukunst in ihren Domen transfigurirte. Knüpft sich doch auch an diesen Baum, der schon seiner Frucht wegen den Vorfahren werth sein durfte, das älteste Geheimniß deutscher Weissagung und Schrift. Die ersten Buchstaben waren ja nichts anderes als

Stäbe der Buche, die mit gewissen Zeichen versehen zu Boden geworfen und ausgedeutet wurden (Runen). — Vischer nennt die Buche starr, der Engländer Gilpin sogar schwerfällig [1]). Dies Letztere ist jedenfalls übertreibend, und gerade das von dem englischen Aesthetiker so übel angesehene Laub macht vielleicht ihren schönsten Schmuck aus. Die Steifheit desselben wird bereits durch einen leisen, am Saum hinziehenden Wellenschlag erweicht; dazu quillt es in der üppigsten, saftigsten Fülle hervor, und von der Sonne beschienen bietet jedes einzelne Blatt einen Spiegel, der die anmuthigsten Lichtwechsel entfaltet. Und so tief saugt es dieses Licht in sich ein, daß selbst, wenn der Frost es schon berührt, das Buchenblatt vor allem anderen Laube in den feurigsten Goldtinten erglänzt. Man darf wohl sagen, die Poesie der Farbe ersetze hier, wie an dem lichten Kleide des Stammes, was an der Form streng und derb erscheint. Aber auch diese Form bei aller Strenge wie gediegen, wie rein, wie geschlossen! Unter den Pfeilern des Buchenhochwaldes weht nicht mehr der wehmüthig-feierliche Hauch, das dunkle Sehnen, mit welchem uns sonst der Wald ergreift. Es ist der Geist gesunder Stärke, der hier seine Schwingen rührt und die Seele freudig spannt.

Zwar auch die Buche hat ihre Mystik. Sie liegt, wie schon angedeutet, in der Färbung, und gerade das vollste Tageslicht weckt sie am meisten. Wer den Thüringer Wald oder die Harzthäler durchzogen hat, wird diesen Zauber kennen. Gewaltige Blöcke, von Farrenkraut umwuchert, liegen zu den Füßen der ernsten Bäume, unter denen hervor kühlathmend der Quell seine Silberfäden zwischen Blumen und Wurzeln hindurchzieht. Ueber den Wipfeln aber brennt der Mittag. Jedes Blatt wird ein Sonnentropfen, ein funkelnder Smaragd, und grüngoldenes Märchenlicht dämmert durch die Halle. Der Fingerhut steckt seine Kerzen auf, aus den Steinritzen schlüpft die Eidechse, blauflüglige Libellen wiegen sich auf den Halmen. Dazwischen schießt ein Sonnenblitz an den Stämmen nieder, über den Moosteppich zittern schillernde

Lichtkugeln, Alles ist seltsam still, wie verzaubert; aber unten, wo das Waldthor sich öffnet, winken Wiesen und Dörfer, ein Flüßchen leuchtet auf, und befreundet grüßt melodisches Heerdengeläut.

Die Rüster.

Die Rüster (Ulme, Ulmus) hat einen gemischten Charakter, der schwerer zu fassen ist. Sie erinnert in der Spröde und Schärfe ihres Blattes und Stammes an die Buche, dagegen zeigt die schlaffe, wenn auch dürftigere Verzweigung eine Verwandtschaft mit der Linde. Im Ganzen überwiegt der harte, zähe Zug. Die Rüster ist ein unfreundlicher (ich möchte sagen mürrischer) Baum. Der Stamm geht meist kräftig in die Höhe, aber die Rinde ist von schneidenden Furchen durchzogen, die Zweige, die von unten auf wie wirres Haar den Wuchs umhüllen, hangen zerrissen herab. Dabei fehlt es der Krone an energischer Fülle; das Blatt ist spitzgezähnt, staubtrocken, und dünn über die Zweige gestreut; unten endlich umstarrt den Stamm ein Gestrüpp von Schößlingen, so daß man sich nicht leicht versucht fühlen wird, unter diesem Baume zu rasten und die lieblichen Träume zu spinnen, die uns sonst im grünen Blätterschatten durch die Seele ziehen. Aller Farbenreiz ist weggewischt als diesem abgetragenen Laube, das auch im Winde nur heiser winselt, und statt von den Liedern munterer Sängerkehlen nur von dem Gekrächz der Krähen erfüllt wird. Die ungesellige Einsamkeit, in der dieser Baum von anderen wie von seinesgleichen sich sondert, kann den trüben Eindruck der Rüster nur steigern. Weder heimisch im Wald noch im Garten, steht sie verstört an Rainen, Hecken und Wegen, oft in die eigensinnigsten Formen verknorrt. — Im Süden, wo die Rebe ihre Gewinde um die Ulme schlingt, erscheint sie gleichsam verjüngt, und ist so ein beliebtes Bild der lateinischen und italiänischen Lyriker geworden, obgleich die vielbesungene Ulme von Hirsau zeigt, daß dieser Baum sich auch bei uns zur Schönheit entwickeln könne. In diesem Falle geht er in den Lindentypus über, den die Stielrüster

(Ulmus effusa) mit täuschender Aehnlichkeit darstellt. Solche Ulmen stehen um die Dörfer der Pfalz in dichten Reihen. Man sieht darunter die stattlichsten Bäume, und manchem hat die Sage Heiligkeit gegeben. So die Ulme bei Pfedersheim: ein geweihetes Wahrzeichen der Reformation. Als Luther von der Ebernburg herab nach Worms zog, kam ihm eine Schaar Edler entgegen; unter ihnen Frundsberg. Neben dem „Rollwäglein" des Mönchs einherreitend, hub der ergraute Feldoberst an: Herr Doctor, glaubet Ihr denn in Wahrheit, daß Eure Lehre bestehen werde? Sie ist Gottes, sagte Luther, und was aus Gott ist, kann nicht erliegen. Banget Euch nicht vor dem Reichstag? fragte Frundsberg weiter. Da sprach Jener das glaubenskühne Trotzwort: Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein! und auf ein schwaches Bäumchen am Wege deutend, setzte er hinzu: So wahr dies Reislein zum Baum erwächst, so werden sie meine Lehre nicht dämpfen! — Das Reis ist die Lutherulme. Noch bis vor einem Vierteljahrhundert frisch und voll, haben endlich Sturm und Alter das prächtige Gewächs gebrochen. Seine Tage sind gezählt; die sorgsame Ummauerung kann nur kurze Frist gewähren. Denn der Baum steht allein, frei, allen Elementen preisgegeben. Aber unvergessen wird kommenden Geschlechtern die Stelle bleiben, an welche der große Reformator seine Weissagung knüpfte [1]).

Die Linde.

Wie in der Apollogestalt männliche Kraft und weibliche Weichheit zu einem Ideale verschmolz: so steht die Linde (Tilia) da, voll Würde und Anmuth, in Stärke und Zartheit; der herrlichste unter allen unseren Bäumen. Ihn hatte sich Aphrodite zum Heiligthum erwählt. In edler Mächtigkeit mit der Eiche wetteifernd, erhebt sich der Stamm; ruhig und groß greift die Krone hinauf, und aus allen Röhren schießt Zacken und Zweig. Aber wie der Strahl des Springquells im melodischen Bogen sich wieder senkt, so rundet sich das spitz-

aufdringende Astdickicht gefälligen Schwunges wieder hinab und zerläßt seine Kraft in einem weiten Zweiggehänge, das auch ohne Sommerschmuck noch schön ist. Um diesen reizenden Bau schmiegt sich die Fülle der Blätter, jedes ein leichtbewegtes, grünes Herz. Die Blüte hängt ihre Duftfäden daran, und wie in einem wogenden Busen verschwimmt in ihrem lockeren Umriß das Geäst. So bildet das ganze einen einzigen Laubpalast voll Majestät und Lieblichkeit [1]).

Mag es immer nur ein absichtsloses Spiel der Sprache sein: aber der wohllautende, weiche Name gebührt der Linde, die in unserer Dichtung ähnlich steht, wie jener kummerlösende Baum des indischen Märchens, zu dem Damajanti um ihren Nalas ruft [2]). Denn auch sie ist der Baum der Liebe und der Lieder. Unter ihrem Schatten murmeln die Brunnen, in ihren Blüten summt der ämsige Päan der Biene, in ihrem Duft athmet das Volkslied. Darum begegnet bei keinem unserer neueren Dichter die Linde öfter und bedeutungsvoller als bei Uhland [3]), und die heitre, ich möchte sagen, mütterliche Milde des Baumes ist kaum je schöner ausgesprochen als in der bekannten weichmelodischen Strophe:

Ich saß bei grüner Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir saßen Hand in Hand;
Kein Blättchen rauscht' im Winde,
Die Sonne schien gelinde
Herab auf's stille Land.

Die Linde ist bei uns kein Waldbaum [4]); aus der Wildniß tritt sie an den Menschen und sein Haus. Selbst in den Pomp der Königsstädte hat sie, ein frommer Gruß der Natur, ihn begleitet. Aber dort ist ihre Heimat nicht. Im Dorf, auf dem Burghof, am Quell; auf dem Hügel, wo die Schnitter rasten, im Thal, wo die Schalmeien klingen: da ist ihre Stelle. Das ist der Idyllenbaum, in dessen luftiger Kühle die Stillleben der „Luise“ sich entfalten, unter dessen Zweigen

die Jugend sich zum Spiel und die Alten zu ernster Rede sammeln; das ist die Linde, in deren Schatten der Dichter träumend sein Leid vergißt, in deren Rinde er die theuren Namen schreibt [1]), aus deren Wipfel die Nachtigal ihn und seine Minne grüßt:

under der linden
an der heide,
da unser zweier bette waz:
da muoget ihr vinden
gebrochen bloumen unde graz,
vor dem walde in dem tal
tandaradei!
schone sanc diu nachtegal! (Walter v. d. Vogelweide.)

Unter einer Linde ist der herrliche Sigfried in sein Blut gesunken, und über Deutschlands gefeiertsten Sänger wölbt sich zu Ottensen ein grünes Lindenpaar, aus dem Grabe der Liebe ihr blühendes Leben treibend:

Drum, wenn ich einst gestorben bin,
Pflanzt eine Linde mir auf's Grab,
Die Blüte duftet, es duftet das Laub,
Das wehen die Winde nicht ab.

Eine besondere Gruppe bilden die Bäume mit zusammengesetzten Blättern. Es sind Esche, Akazie, Kastanie, Nußbaum, denen um ihres eigengeformten Laubes willen noch Ahorn und Platane angereihet werden können. In Norddeutschland pflegt keiner dieser Bäume massenartig aufzutreten, und nur selten erreichen sie die Größe unserer Eichen, Linden und Buchen, obgleich eine gewisse wuchernde Saftigkeit sie alle charakterisirt. Es wird genügen sie in leichteren Skizzen vorüberzuführen.

Der schönste unter ihnen möchte neben dem verwandten Ahorn (Acer pseudoplatanus) die Platane (Platanus orientalis) sein. Der Schaft der letzteren strebt in kräftigschlankem Wuchs empor, von der

saubern, rostgrauen Rinde wie von Metallschildern umschlossen. Vertrocknend fällt diese in Blättern und Schuppen ab, und indem dadurch frische Schichten aufgedeckt werden, zeichnet sich der Stamm mit Feldern und Conturen, die in ihren bunten Verschlingungen eine malerische Runenschrift zu bilden scheinen. Die Zweige recken sich weitarmig aus, in vollen Zügen Luft und Leben athmend. Die Blätter, handgroß und phantastisch gezackt, sind dicht über das Zweiggebäude geworfen; an langen Stielen flattern sie wie windgeschüttelte Locken und geben dem Baume eine eigenthümliche romantische Schönheit. Uebrigens spricht Heiterkeit und Milde aus der sonnigen, offenen Gestalt. Daher waren Platane und Ahorn vormals eine Zierde der Pfalzen [1]), und der Cultus, welcher ihnen ohne Zweifel im Heidenthume zukam, scheint sich selbst auf das Mittelalter übertragen zu haben. Man netzte ihre Wurzel mit Wein; ward der Baum gefällt, so geschah es barhaupt, knieend, unter Anruf und Gelübden [2]).

Neben den Ahorn stellt sich die Esche (Fraxinus), der sagenberühmteste Baum des Nordens. Eine Esche ist Ygdrasil, der Baum, der das Weltall trägt, und aus einer Esche und einer Erle bildeten die Söhne Börs das erste Menschenpaar. Ihren Schatten fürchtet und flieht die Schlange [3]). Es mochte nicht sowohl die Schönheit, als vielmehr die Kraft und Höhe sein, welche dem Baume diese bedeutsame Stelle gab. Ebendeshalb ist er in den altdeutschen Gedichten, mehr noch als die Eiche, ein Bild der Helden. So wird Walter von Aquitanien der sturmumtobten Esche verglichen, als er auf dem Wasichenstein von Gunther und den Burgunden überfallen dem vereinten Angriff widersteht. Damit stimmt das Lob im angelsächsischen Alphabet vollkommen überein:

Esche ist überhoch,
Den Menschen werth,
Fest im Grund,
Hält recht Stand,
Wenngleich sie anfallen
Viele Männer. —

In ähnlicher Weise war bei Griechen und Römern dieser Baum den Gottheiten des mordenden Kampfes geweiht[1]), denn sein schwer zerbrechliches Holz lieh dem Speerwerfer die Waffe, und das lateinische fraxinus steht (wenn auch nicht so typisch als das altdeutsche ask) geradezu für Lanze. — Sie treibt den tüchtigen Stamm in geradem Zuge hinauf, ähnlich der Buche, nur daß ihre von gelbgrünen Flechten überzogene Rinde einen weicheren bröckelnden Charakter hat. In der Höhe erst laden sich die Zweige aus, die dann edelgemessene Linien bilden. Ueberhaupt erscheint der Baum „stilisirt"; er erinnert an Poussin'sche und Claude'sche Landschaften. Am wenigsten schön ist sein Laub, dessen Sägeform unerachtet des hangenden Blattes einen etwas spitzigen Baumschlag erzeugt, der jedoch sehr schöne Herbsttöne annimmt. Bei alten Bäumen entfaltet es großen Reichthum, und prägt sich zu jenen plastischen Formen aus, um derentwillen die Esche auf den sogenannten historischen Landschaften vorzugsweise verwendet wurde. Bei jüngeren Bäumen ist es mager, in Büschel zerrissen.

Die Akazie (Robinia pseudacacia) giebt sich durch die mimosenartige Zartheit ihres Blätternetzes, durch das Arom der Blütentraube, sowie durch die schirmähnliche Verzweigung der etwas kahlen Aeste sogleich als Einwanderer zu erkennen. Auch wird sie von unserem Klima meist in einer Art Dürftigkeit, um nicht zu sagen Kränklichkeit gehalten, und das scharfrissige Netz, mit welchem ihre Rinde durchfurcht ist, leiht ihr etwas Sprödes. Seine blumenhafte, zierliche Statur eignet den Baum zu einem Schmuck öffentlicher Plätze, Brunnen und Schloßfronten; besonders gilt dies von der kleinen Kugelakazie, die an sich steifer, durch ihre satte Farbe und durch die runde Form in die Pfeilerlinien und Würfelkanten der grautönigen Architektur einen Wechsel bringt, ohne gerade zu verdecken oder zu beeinträchtigen.

Auch die Roßkastanie (Aesculus hippocastanum) gehört ursprünglich einer mildern Zone an[2]). Dennoch grünt sie am früheſten unter allen hier zusammengestellten Bäumen. Wenn im Strahl der

Märzsonne allerhand Kräuter geschäftig hervorkommen, dann kochen und schwellen ihre großen, harztriefenden Knospen, ungeduldig, die Winterhülle abzuwerfen. Nach einem ersten lauen Regen öffnet sich der grüne Fächer, dessen Stiel mit seinem kleinen Roßhufe keck auf die Zweige tritt, doch hangen die Blätter noch schlaff und schüchtern herab, wie eben ausgeschlüpfte Schmetterlinge. Aber in wenigen Tagen kommt ihnen Frische und Spannkraft, und nun strecken sie die Finger breit und seltsam umher, als wollten sie den Sonnenschein greifen. Dazwischen springt schon hier und dort ein Blütenkegel in die Höhe, und bald hat der Baum die festlichen Leuchter entzündet, Thürmchen an Thürmchen hebt sich kraus und weiß empor, und das ganze flackert wie eine Frühlingsgirandole [1]). Sind die Blüten gefallen, hat das üppig hervordrängende Laub alle Lücken gefüllt, so bleibt nur noch eine mächtige Blätterkugel, die in ihrer gestaltenarmen Monotonie eben nicht schön ist. Wohl aber läßt sich gerade um dieses regelmäßigen, symmetrischen Baues willen auch dieser Baum — wie die Akazie — mit Erfolg auf Promenaden und Vorhöfen verwenden.

In stattlicher Breite, wohlgemuth und kräftig, entfaltet sich der **Nußbaum** (Juglans regia). Die Zweige, die sich leicht gebogen hinausschwingen, treten von unten auf voll um den Stamm und dehnen sich weit umher. Oben gliedern sie sich zu einem ansehnlichen Wipfel, wenn nicht die Kälte seine Entwickelung hindert. Die Rinde ist glatt und mattfarbig. Sie sowohl als das herbduftige langgeschlitzte Laub stimmen zu der strotzenden Wässrigkeit dieses Baumes, der in unseren Knabenerinnerungen mit der Dorfschule und ihrem Meister unzertrennlich verwachsen zu sein pflegt Die knappen, festen Schalen mit ihrem Milchkern, so lockend ausgehängt und so kunstvoll erbeutet: das sind helle Punkte des Jugendlebens, und wir begreifen nicht recht, was unsere Ahnen trieb, den gesegneten Früchtespender gerade der Nacht und ihrem schwarzen Gefolge zu weihen [2]). Der Nußbaum tritt nach dem Glauben der Väter der dem Licht- und Blitzgott geheiligten Eiche gegenüber;

beide können nicht neben einander stehen, ohne zu Grunde zu gehen, wie ja auch Schwarz- und Weißdorn von Alters her verderbliche Feindschaft gegen einander tragen. So ist der Erbhaß zwischen Ormuzd und Ahriman auch in den Frieden der Pflanzenwelt gedrungen. — Einen desto freundlicheren Sinn hat es, wenn die Nuß in den mittelalterlichen Allegorieen als Symbol der Wiederschöpfung gefeiert wird. Sie ist der Kern, aus dem das erstorbene Leben stets wieder aufsproßt; in dem grünen Ei liegt die Gewähr neuen Wachsthums.

Wir übergehen die Obstbäume. Schon der Name sagt, daß ihre Bedeutung nicht in ihnen selbst, sondern vielmehr in der Frucht liegt. Ihr opfern sie in der That Schönheit und Größe, wie ja das Nützliche nur seltner auch das Schöne ist. Einen ästhetischen Stoff können diese Bäume daher nicht bieten, und es gehört zu den Seltenheiten, wenn Maler sie als Staffage verwenden. Viel trägt zu dem nüchternen Eindrucke derselben unstreitig schon der Umstand bei, daß wir sie nicht in der Freiheit der Natur erblicken. Der Poesie von Wald und Feld entrissen stehen sie als Diener und Nährer des Menschen in der Umzäunung seiner Gärten, von seiner Kunst „gezogen" und „geschult". Aber auch abgesehen davon ist die Gestaltung wirklich das Unscheinbarste an den Obstbäumen. Ohne kräftigen Stamm, ohne augenfällige Höhe, ohne malerisch in einander greifende Verzweigung gleichen sie morschen Holzgestellen, und ihr trübes, graugrünes Laub ist nicht geeignet, sie zu beleben.

Am unbedeutendsten ist die Kirsche. Sie tritt oft kaum aus einer gewissen strauchartigen Dürftigkeit heraus, und selbst die durchsichtige beerenähnliche Frucht, wie schön immer, scheint diesen Eindruck nur zu verstärken. Dies fühlt man auch noch im Anblick jener gewaltigen Bäume, welche in den Voralpen so häufig an Straßen und Dörfern stehen. Es sind starke Stämme, mit deren Höhe die winzige „Vogelkirsche", aber auch die feingraue, oft seidenglänzende Rinde einen sonderbaren Contrast bildet. Hingegen machen nun allerdings Birn-

und Apfelbaum zuweilen eine Ausnahme. Der erstere namentlich erhebt sich öfter zu bedeutender Größe, seine Blätter haben einen frischeren Glanz, die Zweige schließen sich zu runden Wipfeln. Zugleich ist er der einzige Fruchtbaum, der hie und da noch verwildert umhersteht. Aus den Kornfeldern ragen sie dann mächtig empor; ungleich jenem sagenhaften Birnbaum im Walserfeld [1]), dessen Wiederaufgrünen den letzten großen Weltkampf verkündet, deuten sie den stillen Segen des Anbaues: trauliche Sammelplätze der Schnitter und der Alten, wie das Goethe in Hermann und Dorothea schön gezeichnet hat. Der Apfelbaum ist niedriger und flacht seine Zweige meist zu Schirmdächern ab; man erkennt die Vorsorge, mit welcher er die sonnenbedürftige Frucht dem reifenden Strahl entgegenhält. Er gehört an das Strohdach des Bauern, in den Grasgarten, auf die Landstraße.

Den einzigen Reiz gewährt den Obstbäumen ihre Blüte. Was wäre der Mai ohne sie? Welche Ueberraschung, wenn dann zuerst der Pfirsich über Nacht aufsteht, alle Zweige schimmernd, wie ein purpurnes Wunder des Frühlings! Wie leuchtet der duftige Schnee des Kirschbaumes! Kein grüner Punkt ist zu entdecken in der blühenden Fülle. Wie rosig dämmert's um den bienendurchsummten Apfelbaum! Wie schön, wenn im Windeswehen tausende von Blättchen herabwirbeln und taumeln, niedliche Trinkschalen, aus denen thaudurstige Käfer nippen! — Der Zauber der Frühlingsverjüngung tritt gerade hier besonders ergreifend entgegen, und mit den Blüten am Baum erwachen die im Gemüth. Aber bei alle dem ist dieser Schmuck im Grunde doch zu hinfällig und zu winzig, um ästhetisch und physiognomisch in Betracht zu kommen: „die kleinen Kinder wollen gegen den Vater nichts heißen" (Vischer). Wer hätte denn auch schon blühende Bäume gemalt? Es müßte getupft und spielerisch aussehen.

Dasselbe gilt von den Früchten. Der dralle Ball des Apfels, die gelbe Honigglocke am Birnbaum, die saftschwellende, flaumumhüllte Aprikose, alle die Gaben Pomona's hangen doch nur wie ein Nürn=

berger Weihnachtstand an den Bäumen. Sie lachen und winken mit ihren rothen Wangen dem Knaben, der sie erklettert, dem Wanderer, der sie herablangt, dem Fahrenden, dem sie sich bequem in den Schoß legen. Es ist der Genuß, der an ihnen reizt. Oder wer, wenn er an lauen Tagen im Baumschatten lagert und nun plötzlich die reife Frucht aus der Stille über ihm herabschlägt, wer dächte nicht eben an's Suchen und Essen?

„Ueber Rosen läßt sich dichten;
In die Aepfel muß man beißen.“

Auch der Farbenreiz, mit dem das Obst uns ergötzt, ist nicht viel mehr als ein sinnlicher. Auf ihm beruht das schöne Bild, in welchem Sappho die erröthende Braut dem Apfel vergleicht,

„Der rothwangig erglänzt an dem obersten Aste des Baumes,
Hoch im Wipfel dort oben — er ward beim Brechen vergessen,
Nein, nicht ward er vergessen, doch war er nicht zu erreichen.“

Tritt eine andere, tiefere Stimmung hinzu, so kann es nur die bewundernde und dankbare sein, in welche der Reichthum der Naturgaben den fühlenden Menschen überall versetzt. Uhland's Lied auf den Apfelbaum spricht diese Stimmung in herzlicher, gemüthvoller Weise aus, ohne daß der Dichter sich etwa verleiten ließe, den Baum um der Schönheit willen zu preisen. Er ist ihm der wundermilde, gesegnete Wirth, der den Hungrigen und Durstigen labt — nichts weiter, und so wollen, dünkt mich, die Obstbäume insgesamt angesehen sein. Ihre Aufgabe ist zu „tragen“.

II.

Charakterbilder aus der Vogelwelt.

Unter den mannigfaltigen Geschlechtern der Thierwelt haben die Vögel von jeher vorzugsweise die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Menschen erregt. Der Lerche, dem Storch, der Nachtigal, der Schwalbe erklingen seit uralten Tagen Chöre von Liedern, und der Volksmund begrüßt sie auf ihrer luftigen Fahrt mit tausend trauten Wandersprüchen. Ohne die Vögel würde selbst der Frühling trauern, so wie durch ihre Flucht der Winter um so unheimlicher und öder wird. Nun sind freilich die Säugethiere vollkommener organisirt, auch haben ihre geistigen Anlagen einen größeren Umfang. Die bildende Natur hat außer dem Menschen vielleicht nichts Edleres hervorgebracht als das Roß, „das den Streit von ferne riecht", und gewiß sind Elephant und Löwe ungleich großartigere, Windspiel und Gaselle ungleich schönere Thiergestalten als irgend ein Vogel. Aber dessen ungeachtet scheint die Klasse der Säugethiere sich gleichsam nur in einzelnen wenigen Individuen zu ihrer Vollendung zusammenzufassen; viele von ihnen sind entschieden unschön und widerwärtig. Unter den Vögeln dagegen giebt es kaum einen, den man häßlich nennen dürfte, und bei allen sonstigen Mängeln ihrer Organisation zeichnen sich diese geflügelten Völker des Luftreichs durch gewisse Eigenthümlichkeiten aus, die ihnen das Interesse des gemüthvollen Betrachters neben und theilweise selbst vor jener höheren Thierklasse sichern.

Schon das Nest des Vogels, dieses weiche Bett im grünen Laubversteck, von der sorgenden Liebe gewoben und gehütet, von den Liedern der Liebe umschwebt, welch ein einziges Bild! Welches Wunder der

Natur, das lieblicher und sinniger wäre? Nach dem Vogelnest zucken Kindern die weichen Herzen und Hände, und der Mann bleibt bewundernd davor stehen und fühlt den warmen Hauch des Gottesodems, in dem alles Geschaffene lebt und webt.

„Hoch vor Freuden hüpfet mir
In der Brust das Herze,
Als ob es gefunden schier
Vögleins Nest im Märze!"

heißt es bei einem alten Minnesänger. Und nun der Vogel selbst! Welch leichte, luftige Gestalt! Wie frei hebt sich auf dem schlanken, beweglichen Halse der Kopf empor; wie schön wölbt sich die Brust dem Strom der Wolken und Wellen entgegen! Wie reizend sind die weichen Linien des dahinsegelnden Schwans; wie kühn und stark stemmt sich der Adler auf den straffgespannten Fuß! Dazu nehme man die Farbenpracht und die zarte Zeichnung des Gefieders, womit die Natur ihre Lieblinge so reich geschmückt hat, die bunten Decken, Bänder und Streifen, die schillernden Flecken, Perlen, Augen und Ringe, das metallische Schimmern und Spielen von Blau und Grün und Roth, die leuchtende, reine Frische ihres Weiß und Schwarz. Ist doch selbst das Grau der Krähe mehr als jene stumpfe, farblose Auflösung aller Farben, welche wir sonst wohl mit diesem Namen benennen.

Was uns aber am meisten an den Vögeln anzieht, und wodurch sie gleichsam über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausgehoben werden, ist das Vermögen des Fliegens. Durch den Flug vorzüglich erscheint der Vogel dem Naturmenschen dämonisch. Die glücklichen, ruft der Dichter,

„die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle; der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf." (Hölderlin.)

Aber welch eine Fülle freiester und schönster Bewegungen entfaltet sich hier auch! „Dieses majestätische Kreisen und Schwimmen, dieses wählige, selige Schwanken und Schweben, dieses Huschen und Flattern, dieses Schießen, Sinken und Steigen

„jetzt, wo drunten der Waldstrom braust,
jetzt, wo oben die Wolke saust,
jetzo mit einem Mal
nieder von Berg zu Thal:" (Deinhardtstein.)

fürwahr es ist, als tummeln sich die Geister der Luft in Spiel und Reigen, und es gehört kaum weniger als die groteske Sprachgewalt eines Fischart dazu, dies ganze heißblütige Leben mit seiner Leidenschaft und Lust, seiner Neugier und Furcht, seiner Kühnheit und List in menschlicher Rede wiederspiegeln zu lassen.

Ich übergehe die Wanderzüge, die Kämpfe und die anderen bewundernswürdigen Triebe der Vögel, um nur noch ihres Gesanges zu gedenken. Freilich ist wohl nicht allen die Gabe der Stimme geliehen, von einem Gesange kann sogar nur bei wenigen geredet werden; aber doch stehen sie auch hierdurch, ja hierdurch mehr noch als durch ihren Flug über allen anderen Thieren [1]). Der Gesang ist des Vogels Geheimniß und Wesen [2]), und in alten Zeiten verstanden die Menschen diese Klänge [3]), die ihnen oft ihr eigenes Schicksal kündeten, und in denen sie bald ermunternden Zuruf zur That, bald drohende Warnung vor nahem Unheil vernahmen. Ohne die stimmbegabte Kehle mögen wir uns die Wildlinge des Aethers kaum denken. Der stumme Vogel steht gleichsam außer der Natur; er ist immer eine einsame, oft eine düstere Erscheinung. Die Abstufungen, denen wir hier begegnen, sind geradezu unendlich. Welche Welt von Tönen liegt zwischen dem Gekrächz des Raben und dem Schlage der Nachtigal! Wie furchtbar gellt das Jauchzen des beutemachenden Seeadlers, wie lockend ruft das Taubengirren durch den Forst, wie komisch wälscht der stolzirende Trut=

hahn, wie rührend zwitschert die nestbehütende Schwalbe! Und wiederum wie außerordentlich mannigfaltig sind die Accente einer einzigen Vogelstimme! Jetzt geschwätzigschnell, jetzt sanft und langgezogen, jetzt rauschend, jetzt spitz und abgebrochen, nun tiefgedämpft, nun schrill und zerrissen: so hat diese Stimme einen Ausdruck für das Wohlgefühl der Zufriedenheit, wie für das trübe der Sorge, für das Sehnen der Liebe, wie für den Zorn der Eifersucht, für jede Freude und jeden Schmerz. Soll ich noch der Lust gedenken, mit welcher uns der erste Gruß der Lerche, der Nachtigal so süß erschreckt? der Herzenserfrischung, wenn nach dunkeln Tagen der hervorbrechende Sonnenstrahl dies leichtbewegte Volk zu neuen Liedern weckt? Es ist klar: die Vögel geben dem schönen Antlitz der Natur erst die wohllautende Stimme und damit den unsäglichen Reiz, welchen dieses geistigste aller Körpervermögen auf den Menschen nie aufhört zu üben.

Wo solchen Betrachtungen Eingang gestattet wird, da rechtfertigt sich das Unternehmen, diese Thiere im obigen Sinne zu charakterisiren, von selbst. Es versteht sich, daß dabei das naturgeschichtliche Moment nicht übergangen werden kann und soll, aber es wird mehr nur als Relief des ästhetischen dienen, und ich denke, es lasse sich dies hier sogar noch leichter erreichen, als bei den bereits behandelten Bäumen. Denn während diesen ein Leben erst *geliehen* werden mußte und dadurch eine gewisse Eintönigkeit entstand, welche zu überwältigen ich nicht genug Darstellungsgabe besitze: so tritt bei den Vögeln ein *wirkliches* Leben entgegen, und bei wie vielen ein wie deutlich ausgesprochenes! Nur daß auch diese Aufgabe ihre Schranken hat. Gerade der Flug, der den Vogel so poetisch macht, macht es zuweilen auch dem Zeichner unmöglich zu folgen und im scharfumrissenen Bilde die verschwindende Erscheinung zu fassen. Dasselbe muß von der Stimme des Vogels gesagt werden: je reicher sie ist, um so schwerer zu übersetzen. Und überhaupt welche Musik läßt sich denn übersetzen? Bei vielen Vögeln endlich verliert sich die Gestalt in's Winzige, sie wirken

nur in Massen, nicht einzeln, und wieder andere haben gleichsam eine zu große Familienähnlichkeit, als daß sich die besonderen Arten noch trennen ließen.

Unter diesen Umständen habe ich es vorgezogen, mich auf eine kleine Zahl von Charaktervögeln zu beschränken, und gebe hier zuvörderst unsere Hausgeschlechter, denen ich einige anreihen werde, die uns als Anwohner und Nachbarn näher treten oder sonst Berücksichtigung fordern dürfen.

Gänger.

Der erste Vogel, den der Mensch zum Hausthier umgeschaffen, war sicherlich das Huhn; die Kunst, es zu mästen und fett zu machen, darf als eines der erfreulichsten Geschenke angesehen werden, welche den Bewohnern von Delos für ihre Gastfreundschaft gegen Latona zu Theil wurden. Auf dem Erdboden zu wandeln bestimmt, harmlos Körner pickend und gesellig sich schaarend, steht sein Geschlecht in ähnlicher Weise den Wiederkäuern parallel, wie Gans und Ente dem Schweine. Und wie das nützliche Rind, so hat auch das Huhn den Menschen überallhin begleitet: ein treues, aber dürftigprosaisches Wesen, in dem alle Romantik der Vogelnatur, ja jeder geistige Wiederschein erlischt. Beschränktheit und Unterwürfigkeit ist des Huhnes Natur, das sagt sogleich der erste Blick. Auch war Frau Kratzefuß nie für geistreich bekannt. Wie oft hat Reineke die liebe Einfalt berückt und wie erbarmungslos ihr mitgespielt! Wie blind sind sie gegen die tägliche Untreue ihres Herrn und Gatten! Wie verlieren sie alle Fassung, wenn ein Kind an ihrem Haufen vorübergeht! Rathlos stürzen sie durcheinander, immer und immer wieder gegen die Wand, die Mauer,

den Holzstoß anrennend. Aber mit eben dieser Beschränktheit[1]), scheint es fast, hangen auch die anderen Züge ihres Charakters zusammen, ihre Gutmüthigkeit, ihr Eifer, ihre Zucht, selbst ihre pflichtbewußte Redseligkeit.

Das Hühnergeschlecht vertritt gleichsam die niedere Bourgeoisie, und die Henne, in den engen, strengen Begriffen ihres Standes erzogen, vergißt keinen Augenblick seiner Schranken und Pflichten. Ihr nüchterner Sinn haßt alle Neuerungen und Extravaganzen. Sie mag nichts wissen von jenen zweifelhaften Tugenden, die wir stolzer Weise bald Eleganz, bald Tournüre, bald Noblesse oder wohl geradezu Bildung nennen. Die phantastischen Wanderzüge, das freie Wiegen in den Lüften, die Kunst der Lieder und der Nester, welche die Welt an anderen Vögeln bewundert, gelten ihr nichts. Sie hält die Art ihrer Ahnen aufrecht, und schlicht bürgerlich, wie ihre Tracht, ist ihr ganzes Sein und Sinnen. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! ruft sie Söhnen und Töchtern zu, in deren Kreise sie prustend auf- und abwandelt. „D's Herre Deckbett hett vier Eck, vier Eck hett 's Herre Deckbett!“ (elsässisch), das ist ihr liebster Kanon, und sie erzählt von ihrem stillumfriedeten Leben, von jungen und alten Tagen, und indem sie dem Einen eine Lehre, dem Andern eine Liebkosung zuwirft, nickt ihre hochfrisirte Haube mit sittigem Ernst darein. Sie ist wie eine jener ehrsamen Basen, die wir fast nur noch aus Romanen kennen, und die mit ihrer Engherzigkeit auch den treuen Fleiß, die Einfachheit, die Arbeitsamkeit und das bescheidene Genügen der weiland guten Zeit bewahrt haben: eine brave, aber etwas simple Hausfrau und Hausmutter alten Stils.

Mit dem ersten Morgenscheine beginnen ihre Sorgen, und wenn das Tagesgestirn scheidet, darf sie ruhigen Gewissens das züchtige Lager besteigen. Kein Diem perdidi! stört den Schlaf der Gerechten. Wie gackert sie so selbstzufrieden, so emphatisch, wenn sie ein Ei gelegt[2])! Ein junger Poet könnte seine „gesammelten Gedichte“, eine Spinnerin

den Fleiß ihrer Winterabende nicht eitler aufzeigen. Wie läuft sie so freudig, wenn sie den Regenwurm gefunden! Und nun gar, wenn sie Mutter ist! Dies Trippeln und Suchen, dies Scharren und Locken [1])! Jedes Korn zerbeißt sie den Jungen, legt ihnen jeden Brosamen vor das Schnäbelchen. Alle versorgt sie, nur an sich selbst gedenkt sie nicht, und indem ihr forschendes Auge kein Würmchen übersieht, hat sie ihre schärfsten Blicke offen für jede Gefahr, und mit ängstlicher Stimme ruft sie die sorglos zerstreuten Kleinen, wenn der Habicht in der Höhe droht. „Die Jungen aber verstehen die Muttersprache wohl und laufen herbei, und sie verbirgt alle unter ihre ausgebreiteten Flügel und macht sich zum sichernden Schild und Gewölbe, an welches der Schnabel des Würgers vergeblich anprallt." — Mit welchem Mutterherzen liebt sie das Entchen, das man sie ausbrüten ließ! Sie weiß nicht, daß es ein fremdes, untergeschobenes Kind ist. Sie führt es auf die Wiese, sucht ihm Samen, will es scharren lehren. Aber wehe! dort rieselt ein Bach, und der kleine gelbe Schwimmer, ohne der Lektion im Mindesten zu achten, watschelt jubelnd und neugierig dem befreundeten Elemente zu, unaufhaltsam, von magnetischer Lust gezogen. Schon spielt er in den Wellen Wie erschrickt da die arme Mutter! wie läuft sie am Ufer hin und her! wie mahnt sie! wie bittet sie! wie schreit sie um Hülfe [2])! — Gewiß es ist ein rührender, ein menschlich schöner Zug treuer Hingebung, und man begreift nun, wie die Gluckhenne, trotz ihrer Armseligkeit, so mit Einem Munde gepriesen wird bei Alten und Neuen. Der ernste Plutarch stellt sie als Muster der Eltern= und Kindestreue auf, die Araber versetzten sie gar unter die Sterne [3]), und „Christus selbst hielt es nicht zu gering, seine Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Glucke zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen." Und wahrlich, unter allen Bildern des Neuen Testaments ist kaum eines, das inniger und wohlthuender wäre

Der Hahn.

Je stiefmütterlicher das Huhn bedacht ist, um so bedeutender tritt dagegen der Hahn hervor. „Besser einen Tag der Hahn sein, als einen Monat die Henne", sagt ein serbisches Sprichwort, und die Kunstsprache der Zigeuner und Diebe, welche diese letztere nur schlechtweg „Steffen" heißt, nennt jenen respektvoll und mit fast empfindsamem Anflug „Holder-Kauz." Der Hahn war schon der alten Sagendichtung ein willkommener Stoff. Das Feuer seiner Farbe und seines Blickes machten ihn dem Deutschen zu einem Gegenstand der Verehrung. Er ist das Symbol der Flamme, Lokis, des Feuergottes, furchtbarprächtiger Vogel; wenn er seine Schwingen zum Fluge entfaltet, schlagen Brände unter ihm auf [1]). Deshalb gilt noch heute für Brandstiftung der Ausdruck: „den rothen Hahn auf's Dach setzen", und daß Lucifer, wenn er das Kavalierkostüm anlegt, die Hahnenfeder auf den Hut steckt, mag sich ebendaher schreiben. Seiner Klugheit und Tapferkeit eingedenk, weiheten die Römer diesen Vogel dem Mars und der Minerva, und unter den griechischen Helden vor Troja trägt ihn Idomeneus als Wahrzeichen auf seinem Schilde, wie der Hahn noch bis vor Kurzem das Wappenbild der kriegslustigsten aller europäischen Nationen war. Im Reineke Fuchs erscheint der stracke Gesell mitten unter den Großwürdenträgern des Reichs; seiner ermordeten Tochter wird auf Nobel's Befehl ein feierliches Todtenamt gehalten, an welchem der ganze Reichstag Theil nimmt. Ueberhaupt spielt der Hahn in der Thiersage eine bedeutende Rolle. Das ausgehende Mittelalter feierte ihn in gelehrten lateinischen Poemen [2]), und nach zeitweiliger Vergessenheit sammeln sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts die alten Erinnerungen an die Herrlichkeit seines Geschlechts wiederum in dem Liede von Henning dem Hahn [3]); aber es verhallt als ein matter Nachklang ungehört, bis in den letzten Tagen Brentano's Märchen Gockel's Ehrengedächtniß glänzend erneut hat.

Des Hahnes hohen Sinn verräth schon das reiche Kleid.

„Goldhahn ist ein stolzer Ritter,
Trägt ein Wamms orangefarben,
Goldnen Panzer, bunte Flitter,
Grüner Federn volle Garben.

Doch der Henne höchst vor allen
Will am Haupt der rothe Kamm,
Will am Fuß der Sporn gefallen
Kühn zum Kampf gekrümmt und stramm!“ [1])

Es wölbt sich seine Brust wie ein Harnisch, sein Bart brennt wie Feuersglut, sein Blick strahlt Kühnheit, sein Wandel ist stolzer Würde voll. „Dreierlei“, sagt Salomo [2]), „haben einen feinen Gang, und das vierte gehet wohl: der Löwe mächtig unter den Thieren, Niemand fürchtend, ein Widder mit gewaffneter Stirn, ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, und ein König, dem Keiner widerstehen mag.“ Wahrlich, zum Herrschen ist der Hahn geboren und jeder Zoll an ihm ein König. Er ist der Fürst der Vögel. Langsam und gemessen hebt er Fuß um Fuß empor, oft mitten im Schritt noch zögernd, das Auge achtsam hierhin und dorthin gewendet, daß Nichts ihm entgehe [3]). Zieht er durch ein Thor, unter dem ein Reiter hindurch könnte, so bückt er doch das Haupt, des Kammes Zierde nicht zu beschädigen: so sehr fühlt er die innere Hoheit. Er gehe oder stehe, immer zeigt er die edle Art. Wie gedankenvoll erhebt er den kundigen Blick zu den wolkenverhängten Fenstern des Firmaments, oder zu der blassen Mondhieroglyphe am Morgenhimmel! Aber am vornehmsten ist er doch, wenn er sich anschickt zu singen „nach der Väter Weise.“ Denn „Sänger der Hahn, Sänger sein Sohn“ heißt es mit Recht im finnischen Volksspruch. Er fliegt auf das Dach, der rechte Fuß tritt vor den linken, dieser bleibt halb in der Schwebe, wie wenn er sich zum Schritt erheben wollte. Es ist das heroische Pas, die eigentliche Rhetorstellung. Die ganze Gestalt nimmt einen erhöhten Ausdruck an, Hals und Wedel

richten sich auf, die Brust schwillt, die Flügel schlagen schallend aneinander, die Augen aber drückt er ein, denn „er kann ja sein Lied auswendig.“ So, ganz mit dem pathetischen Anstande und dem trunknen Genießen des Virtuosen erhebt Chantecler die muthighelle Stimme. Je peux quand je veux! ruft der Alte; je veux quand je peux! antwortet in fistelnder Antistrophe der Chor der Jungen. Von Hof tönt's zu Hof, ein Nachbar thut's kund dem andern, und dergestalt respondirt das nierenstärkende Gesänge immer weiter in perspektivisch abnehmender Stärke bis zum Dorfe hinaus, und wenn Alles ruhig, kommt wohl noch ein ganz feines Hähnlein mit einem fernsten Echo hinterdrein Kikriki! als wie ein Pünktchen überm J.

Doch es gilt ernst zu reden von dem Ernsten. Im Gesange liegt des Hahnes Mission [1]), der Gesang erst erweist recht seine hohe Abkunft [2]), und Herodes Agrippa ehrte sich selbst wahrlich nicht minder als den Hahn, da er diesem, der ihn auf einer Nachtreise fröhlich gegrüßt, kostbare Geschenke übersandte [3]). Die heidnischen Griechen und Römer ahneten göttliches Wesen in ihm [4]); Mahomet gebot, ihm zu huldigen, als dem Wächter, der die himmlischen Heerschaaren zu ihrem Dienst erwecke [5]), und man darf wohl fragen mit Hiob [6]): „Wer giebt Weisheit in's verborgene Herz des Menschen, und dem Hahne den Verstand?“ Weithin schallt sein Schrei wie schmetterndes Erz. Vor ihm fliehen die Unholde der Nacht [7]), es hört ihn auf dem Meere der Schiffer und der Wanderer auf einsamem Pfade, und Freude kommt in ihre Seele, denn er bezeugt der Menschen heimische Nähe. Den Denker weckt er zur frühen Arbeit und den Frommen zum Gebet; er schreckt den Uebelthäter, ruft den Leichtsinnigen zur Reue, verkündet dem Landmann des Regens Erquickung und dem Kranken den tröstenden Morgen. Wenn Orion auf die Himmelswacht zieht und auf des anderen Gevögels Fittig der Thau noch perlt, so ist er schon rührig, läßt sein Jauchzen erklingen. Ja, ein Heilsbote ist der Hahn und

nimmer genug zu preisen. Sein Ruf zerreißt des Schlummers goldenen Trug und strafft die träge Sehne zu Arbeit, Kampf und Sieg.

Darum auch ist kein Thier so gefürchtet, keines wiederum so erhöhet worden. Die frommen Meister setzten sein Bild hoch auf die Spitzen der Thürme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wecker[1]), und weise Lehrer schmückten damit des Fibelbuches Aufschlag, die Jugend zu mahnen, daß frühe beginnen müsse, wer das Gute wolle. Die Kriegsleute aber stellen ihn auf die Wagenburg, sich zuzurufen und abzulösen bei rechter Zeit[2]). Und das ist des Hahnes schönster Platz, dahin gehört er. Denn er ist selber ein Krieger, streitbar, klug, wagemuthig, ausdauernd, wachsam ob seiner Ehre, wie kein anderes Gethier[3]). Dringt ein anderer Hahn in sein Bereich, so zieht er ihm entgegen, schüttelt die Flügel und stürmt auf ihn los. Der Kamm schwillt, die Halsfedern sind aufgerichtet wie ein Schild, die Augen sprühen Feuer, mit gewaltigem Ansprung sucht er den Gegner niederzuwerfen und zu zertreten. Es ist eine lange, hartnäckige Schlacht. Zieht sich der eine zurück, so ist's nur Schein, und der Kampf beginnt nur um so heftiger. Endlich erlahmen Flügel und Füße, da greifen sie zu der letzten, furchtbarsten Waffe. Hageldicht fallen die Schnabelhiebe, und bald trieft das Blut aus Hals und Kopf. Zuletzt verläßt den Feind der Muth, er wankt, weicht, flieht, senkt den Schwanz, kriecht in einen Winkel, grakelt um Gnade. Doch der Sieger läßt sich nicht bethören, er schlägt mit den Flügeln und macht sich zur Verfolgung des Feindes auf, den nur die schnellste Flucht retten kann. Die Schlacht ist entschieden[4]). Chantecler schwingt sich auf die Mauer und blutend, doch stolz emporgerichtet, verkündigt er seinen Sieg gleich einem Herolde mit lautem Trompetenstoß[5]). — Wer wollte sich noch wundern, daß Inder, Chinesen und Britten sich's zu hoher Lust sein lassen, einem solchen wilden Kampfspiel[6]) zuzuschauen, und daß sich auch der kriegerische Sinn der Alten an des Hahnes Tapferkeit weidete und entzündete? Erzählt nicht Aelian[7]),

wie einst Themistokles den sinkenden Muth seines Heeres belebte, indem er hinwies auf das Beispiel zweier Hähne? „Sehet", rief er aus, „diese Thiere setzen um der bloßen Siegesehre willen ihr Leben ein und lassen nicht ab: ihr aber streitet für Herd und Götter, für die Gräber der Ahnen und für die Wiege der Kinder, vor Allem für die Freiheit — und wolltet verzweifeln?" Da faßten die Hellenen neuen Muth und entrissen den Barbaren den Sieg.

Aber im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg. Auch der Hahn kämpft nur um des Friedens und des Regimentes willen. Er ist absoluter Herrscher [1]), aber mehr ein friedliebender Patriarch als ein argwöhnischer Tyrann, ein Weibersultan, stolz, herrisch, doch weicheren Regungen nicht verschlossen. In seinem Gehöft, umringt von seinem Harem, giebt er das Bild eines sorgsamen Gatten [2]). Allen genügt er; keines seiner Weiber wird vernachlässigt, wenn er auch die Favoritinnen auszeichnet [3]). Mit klugen Worten weiß er um Liebesgunst zu werben. Rabbi Jochanan sagte: Wäre uns das Gesetz nicht gegeben, so hätten wir feine Sitte vom Hahne gelernt, der mit dem Weibchen schön thut, es zu gewinnen. „Ich will dir ein Kleid kaufen", raunt er der Henne buhlend zu, „ein Kleid, das bis zum Boden reicht." Und nach errungenem Siege schüttelt er feierlich sein Haupt und ruft: Es falle mir der Kamm ab, wenn ich habe und nicht kaufe" (Talmud). — Der Hahn ist fern von Eigensucht. Hat er einen Imbiß gefunden, so ruft er mit lauter Stimme die Seinen, denn er theilt auch das Kleinste mit ihnen; aber keine aus dem ganzen Volke darf ein Korn auch nur anrühren, bevor er selber das Mahl eröffnet, keine vorlaut ein Tischgespräch beginnen [4]). Es ist noch ganz die strenge Hauszucht unserer Altvordern. Ein bloßer Blick des Weiberbeherrschers reicht hin, die Henne, die es gelüstete, wider sein Gebot zu thun, zurückzuführen zu ihrer Pflicht. Und das ist wahrlich nicht die kleinste unter des Hahnes Tugenden. Der weise Vridank spricht mit Recht:

so stolzen muot nie man getruoc,
ern hete an einem weibe genuoc:
so wilz der hane bezzer han,
dem sint zwelf hennen undertan,
daz er der zwelfer meister ist,
das gat für Salomones list[1]).

Und Petrus Alfonsi warnt in der Disciplina clericalis sehr bedächtig: Fili, ne sit gallus fortior te, qui decem[2]) uxores suas justificat, tu autem solam non potes castigare.

Darum Ehre und Nachfolge dem Beispiel des Hahnes. Sieben Brumicheiten machten den echten, rechten Ritter, sieben machen auch den vollkommenen Hahn: er ist fürsichtig, weise, tapfer, ehrenhaft, fein, voll Liebe und der Herrschaft kundig.

Unter den Hühnern bleiben noch Puter und Pfau zu erwähnen. Zwei vornehme Vögel, Emigranten, denen man an der Tracht sogleich die Fremde ansieht, die sich aber im Exil der alten Freiheit begeben haben.

Der Wälschhahn.

Der Wälschhahn wanderte im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Westen bei uns ein, und prangte im Jahre 1570 zuerst auf der Hochzeitstafel Karls IX. von Frankreich[3]). So berichten nach allerdings unverbürgter Tradition unsere Koch- und Eßkünstler, für die der Puter eine epochemachende Erscheinung bilden mußte, nicht nur weil er die befriedigendste Fülle des Genusses überhaupt, sondern auch — um mit Antonius Anthus zu reden — je nach den verschiedenen Theilen die lieblichste Mannigfaltigkeit der Geschmäcke gewährt. Er ist der amerikanische Nationalvogel, der Schmuck der Urwälder Louisianas und dem einsamen Blockhause der Verkünder des Morgens. Auf den Wipfeln der Cypressen und Magnolien begrüßen seine geselligen Schaaren das Frühlicht, und die hohen Wälder ertönen dann von ihrem Ruf in meilenweiter Runde Dort, in seiner

Heimat, ist der Truthahn ein stattliches, vielbegehrtes Thier, und Franklin durfte darauf sinnen, ihn als Wappenbild auf der Flagge Nordamerikas glänzen zu lassen. Er wollte den friedlichen, nützlichen Vogel für den friedlichen Bürgerstaat, indem er unseren civilisationsstolzen Königreichen gern die kriegerischen Symbole der Raubthiere überließ [1]).

In Europa ist der Puter entartet; der Metallglanz seines Gewandes hat sich in fahles Grau oder schmutziges Weiß verwischt; den freien Schritt lähmt die Korpulenz des Mastthiers: mürrisch und grämlich, wie ein hypochondrischer, polternder Alter, zieht er auf dem Hofe des Pächters umher, den Pöbel der Gänse und Hühner keines Blickes würdigend. „Ach! — wie — geht's — uns — doch — so — knapp!“ Sein trübdunkles Auge steht immer voll Aerger. Zu dem Aerger kommt der Hochmuth, denn der Truthahn ist aufgeblasen wie ein bettelstolzer Nobile. Er geht dann pfeifend, kollernd und schnaubend der Wand entlang, alle Federn sträuben sich empor, der Schwanz breitet den mächtigen Fächer, die halbgeblähten Flügel rauschen starrend auf der Erde hin. Eine gravitätisch-lächerliche Ungestalt! Dazu quellen tief am Halse die fleischigen Klunker herab, die seltsamen Brustborsten richten sich auf, und über den Schnabel wächst eine Nase, blutroth und wunderbar. Sie tropft wie ein Fleischquast darüber hinab. Natürlich! wer lang hat, läßt lang hängen, sagt der Straßenwitz. Und was treibt ihm so die Wuth über Hals und Gesicht? Nichts — als dort die zierlich rothe Schürze der Pächterin, oder da die Scharlachweste des jungen Knechts. Er ist ein konservativer Ultra. Gleich dem grimmigen Büffel haßt er die Farbe des zerstörenden Elements, sie bohrt ihm wie ein Dolch in's Auge, und der arme Tropf schnarrt und schnaubt, bis das revolutionäre Roth sich aus seinem Gesichtskreis entfernt hat oder sein Zorn in sich selber erlischt. Der Puter ist ein Komiker wider Willen: er grollt und wir lachen.

Uebrigens ist der Truthahn bei aller seiner Grämlichkeit und

Zornköpfigkeit doch sehr verliebter Komplexion, und die Reverenzen, mit denen er um das Weibchen buhlt, sind spaßhaft genug. Die Leidenschaft macht ihn völlig blind, so daß der amerikanische Jäger ihn durch Nachahmung des Hennengeschreis immer erst in diesen Zustand versetzt, ehe die Jagd beginnt. Mit aufgeblasenen Nasenlappen und gespreiztem Schwanz stolzirt er umher und antwortet kollernd auf jedes Geräusch, das er hört, auf das Krähen des Haushahns, den Ruf der Eule, das Stürzen eines Astes, selbst auf den fernen Krach eines Feuerrohrs. Kaum aber ahnet er eine Gefahr, kaum gewahrt er die geringste verdächtige Bewegung, als er auch mit einem scharfen, durchdringenden Laut sich emporrichtet und mit langen Schritten dem Dickicht zueilt, in welchem ihn kein Jäger erreicht.

Der Pfau.

Der Pfau steht unter den Hühnern fast wie der Schwan unter Gans und Ente, und doch herrscht kaum eine größere Verschiedenheit, als zwischen dem geistlosen Vogel der Juno und dem seelenvollen Liebling Apollo's. Wie edelernst, wie einfachstolz, wie antik der Eine, und wie grillenhafteitel, wie schwerfälligprunkend, wie modisch der Andere!

Der Pfau ist ein Asiat; der Glanz seines Juwelenstrahlenden Kleides verräth sogleich den prachtliebenden Orientalen. Ueber keinen Vogel, ja über kein Thier hat die Natur die Fülle ihrer Farben verschwenderischer ausgeschüttet [1]), und wenn er radschlagend alle Blendungen und Schatten seines aus tausend Schimmern und Scheinen gewebten Schweifes entfaltet, so erklärt man sich wohl, wie Chrysippus sagen konnte, der arme Vogel sei nur vorhanden um des Schweifes willen [2]). Salomo's Flotten suchten ihn im fernen Ophir [3]), Alexander schickte ihn als kostbare Trophäe der indischen Zone nach Griechenland. Wie zu einem Schauspiele drängten sich die Athener zu diesem Thiere das sie noch nie gesehen, und dessen Leben Alexander durch strenge

Gesetze vor Nachstellungen schützte [1]). Erst dem raffinirten Luxus der Römerwelt war es vorbehalten, den Pfau als Schaugericht auf die Tafel zu stellen [2]) und mit Leckerbissen aus seinem Hirn den übersättigten Gaumen zu kitzeln [3]). Diese Sitte erhielt sich im Mittelalter fort, mit einer besonderen Symbolik verknüpft. Die Ritter schwuren bei dem Pfau, und legten Gelübde auf denselben ab, wobei sie einander an Abenteuerlichkeiten überboten. So legte, als Konstantinopel von den Türken erobert war, die gesamte Ritterschaft am Hofe Philipp's des Guten von Burgund ein Pfauengelübde (voeu du paon) zur Rüstung eines Kreuzzuges ab.

Die Eitelkeit des Pfaues ist mit Recht sprichwörtlich [4]) geworden. Läßt man ihn einen Lobspruch hören, oder zeigt sich die Henne in der Nähe, so entrollt er das blumige Rad, hebt den glitzernden Hals und stößt ein widriges Katzengeschrei [5]) aus, während er dem Gleichgültigen seinen Anblick entzieht und in der Zeit des Federfalls beschämt die Einsamkeit aufsucht, seine Blöße zu verbergen [6]). Tieferer Leidenschaft ist er nicht fähig, aber er ist auch fern von dem thörichten Hochmuth des Wälschhahns. Um wirklich schön zu sein, fehlt ihm vor Allem der geistige Ausdruck; auch sind der kahle Kopf, das weißberingte Auge keine Zierden, so wenig als der kurze schmutzige Fuß. Sein Flug ist nur ein Flattern, das ihn nicht viel über den Boden erhebt; doch sucht er wohl gern ein nahes Dach, eine Freitreppe oder sonst einen höheren Punkt, um sich von dort aus bewundern zu lassen. Der dicke Leib und die Wucht seiner Schleppe nöthigen den Pfau zu einem langsamen, zagen Gange, der durch die balancirende Senkung des vorgestreckten Halses noch gedrückter wird. Büffon, sein beredter Panegyrist, findet darin Anstand und Majestät, und in gleichem Sinne singt ein serbisches Volkslied von einer schönen Jungfrau:

„Wenn sie spricht, soll's sein wie Taubengirren,
Wenn sie lacht, ob zarte Perlen rollten,
Wenn sie schaut, als ob ein Falke sähe,
Wenn sie geht, als wie des Pfaues Schreiten."

Aber unsere mittelalterliche Dichtung, welche den Pfauentritt schleichend nennt und ihn dem stolzen Kranichgange entgegensetzt[1]), kommt gewiß der Wahrheit näher, und vortrefflich dünkt mich der Ausdruck Walters[2]), wenn er von seiner Trauer bei Friedrich des Oesterreichers Tode sagt:

dô ging ich schlîchent als ein pfâwe swar ich gie,
daz houbet hanht ich nider unz uf miniu knie.

In späteren Jahren tritt die Katzennatur im Pfau hervor, er wird zänkisch und übellaunig[3]): ein Zug, der auch sonst wohl der alternden Eitelkeit eigen ist.

Schwimmer.

Die Zähmung durch welche einzelne Thiere offenbar zu einer höheren Stufe der Intelligenz emporgehoben sind, hat bei der Gans[4]) das Gegentheil zu Wege gebracht. Die wilde Gans ist ein Muster der Klugheit; sie muß im freien Felde mit Gräsern, Schnecken, Fischen, Körnern, Beeren, mit Allem, was die karge Natur des Winters übrig läßt, fürlieb nehmen und in hohen, schnellen Flügen durch Nacht und Frost von Strom zu Strom ziehen. Die zahme, nur von der schweren Mast des Getreides und der Kartoffel lebend, zum geruhigen Haus- und Weidethier umgewandelt, ist ein Urbild der Dummheit geworden. Es ergeht ihr ähnlich wie dem Schafe. Auch das beschränkte, geduldige Schaf ist in der natürlichen Freiheit seiner Felsen und Berge — man denke an den korsikanischen Muflon — eines der schlauesten, unbändigsten Geschöpfe. Eben auf der Wildheit ruht alles Heil dieser Thiere; in der Sklaverei verlieren sie die angeborne Haltung und Energie; der funkelnde Furor der Freiheit und der Natur erlischt in dem Blödsinn der Unterwürfigkeit.

Daraufhin will auch die Gans angesehen sein. Sie ist zum Sklaven geworden; aber das Tragische, was in solcher Situation liegen kann, ist hier in das Komische umgeschlagen, weil der Widerspruch des Instinkts und der gesamten Körperanlage gegen die durch den Menschen ange-

muthete Umwandlung unauflösbar zurückbleibt. Die Gans ist ein Kavallerist zu Fuß, ein Schwimmer zu Lande. Keinen Augenblick findet die ihrem Element entrissene Gestalt das ursprüngliche Gleichgewicht: ihr ist Mittel- und Schwerpunkt des Wesens genommen. Auf breitem Ruderfuß [1]) schleppt sich der plumpe, in der Gefangenschaft massiger gewordene Körper hin, mit jedem Schritte halb zur Seite schwankend, halb vornüberfallend [2]); der Hals nur reckt sich steif auf, und das Auge stiert gedankenlos immer gerade aus. Getrieben weiß sie nirgends aus noch ein, wankt rechts und links, immer rathlos, immer schnatternd. Treibt man sie heftiger, so wird das Geplärr zum wüsten, gellen Geschrei [3]), das wirre Thier spreizt die Flügel auseinander, schlägt sie heftig zusammen, ohne sich auch nur einen Zoll vom Boden zu erheben [4]): denn lange Entwöhnung hat die Kraft der Flügel gebrochen. Ihr unaufhörliches Geschnatter, das freilich einiger Modulation fähig ist [5]), machte die Gans schon bei den Römern zu einem Bilde der Schwätzer, und doch erwarb eben dieses Gekreisch ihr geschichtlichen Ruhm und Verehrung. Von dem sagenspinnenden Livius an ist durch alle Jahrhunderte die Rettung des Kapitols durch den warnenden Schrei der Gänse wie ein Wunder weiter erzählt [6]) und Anlaß geworden, die Tugend dieses Thieres an's Licht zu ziehen. Ueber des Hundes gepriesene Wächtertreue ward die der Gans gehoben, in öffentlicher Jahresfeier ehrte Rom dankbar das Andenken der rettenden That, und selbst die nüchternen Praktiker, wie Kolumella und Vegetius, empfehlen die Gans als sicherste Hut im Bauergehöft wie im Kriegslager [7]). Daß Lukrez und Isidor jene Großthat auf den scharfen Geruch der Gänse zurückführen, kann ihren Ruhm nicht schmälern, vielmehr nur dazu dienen, uns auf eine weitere Gabe der Gans aufmerksam zu machen.

Aber die Gans zeigt auch tapfern Muth; es ist doch bei ihr nicht, wie bei dem Muflon, die ganze Persönlichkeit widerstandslos weggewischt. Dem Hunde, dem Buben, der ihrer Heerde naht, streckt sie mit wüthendem Zischen den Schlangenhals und den gähnend geöffneten

Schnabel entgegen, von dem sie vielleicht selbst den Namen empfangen hat, und der Falke, ja der Fuchs, muß oft sein Raubgelüst im Kampfe mit dem Gänserich büßen. Auch untereinander kämpfen sie: die Schlachten, welche sie auf gemeinsamer Weide sich liefern, sind heftig genug, so daß zuweilen Tage vergehen, ehe der Trompeter des unterliegenden Haufens das Zeichen zum Rückzuge giebt. Man sieht: in dem Phlegma der Gans ist manches Edle verborgen, das Naturmenschen wohl anziehen kann.

Wie der Altrömer sie hoch und werth hielt, ist schon gesagt; aber auch der Deutsche wählte sie gerne zum Opferthier, und das Mittelalter weihete sie gar dem heiligen Martinus, wobei man sich allerdings des Zweifels nicht entschlagen kann, ob es die Ehrfurcht vor dem frommen Bischofe oder nicht vielmehr die kluge Rücksicht auf den eigenen Magen war, welche den Mönchen diese Dedikation eingegeben [1]). Wenigstens behaupten schon alte Priameln [2]), um den Martinstag sei die Gans am mundrechtesten, und die lustige Ganslitanei in Melchior Frank's Convivium, die wohl zuerst aus einem klösterlichen Refectorium herausgeklungen [3]), bestärkt nur jenen Zweifel. Die Zucht dieses Vogels wurde in Deutschland — seinem eigenthümlichen Vaterlande — frühzeitig und mit Eifer getrieben: man fand hier ehedem, wenn auch keine göttlichen, so doch hochedelgeborene Ganshirten, wie das Beispiel Hans von Schweinichen's zeigt, der mit der Aufsicht der väterlichen Heerde betrauet war. Daß der Gans ein Zug höherer Geistigkeit innewohne, bezeugt Plinius und führt zum Beweise den Freundschaftsbund des Philosophen Lacydes [4]) mit einer Gans an. Aber glänzender noch beweist dies jene Erzählung von dem Kreuzfahrer, welcher, in der Wüste verirrt, sich der Führung einer Gans überließ und so den Weg nach der heiligen Stadt fand. Die Genußmenschen wissen nur von ihrem Flaum, ihrem Fette und ihrer Leber zu sprechen, und allerdings scheint dem Plinius schon die Erfindung der Gänsepasteten so wichtig, daß er es einer Untersuchung werth hielt, den Namen des Mannes zu

ermitteln, dem die Gourmands seiner und aller folgenden Zeiten diesen Hochgeschmack verdanken. Er berichtet ferner, daß selbst der starke Nacken römischer Männer der weichen Dune nicht mehr entbehren könne, und daß die in Deutschland stationirten Legionen hier schaarenweise entlaufen seien, um den Vogel ihrer Wünsche zu jagen. Es ist auch dies freilich ein Cultus, und wie Karl der Fünfte es nicht unter seiner kaiserlichen Würde hielt, auf dem Grabe jenes Holländers, der zuerst den Häring geräuchert, in dankbarer Rührung einen Bückling zu genießen: so wäre es immerhin löblich gewesen, wenn die Verehrer und Verzehrer der Gänseleber jene von Plinius gestellte Preisaufgabe zu Nutz und Frommen der Wissenschaft erwogen und gelöst hätten.

Wir aber, die man mit neidischem Spotte Kinder eines tintefleckfenden Säculums genannt hat, erheben uns über diesen Materialismus und blicken bewundernd auf den Vogel, der, zum Sprich- und Stichwort der Dummheit geworden [1]), der Gelehrsamkeit der Zeitgenossen das einzige Mittel reicht, ihre Schätze darzulegen und den Nachfahren getreulich zu vererben. Wohin wäre der Ruhm der Krieger, wenn nicht die Gans dem Geschichtschreiber den begeisterten Kiel geliehen hätte? Wo könnte sich ein Gemüth erquicken an Lied und Spiel der Dichter, böte nicht die Feder den Zauberstab, die flüchtigen Klänge und Gestalten der Phantasie zu fesseln? Wer unternähme die zweifelhafte Grenze des Mein und Dein noch mit sicherer Hand zu ziehen, wenn über dem scharfen Schwerte nicht die schärfere Feder wachte? Wer endlich vermöchte Dein eigenes Lob zu schreiben, edler Vogel, wenn Du Dich nicht entschlössest zu sterben, um unsterblich fortzuleben im Gedächtniß der Menschen?

Der Schwan.

Neben die Gans stellt sich ihr stiller, ernster Bruder, der Schwan. Er ist der Wasservogel in höchster Vollendung, ein ideales Gebilde der Natur: Alles an ihm schön, hehr, voll Majestät. Früh hat sich die

dichtende Sage seiner bemächtigt [1]), die Sänger aller Völker haben ihn verherrlicht, und wollen sie sich selbst im Bilde darstellen, so finden sie ein edleres nicht, als ihn, den melodischen Vogel Apollo's [2]).

Langsam und stolz schwimmt er durch den abendstillen Weiher. Kein Blatt regt sich, keine Welle: der Schwan allein zieht seine langen, einsamen Kreise, wie wenn ein lichter Geist der Wasser schweigend dahinglitte, jetzt plötzlich in der Tiefe verloren, jetzt in erneutem Glanze emportauchend. Wie blendend schimmert sein schneeiges Weiß [3]); wie prächtig hebt und biegt sich dieser Wellenhals; wie leicht und frei schwebt er dahin, die Schwingen segelgleich gelüftet: jeder Umriß sanft sich schmiegend, jede Stellung seelenvoll, jede Bewegung edel: ein wechselndes Spiel der schwunghaftesten, anmuthigsten Linien, gleich als wisse er, daß die Flut selber im Anschaun seiner Schönheit weile. — So kreist er nach der tiefsinnigen Sage des Nordens auf dem Urdarborn, dem heiligen Quell der Zeit, von Ygdrasils, des Weltbaums, Zweigen überschattet. So führt er nach dem römischen Dichter den Wagen der meerentstiegenen Göttin über die Wellen [4]). „So endlich verstehen wir erst jene lachende, geistvolle Mythologie, die diesen Vogel der reizendsten unter den Sterblichen zum Vater gab", und jenen Ausdruck des deutschen Gedichts, welches die Valkyrenschönheit Brunhild's zu bezeichnen, kurz von ihr sagt, sie gleiche dem Schwan auf der Welle [5]). — Nicht minder herrlich als sein Schwimmen, ist der Flug des Schwanes; er fährt durch die Lüfte „wie ein Held und Adler" [6]), und wie fernhertönende Posaunen oder verhallendes Geläut der Glocken klingt ihr Chor aus der Höhe. Das ist der Schwanengesang: halb Kriegsruf und halb ein Friedenspsalm. Er liebt aber den Frieden mehr als den Streit. „Herrschen Löwe und Tiger auf der Erde, Adler und Geier in der Luft nur durch Krieg und Grausamkeit, so waltet auf den Gewässern der Schwan durch seine Größe, Majestät und Sanftmuth. Sind jene blutige Tyrannen, so ist er ein Friedensfürst [7]), der erste Bürger eines stillen Freistaats": ruheliebend genug, um nie den

Kampf zu suchen, und stark genug, um ihn nie zu fliehen. Furchtlos erwartet er den Adler, und sein Muth und seine Kraft geben ihm den Sieg auch über die lauernde List des Fuchses, ja über das Eisengebiß des Wolfs, die er mit in's Wasser reißt und hinabdrückt [1]). Darum ist es ein schönes Bild, wenn Homer [2]) die aus den Schiffen in die Schlacht stürzenden Griechen vergleicht mit dem

„Volk langhalsiger Schwäne,
hierin flatternd und dorthin mit freudigem Schwunge der Flügel,
dann mit Getön absenkend den Flug, daß weit das Gefild schallt."

Aber schöner noch dünkt uns, daß nach deutscher Ursage [3]) über den Häuptern der Helden Schwäne singend einherziehen, gleich als rufe sie Walhalla zur Unsterblichkeit [4]).

Fühlt der Schwan den Tod nahen, so strömt er sein letztes Leben in erhabenen und entzückenden Melodieen hin [5]): dies eine Fabel zwar, aber eine der sinnigsten des Alterthums, welches in diesem Vogel die Psyche ahnete und sich ein Bild schuf von der „lebenweckenden Kraft, die aus den Pforten des Todes uns entgegenweht" [6]).

Die Ente.

Auch von der Ente [7]) darf ich nicht ganz schweigen, denn, heißt es im Volksliede,

die Ente, die Ente
führet das Regimente.

Sie ähnelt der Gans, und ihr Gang lahmt noch weit schwerer; aber dennoch ist sie keine so unerquickliche Erscheinung. Es ist hier nicht die stupide Steifheit wie dort: die Formen sind runder, die Farben frischer und mannigfaltiger, ihr ganzes Wesen beweglicher. Ein breiter Rumpf mit ansehnlichem Bürzel, ein wohlproportionirter Hals, der Kopf platt, lang und schmal, die Backen etwas anschwellend und in ihnen die schwarzen Kalmückenaugen halb verdeckt, mündet endlich die

Physiognomie in jenen breiten Löffel, der das Ahnentheil der Ente ausmacht. Bei Köln hat man einen Spruch von drei Enten [1]), deren eine der anderen ihr höhnisches Erstaunen bezeugt über das abnorme Mundstück der dritten, etwa wie wenn ein paar Leute mit langen Nasen einander anschaun und glossiren:

Es schwammen drei Aenten de Baach erav (herab),
De Erste heesch Frau Mösch,
De Zwötte heesch Frau Gösch,
De Drette heesch Frau Tricktrackdillentösch.
De säd de Frau Gösch
Zor Frau Tricktrackdillentösch:
Mhü! wat hüt de Frau Mösch
För ene decke Flösch! (Maul)

Das ist der Spott der Verblendung. Denn dieser Schnabel ist Sonde, Filter, Nase, Waffe und Trompete zugleich, ein wahres Kunstwerk der Natur, dessen Operationen der Engländer Paley nicht beschreiben kann [2]), ohne einen bewundernden Paragraphen über die göttliche Weisheit daran zu knüpfen. Dem Bau des Schnabels entsprechend tönt die Entenstimme breit und schnarrend [3]); Pythagoras meinte, nichts störe mehr als sie die stille Arbeit des Denkers, wogegen Büffon dieselbe — mich dünkt etwas euphemistisch — die Klarinette im Vogelorchester nennt.

Besonders komisch macht die Ente der watschelnde, einwärts gekehrte Gang, der die Schwere des Körpers unbeholfen zur Seite fallen läßt, als würde abwechselnd immer einer der Füße zu kurz: ein Gang, den Matrosen, und, wie man sagt, zuweilen Weiber an sich haben. Aber sie zeigen auch sonst manche wundersame Weise und Gebärdung. Man sieht sie etwa auf einem Düngerhaufen beisammenstehen: sie bilden einen Kreis, gähnen einander an, recken die Flügel, schütteln sich, daß die Puppis in einen wahren Taumel geräth, wenden und ducken den Kopf jetzt rechts, jetzt links: allesamt andächtig der Regel ihres seltsamen Ritus gehorchend. Da ergreift plötzlich den Antrecht

der Geist, und er bricht in einen breitmäuligen Schrei aus, welchen dann ein gellendes Unisono der Uebrigen beantwortet. Bald verstummen sie wieder, platschen auf die Erde, verbergen den Kopf unter die Flügel und schlafen, was die Talentvolleren unter ihnen auf Einem Beine stehend exekutiren. — Die Gefräßigkeit, mit welcher die Ente den Schmutz der Lachen und Kloaken durchwühlt, und die dem edlen Ritter Münchhausen zu einem ebenso sinn- als erfolgreichen Fangmanöver dieser Thiere Anlaß gab, erinnert an das Schwein; doch liebt sie bei alle Dem die Reinlichkeit weit mehr als das unsaubere Rüsselthier. — Wenn Regen naht, werden die Enten lebendig, sie stimmen einen schnatternden Wechselgesang an:

Aanten int Water —
Wat vern Gesnater!
Aanten in Diek —
Wat vern Musik! (K. Groth.)

und sind sie gar im Wasser: so bieten sie schwimmend, tauchend, fliegend [1]) und jagend ein munteres Bild, zumal der schmucke Entrich [2]). Seiner männlichen Würde ziemt das stattliche Federkleid [3]). Um den sammetgrünen Hals trägt er kavaliermäßig ein Band vom frischesten Weiß, die Brust ziert ernstes Braun, den grauen Flügel die stahlblauschimmernde Schilddecke und hinten auf den Ausgang stellen sich zwei Federn zierlich gekräuselt wie kecke Fragezeichen empor. Er ist ein ganzer Mann, wie der Hahn stark in der Liebe und im Zorn. Sehr treffend heißt es daher bei Shakspeare [4]) vom Antonius, der der flüchtenden Kleopatra in blindem Liebeseifer folgt:

„Die Schwingen spreitend wie ein brünst'ger Entrich
Verläßt auf ihrer Höhe er die Schlacht
Und flieht ihr nach.“

Des Entrichs Zorn ist gefährlicher, als der dumme der Gans; es schäumt giftige, ja tödtliche Leidenschaft in seinem Speichel. Ueberhaupt ist die Ente ein geistigeres Thier, als ihre vielschnatternde Muhme: sie hat mehr von ihrer wilden Natur behalten.

Flieger.

Das Anmuthigste unter Allem, was Flügel trägt, ist doch die Taube. Mit Tauben tändeln Kinder am liebsten, zumal die Mädchen, die selber wie Tauben sind, und jedes lautere Gemüth hat Freude an ihnen. Sogar der kaltsinnige Römer ließ sich zum Spiel mit diesen Thieren herbei; Plinius [1]) erzählt von Zeitgenossen, welche große Summen darauf verwandten. Sie hatten wahre Taubenthürme und führten Geschlechtsregister von ihren Lieblingen, deren einzelne mit Hunderten von Denaren bezahlt wurden. Man wird dieser Erscheinung nicht zu viel Gewicht beilegen dürfen, da es fraglich ist, ob sie mehr in bloßer Modeleidenschaft oder in gesundem Naturgefühl ihren Grund hatte. Um so wahrer und rührender spricht es an, wenn ein Greis wie M. Arndt [2]) am Abend eines bewegten Lebens von der Taubenlust seiner Knabentage erzählt und von den schneeweißen Vögeln, die im Goldglanz der Sonne schimmernd, gleich einem überirdischen Gesicht den Träumen seines Alters wieder erscheinen. Das sind deutsche Dichtergedanken, aber auch nur ein so holdes Geschöpf wie die Taube kann sie wecken.

Das ganze Sein und Leben der Taube ist wie ein freundliches Idyll. Sie sind keusch [3]), sanft, arglos, voll zärtlicher Liebe [4]), und vor allen anderen verdienen sie den Namen der „frommen" Vögel. Ohne Falsch wie die Tauben! heißt es in der Bibel. Ohne Falsch und ohne Zorn, Alles duldend, selbst den Tod, und nicht einmal einen Schrei des Schmerzes ausstoßend: welches andere Thier wäre diesem zu vergleichen? Die Taube allein ist nach dem Glauben der Alten ohne Galle [5]), und in hundert Volks- und Liebesliedern [6]), wie in den Bildreden jener mittelalterlichen Wanderprediger, klingt der Ruhm ihrer Unschuld. Und die Taube Noah's? die Botin des Friedens? Welch ein schönes Bild, wie sie dahinfliegt über die brausenden Wogen im Schnabel das Oelblatt der Versöhnung, und es niedersenkend in die Arche, die des Erdballs junge Hoffnung trägt!

Ja, ein lieber, schöner Vogel ist die Taube. Dem Menschen zugewandt und doch frei; immer sauber das Kleid; die Farbe fein, oft leuchtend [1]), jede Bewegung nett; lebensfroh in Flug und Zug. Die eine trägt ein kokettes Häubchen, die andere eine Perücke, einen Kragen, ein Band; jene trommelt, diese kichert, wieder eine andere schlägt rugsend ihr Rad. Wie zierlich trippelt dort der kleine befranste Fuß über den weißen Sand, wie neugierklug buhlt ihr röthlich Auge [2]) umher, wie sehnend lockt ihr Girren aus der grünen Laube [3])! Nun schwingt sie sich auf das Dach, wo der Tauber ihrer wartet und mit zärtlichem Kosen sie empfängt. Es ist gewiß, die Taube ist eitel, und so liebenswürdig diese Eitelkeit sie kleidet, so gefährlich ist sie ihr doch, wenn der Habicht im Dickicht des Baumes ihr Spiel belauscht und die in sich selbst Verlorene ergreift. Nosse credas suos colores varietatemque dispositam. At speculatur occultus fronde latro et gaudentem in ipsa gloria rapit. So sagt Plinius. Ob es ein Irrthum ist? Die alten Kirchenväter wenigstens wissen anders zu berichten. Sie meinen, die Taube suche den Baum am Wasser und setze sich in sein grünes Gewölbe, um in der spiegelnden Flut den Schatten des Räubers zu sehen, der über ihr schwebe [4]). Sinnreicher gewiß, wenn auch nicht richtiger. Endlich darf nicht verschwiegen werden, daß unter den Taubenmännern einzelne zu förmlichen Raufbolden entarten, die händelsuchend von einem Schlage zum andern ziehn und mit den Weibern schön thun. Doch mag auch hier die Ausnahme nur die Regel stärken.

Wie des Gatten, so pflegt die Taube auch ihrer Jungen mit emsiger Liebe; jedes Korn weicht sie ihnen im Kropfe auf, und verläßt das schüchterne Vögelchen den Schlag zum ersten Male, so umflattert sie es fürsorgend von allen Seiten. Oft wird sie ein Opfer ihrer Liebe: man kann nicht ohne Mitleid sehen, wie diese treuen Thiere bei Feuersbrünsten sich mitten durch die Glut- und Dampfwirbel schwingen und in verzweifelten Flügen das Taubenhaus umkreisen, bis endlich der Brand ihren Fittig ergreift und sie in die Flamme hinabstürzt.

Schön und schnell ist der Flug der Taube, am schnellsten unter allen Vögeln, und dies ihr einziger Schutz gegen den Falken [1]). Wenn der Raubvogel über dem Hofe schwebt, dem menschlichen Auge kaum sichtbar, dann hat ihn die Taube schon erblickt, und ist ein Verbergen nicht möglich, so erhebt sich die ganze Schaar und steigt in dichtem Kreise auf. Rascher und immer rascher drehet der Knäuel, den Räuber zu verwirren. Dieser stößt herab und — verfehlt seine Beute, denn Blick und Stoß sind unsicher geworden; er versucht es noch ein, zwei Mal, aber vergeblich; es bleibt ihm nichts, als beschämt von dannen zu ziehen. Freilich ist der Ausgang oft auch ein anderer. — Man hat berechnet, daß die Taube innerhalb zehn Minuten durch eine Strecke von drei Wegstunden fährt [2]), und dieser außerordentlichen Flugkraft wegen ist die Taube schon im Alterthume zum Eilboten für gute und böse Kunde gemacht worden. Unter den Römern war D. Brutus der Erste, der sich dieser fliegenden Telegraphen bediente. Er war vom Antonius in Mutina eingeschlossen und gab durch eine Brieftaube den Republikanern Nachricht von seiner Bedrängniß. Quid vallum et vigil obsidio atque etiam retia amni praetenta profuere Antonio per caelum eunte nuncio? ruft Plinius bewundernd aus [3]). Und Aelian berichtet von dem Aegineten Taurosthenes, der, als er in den olympischen Spielen den Kranz errungen, seinem Ruhme den Flügel der Taube lieh, welcher am Tage des Sieges noch die heimische Insel erflog. „Am besten schicken sie sich für einen verliebten Briefwechsel, denn der Täubrich und die Taube sind auch in einander verliebt, und die Verliebtheit vergeht ihnen nie.“ Aber in unserem Zeitalter der Eisenbahnen und der Maschinen kennt man diese romantische Post fast nicht mehr; wo sie noch besteht, da lenkt nicht Amor die luftige Schwinge, sondern es ist der Briareus der Industrie, der die pigeons voyageurs dahinjagt [4]). Statt der Jungfrau, welche dem fernen Geliebten ihre Grüße sendet und den trauten Vogel an ihres Herzens Schlägen wärmt, schickt sie jetzt der grand marchand de Paris, der mit wollustblitzenden Speku-

lantenblicken dem Hause in Antwerpen meldet, das die Rente um $2^1/_2$ Prozent gestiegen. Die lauterste Poesie ist zu schmutziger Prosa geworden.

Die Nachbarn.

An der Grenze des Hausgeflügels erblicken wir eine Vogelgruppe, welche, ohne sich in Dienst und Hörigkeit des Menschen begeben zu haben, seine Nähe sucht. Sie sind gleichsam Freisassen seines Hauses und bilden in ihrer eigenthümlichen Stellung den Uebergang zu den andern Vögeln. Allerdings gilt dies strenggenommen bloß von dem Storch und der Schwalbe, während der Sperling mehr ein marodirender Eindringling ist und nur geduldet wird, so lange er das Gastrecht nicht allzuarg mißbraucht. Alle drei aber gehören im weiteren Sinne zu dem Gefolge des Menschen, der ihnen Manches von seiner eigenen Art geliehen zu haben scheint, und von Alters her als heiterer Gesell und Nachbar mit ihnen verkehrte. Ja theilweis mischte sich in dieses Verhältniß selbst eine gewisse Religiösität: der Mensch erkannte in den geflügelten Ansiedlern schützende und warnende Hausgeister, fühlte sich ihnen zu Dank verpflichtet und widmete ihnen Sorge und Verehrung. — Wir stellen billig den Storch voran.

Der Storch.

Stork, Stork, Langebeen,
Steist up en hohen Steen,
Hest rothe Strümpe an,
Geihst als en Eddelmann.
Altmärk. Kinderverse.

Er ist vornehmeren Geblüts als die Schwalbe, hochgeboren, wie das Volksräthsel sagt: auf Dächern und Giebeln ragt sein gewaltiges Nest. Oft dient ihm auch ein gestumpfter Baum in der Nähe des Hauses

und Dorfes, etwa eine Esche, Rüster, Eiche, zur Stätte; denn eines Hochsitzes bedarf er, um freie Umschau halten zu können in dem Reviere seiner Wiesen, Felder und Sümpfe.

Kommt mit den ersten lauen Märzwinden der Storch in sein Dorf zurück[1]), so ist Jubel unter allem Volk. Er wird als ein treuer, langvermißter Freund mit Ruf und Lied begrüßt[2]); die Alten im Dorf kennen ihn als Genossen ihrer Jugend[3]), und den Kindern, denen er vor Allen freund und hold ist, giebt er für ihre ungeduldige Frühlingserwartung erst Sicherheit und Gewähr. Er hat gleichsam „sein visa unter den Frühlingspaß gesetzt", es ist nun kein Zweifel mehr. Die Weise und das Wesen dieses Vogels ist schon im Alterthum als etwas Merkwürdiges betrachtet worden; das 16. Jahrhundert, welches freilich eine große Zahl solcher Studien geliefert, hat auch sein Encomium ciconiae[4]), und gewiß ist, daß die Kriege und Flüge, die Launen und Schelmereien, die Liebe und die Erkenntlichkeit des Storches eine Fülle des dankbarsten poetischen Stoffes darbieten. Patriarch, Feldherr, Arzt, Richter, Prophet: Alles in Einem ist der Storch.

Schon seine Gestalt, wie charaktervoll und bedeutend! Auf dem hohen Stelzfuß, der in rothen Juchtenstiefeln zu stecken scheint, balancirt der stattliche Leib, über den er die weiße, schwarzgesäumte Reiseblouse geworfen; der Schwanz ist kurz und stumpf, desto schlanker und straffer aber ist der Hals, der den seltsam ausdrucksvollen Kopf mit „ruhiger Würde" trägt. Ueber der hohen Stirn legt sich das Gefieder glatt an, wie sauberzurückgestrichenes Haar; das Auge blickt hell und ehrbar und doch wieder mit einem Anfluge von schalkhafter Schlauheit aus den schwarzen Brillenringen der Maske, die in der grotesken Schnabelnase ihre komische Spitze, zugleich aber eine respektgebietende Waffe hat. Aus Gang, Haltung, Manier spricht ein pedantisches Pathos, das uns an Reifrock und Puder, an Stoßdegen, Hackenschuh und Menuett gemahnt[5]). Der Storch ist eine Rokokkogestalt, und seines Herkommens, scheint es, ein Holländer[6]).

In überlegsames Schweigen gehüllt, stelzt er steif und gravitätisch, wie Mynheer, durch seine Feldkanäle und Wiesen; mit jedem Schritt hebt er den Fuß hoch hinauf, gleichsam um ihn vor jedem ungebührlichen Anhängsel zu behüten, während Kopf und Hals in stetem Pendelschlag feierlich=lächerlich vorübernicken [1]). So bewegen sich Mann und Männin in gemessenem Wandelgang, wie philosophirende Peripatetiker, dahin, bis der Eine oder der Andere im Dickicht des Riedgrases den fetten, zappelnden Quäker gewahrt und nun den Schnabel wie eine Harpune vorwärts schleudert, um den Unglücklichen zu spießen und in der Tiefe des Kropfschlundes zu bergen. Der Andere hebt den Kopf und macht ein schnörkelhaftes Kompliment. Es ist eine gemächliche, geräuschlose und doch emsige Jagd. Nichts unterbricht sie, es sei denn, daß ein Neugieriger ihnen allzunah komme oder daß etwas Ungewöhnliches sich zeige. Dann stehen sie still, das eine Bein zieht sich dicht unter den Bauch hinan und umklammert das andere, gleichsam um der betrachtenden Position mehr Halt zu geben, der Hals reckt sich forschend in die Höhe, und das Auge faßt seinen Gegenstand. In dieser Stellung, die bei aller ihrer Wunderlichkeit die Grandezza nicht preisgiebt, beharren sie minutenlang und in automatenähnlichem Ernst, bis sie sich entweder überzeugt haben, daß sie ungefährdet weiter revieren dürfen, oder im Gegentheil weise Vorsicht die Flucht gebietet. Der mächtige Körper hat Mühe sich zu erheben, und es ist komisch genug, den würdigen Ceremonienmeister so ganz aus dem Gleichgewicht gebracht zu sehen. Er macht ein paar ungeschickte Sprünge, einige schwere Flügelschläge erfolgen, die Füße strecken sich ruderartig nach hinten; aber die schwankende Masse erhebt sich kaum über den Boden. Da mit Einem Ruck, als habe er plötzlich die träge Krücke weggeworfen, schwingt sich der phlegmatische Stelzer hoch hinauf auf den Rücken des Luftmeers, und nun entfaltet er in den herrlichsten Zügen und Kreisungen vor den überraschten Blicken das Schauspiel seines jugendlichen Fluges. Oft schwimmt er lange Strecken ohne Stoß und Schlag dahin, wie

getragen von seiner eigenen Luft, um endlich in schiefen Schraubenlinien zu dem Neste niederzugleiten, wo die hungrige Brut in klappernder Sprache [1]) ihrer Freude Luft macht.

Damit treten wir in den Haushalt des Storches und begegnen sogleich jenem patriarchalischen Wesen und jener menschlichen Art, die ihn von jeher zu einem Gegenstand des Erstaunens gemacht haben. Vor Allem ist er ein sorgsamer, treuer Gatte, wenngleich nicht ohne einen Beisatz von hausväterlicher Strenge, ja herrischer Leidenschaft. Wie bei den wandernden Hirtenfamilien der Steppe das Haupt voranzieht, um neue Weide zu suchen, dann zurückkehrt, die Seinigen nachzuführen, und endlich, wieder angelangt am Orte der Wahl, unter feierlichem Anruf die erste Zeltstange in die Erde stößt: so zieht auch der Storch wohl eine, zwei Wochen vor dem Weibchen voraus und bei uns ein, um Rundschau zu halten. Und wenn er nun die alte, übermooste Dachfirst mit dem verlassenen Neste, wenn er den Brunnen im Hofe und die breitästigen Bäume daneben wiedergefunden, wenn er die Gegend umher erkundet: dann verschwindet er, um des Nächsten mit dem Weibe wiederzuerscheinen und unter seltsamen Verbeugungen und fröhlichem Geklapper sie als Herrin einzuführen und sofort das schadhaft gewordene Nest auszubessern oder den Neubau zu beginnen [2]). Damit ist die Besitzergreifung erfolgt, der Storch hat sich haushäblich eingerichtet, und es treten die Elternsorgen in ihre Rechte. Aber der Hausfriede, in dem das geschäftige Treiben der Liebe dahingeht, bleibt nicht immer ungestört. Neid, Eifersucht, Verrath und Gewalt drängen sich auch in das Storchleben. Oft erscheint in den Grenzen des angestammten Reichs ein schwarzweißer [3]) Usurpator; öfter nahet dem Lager der brütenden Störchin ein anderer, vielbegehrender Freier. Da giebt's denn grimme Fehde. Der Storchmann hat den Nebenbuhler schon von Weitem erspäht, und in sausendem Wettflug stürzt er seinem Neste zu, um Haus und Weib zu schirmen. Er hat es erreicht; aber dicht hinter ihm schwebt der verwegene Werber. Der Storch duckt sich

nieder und richtet zischend den Schnabelspieß empor, den Gegner zu empfangen; zugleich schwingt er die Flügel zum zerschmetternden Hiebe. Aber der Angriff ist eben so stark als die Vertheidigung. Beide Kämpfer bohren sich die Schnäbel in Hals und Brust, wuthverbissen schwingen sie sich auf, die Flügel prasseln krachend wider einander; wildes Geklapper erfüllt die Luft, ein tiefer Stich verwundet den Einen, er flieht, der Andere folgt schnaubend nach und sie verschwinden in der Weite. Aber das Gefecht ist nicht zu Ende; in wenigen Augenblicken kommt es abermals zum Stehen und entbrennt in erneuter Hitze. Die Kämpfer suchen einander den Vorsprung abzugewinnen, sie nähern sich abwehrend und andringend von Neuem dem Neste. Da beginnt das Weib, welches bis jetzt ruhig im häuslichen Versteck geblieben, zu klappern, gleichsam den Gatten zur Ausdauer zu ermuthigen. Der Mann vernimmt den Ruf. Noch ein paar wuchtige Streiche schwirren durch die Luft, noch einmal fahren die Schnäbel zusammen, und der Gegner stürzt überflügelt zu Boden [1]). Der Kampf ist glorreich entschieden, Haus und Hof sind fortan sicher, der Siegerstorch aber wird wie ein Held von allen Gliedern seiner Sippe geehrt.

Wird zuweilen ein wirklicher Ehebruch begangen oder auch nur ein scheinbarer (wie wenn etwa der Störchin Hühnereier untergelegt werden [2]), so fällt das Weibchen meistens als Opfer. Auf das bestürzte Geschrei des betrogenen Ehemanns sammelt sich ein ganzer Stamm von Langbeinen, den Frevel zu schauen und zu richten. Es ist gewissermaßen ein Gesetz der Blutrache, welches hier geübt wird, indem jedes Glied des verunehrten Stammes seine Waffe in die Brust der Schuldigen stößt. Nur das Männchen selbst — und dies ist wieder ein tiefer Zug dieser merkwürdigen Vogelnatur — nimmt an der blutigen Sühne keinen Theil. Es klagt ununterbrochen, gleichsam getheilten Herzens über die Schmach, die ihm widerfahren, und über das tragische Schicksal, dem sein Haus verfällt, und verläßt Dorf und Gegend.

Sonst ist der Storch ein duldsamer Charakter, und wie um die

Burg des Ritters sich Fröhner und Schützlinge friedlich ansiedeln: so läßt er es wohl geschehen, das Sperling und Schwalbe sich unter dem schirmenden Reisiggewölbe seines Hauses seßhaft mache. Er aber steht in ehrwürdiger Gelassenheit wie ein Emir über dem lärmenden Troß, ohne sich durch seine dreisten Streiche beirren oder erzürnen zu lassen. Ueberhaupt hat der Storch mehr als irgend ein anderer Vogel Sinn für Familienleben. Er ist, wie schon gesagt, ein wachsamer und bei aller Strenge gemüthlicher Hausvater, ebenso zärtlich gegen seine Kinder als dankbar gegen Eltern und Wohlthäter. Darum ist der Storch auch zu allen Zeiten als der „fromme Vogel" verehrt worden [1]), darum stellen ihn die alten Fabulisten als ein Muster häuslicher Tugend auf [2]), und selbst Aristophanes hat es nicht verschmäht, seiner erkenntlichen Liebe ein Denkmal zu setzen [3]). So soll er seine Kinder auf dem Rücken tragen, um sie im Fliegen zu unterrichten, oder zu retten, wenn Feuersgefahr [4]) dem Horste droht: woher er denn nach Einiger Meinung den niederdeutschen Zunamen „Adebo͡ar" empfangen hat [5]). Auch sagt man, daß er in Hungersnoth seiner Brut den eigenen Fraß wiederkäue, daß er der erkrankten Jungen und Alten mit Aufopferung seiner selbst pflege [6]), und ein noch allgemeiner verbreiteter sehr erklärbarer Glaube ist, daß er dem Bauer, in dessen Gehöft er hauset, alljährlich als Zeichen der Dankbarkeit — gleichsam als Leibzoll oder Miethzins — eine Gabe zuwerfe, zuerst eine Feder, dann ein Ei, zuletzt einen Nestling [7]). Ich unterlasse mehr anzuführen, da die dichtende Naturbetrachtung, die ja überall den Zufall in Absicht und das Natürliche in Wunder verwandelt, auch hier so manchen schmeichelnden, idealischen Zug in das Bild ihres Lieblings gewoben hat. Aber erwähnen muß ich, daß der Storch seine Kinderliebe auch auf die Menschenkindlein überträgt, und daß diese wieder durch ein liebliches Mißverständniß jenes niederdeutschen Zunamens in ihm den Weisen erblicken, dem das Geheimniß der Menschenerzeugung kund sei. Ja,

sie verehren und begrüßen ihn als den freundlichen Boten, der die neugeborenen Brüder und Schwestern bringe und in die Wiege lege [1]).

Auch die Reinlichkeit gehört zu dem goldenen ABC seiner Hausordnung, sie liegt, so zu sagen, in dem Nationalcharakter des Storchs, und ist freilich um so nothwendiger, als sich an dem weißen Kleide aller Unrath um so widriger herausstellt. Der Schnabel ersetzt ihm Kamm und Bürste, und fortwährend giebt es hie und da, am Rock, am Brustlatz, am Strumpf zu glätten und zu putzen. Dabei ist die Reinigung nicht bloß äußerlicher Schein; es würde ihm nicht genügen, etwa ein blankes Vorhemd auf schmutzigem Leibe zu tragen. Er badet sie fleißig, und der kunstreiche Schnabel muß seinem säubernden Eifer oft genug zum inneren Gebrauche dienen. Die Erfindung der Klystierspritze ist ein Storchgedanke. Ebendaher hat die Thierfabel diesem Vogel mit soviel Recht als Erfolg unter anderen Rollen auch die eines Arztes und Großfeldscheers überwiesen, wobei ihm sein Vetter, der Kranich, als Sanitätsrath assistirt. Sie bilden gleichsam das Ministerium der Medizinalangelegenheiten im Thierstaat.

Es ist klar: der Storch offenbart eine Verwandtschaft menschlichen Seins und Thuns [2]), und ebendeshalb schließt er sich dem Menschen, schließt der Mensch sich ihm an. Sorglos und zuthulich spaziert er in Hof und Garten des Landmanns umher; ja in Seestädten schreitet er mitten durch den Straßentumult [3]) und fordert von Jedem, der ihm in den Weg tritt, das Ausweichen, zieht von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen, untersucht sonder Scheu hier einen Korb, dort eine Schüssel: kurz er fühlt sich wie in dem Seinigen. Aber bei aller Vertraulichkeit weiß er sich in Achtung zu erhalten, und er bewahrt sich nicht nur seine volle Freiheit, sondern selbst eine Art von Superiorität. So leicht er zu zähmen ist, so groß ist daher andererseits der Haß, mit welchem der freie Storch den gefangenen verfolgt; es steht fest, daß zuweilen Schaaren von Störchen den entarteten Sklaven überfielen und niedermetzelten.

Dies führt uns schließlich auf die großen Staatsaktionen, auf die Kriege und Gerichte der Störche. Beides sind seltene Erscheinungen, zumal die Kriege: denn der Storch ist friedliebend von Haus, und seine Gemeindeverfassung beruht auf den Gesetzen einer freien, aber wohlgeordneten Association. Den kriegerischen Ehrgeiz der Dynasten kennt die Geschichte der Störche nicht; ihre Kämpfe gebietet die Selbsterhaltung. Ist nämlich in einem Storchgebiete durch Einwanderung u. s. w. Uebervölkerung eingetreten, drohet Pauperismus: so versammeln sich die zu Schutz und Trutz verbündeten Stämme zu einem Maifeld. Es wird Kriegsrath gehalten, die Alten führen das Wort, und nach langer Erwägung wird unter lebhafter Akklamation der Kampf wider die Polyphagen des feindlichen Lagers beschlossen. Die streitbaren Mannen ziehen in dichten Heerhaufen wider einander, oft wechseln Sieg und Niederlage auf dem luftigen Kriegstheater, bis es zuletzt der einen Schaar gelingt, die andere vollständig zu werfen. Tapfere Kämpfer ziehen ehrenvollen Tod schmählicher Flucht vor, die anderen fliehen, verlassen ihre Nester, die alsbald geschleift werden, und wandern aus. Später treibt Noth und Rachlust sie wohl zu neuem Kampf zurück.

Wenn im Hochsommer die Triften versengen und Teiche und Sümpfe austrocknen, dann sucht der Storch das Innere der Laubwälder mit ihren Quellen, Brüchen und Wiesen, und wenn mit dem eintretenden Herbste auch hier das niedere Thierleben sich in seine Höhlen und Lager verbirgt: dann rüstet er die Uebersiedelung nach dem Süden und beginnt sich in reisigen Geschwadern zu schaaren und zu kreuzen. In solchen Zeiten geschieht es auch wohl, daß die Störche ein Gericht halten. Es ist ein „Recht mit langen Spießen" nach alter deutscher Landsknechtsitte, wo nicht gar nach Lykurgischem Gesetz. Auf abgelegener Wiesenfläche kommen von allen Seiten die langbeinigen Gesellen zusammen, sie fliegen in großen Kreisen laut klappernd daher: denn es gilt ein ernstes Geschäft. Es sind an die Fünfzig bis Hundert. Anfangs wird hierhin und dorthin gezogen, es bilden sich Gruppen,

viel und leidenschaftlich wird geklappert, und es gewinnt den gewissen Anschein, daß eine stürmische Scene sich vorbereite. Endlich schließen sich die Fähnlein zu einem weiten, imposanten Ringe, in dessen Mitte schicksalergeben das Opfer steht. Einzelne durchdringende Stimmen werden laut: es ist der Fürsprech, der die Anschuldigung erhebt, und der Anwalt, der den Beklagten vertheidigt, dessen ganze Schuld in seiner Schwäche besteht, und den man, da er den Reisemühen nicht gewachsen, zu seinem und des Volkes Besten zu tödten beabsichtigt. Die Versammlung unterbricht oft mit Ungestüm das Pathos der Redner. Da erhebt sich wieder Einer. Es ist der Profos. Im Namen der Aeltesten ruft er die Gemeinde an, daß sie unangesehen Freundschaft, Sippschaft oder Gunst, ohne Neid und ohne Haß ihren Spruch spreche, und nach einer feierlichen Pause antwortet mit erhobenem Flügel die gesamte Schaar: Er ist schuldig! Unter betäubendem Geklapper wird das Urtheil vollzogen, in enger Gasse von den Spießen der Versammlung durchbohrt, sinkt der Arme in den frühen Tod [1]). Das Regiment ist gewahrt, die Schaaren eilen von dannen, und nun steht nichts mehr dem Abzug [2]) der Wanderkaravane entgegen.

Dieser erfolgt meist plötzlich und in geordneten Zügen [3]), doch steigen dieselben schnell zu den höchsten Luftregionen, so daß man sie bald aus den Augen verliert. In ununterbrochenem Flug und zuweilen in Heeren von Zwei- bis Dreitausend steuern die Europamüden der ägyptischen Küste zu [4]). Hier ist des Storches zweite Heimat. Hier, in den frosch- und schlangenreichen Niederungen des Delta schaltet er als eine Art Nilpascha, dem braunen Knaben des Fellah nicht minder vertraut und heilig, als dem weißhaarigen Buben des Masuren. Und in der That paßt der wundersame Vogel mit seinem Ernst und seiner Gravität ganz zu jenem Lande des Trübsinns und der Sonderbarkeiten. Doch vergißt er auch unter den Palmen und Pyramiden das deutsche Dorf und seine Linden nicht, und wenn die Glühhitze des Sommers von dem ehernen Himmel Aegyptens niederstrahlt, dann

kehrt der sagenhafte Wanderer heim und zurück in den aufgrünenden Frühling unseres Nordens.

Es ist wahr, was ein ebenso enthusiastischer Verehrer als genauer Beobachter des Storches (Scheitlin) sagt: „Er ist ein Menschenthier!“ und es wird Niemand Wunder nehmen, daß das Märchen gerade diesen Vogel zu seinen Zauberverwandlungen gebraucht, und daß der Volksglaube ihn zum Propheten und Heiligen erhob [1]. „Gottesvogel“ (Deewing butte) nennt ihn der Lette. Er ist mehr als irgend ein anderer Geflügelter ein Nachbar und Doppelgänger des Menschen; keiner steht über ihm.

Die Schwalbe.

> Wohin schelmischer, nichtsnutzer
> Allerliebster kleiner Stutzer,
> Schwälbchen du mit weißer Weste,
> Schwarzem Frack und rother Binde,
> Wohin? Sprich, zu welchem Feste
> Fliegst du denn sogar geschwinde?
>
> J. Willatzen.

Mit dem Storche theilt die Schwalbe Gunst und Haus des Menschen. Sie ist ein über die ganze alte Welt verbreiteter Zugvogel, und gilt deshalb noch allgemeiner für den Frühlingsboten. Ueber Wüsten, Meere und Gletscher findet sie den Weg zu dem alten Neste, und langt vor vielen ihrer beschwingten Reisegefährten an, obwohl sie weiter fortgezogen als alle. Denn bis zu den Ufern des Senegal steuert sie hinab. Aber eben darum erfreut auch ihre Ankunft so sehr. Schon von den griechischen und römischen Dichtern ist sie als „Lenzverkünderin“ besungen [2], und noch jetzt klingen ihr die Lieder [3] entgegen, mit denen einst der thrazische [4] Knabe ihr Kommen meldete, wie das Landvolk in Schweden seit Jahrhunderten schon die wiederkehrende Freundin mit Jubelruf begrüßt. Freilich ist ihre Botschaft nicht immer untrüglich. Oft schwärmen einzelne Plänkler dem Heere voraus und werden wohl noch von den letzten Streichen des Winters ereilt, weshalb denn neben ihre gläubige Frühlingsweissagung sofort jenes Sprichwort des Zwei-

fels [1]) tritt, das sich von Aristoteles an im Munde des Volkes vererbt hat.

Was am meisten an der Schwalbe gefällt, und worin gleichsam ihr ganzes Wesen aufgeht, ist ihr Flug. Sie jagt im Fliegen [2]), trinkt im Fliegen, badet im Fliegen, bisweilen ätzt sie selbst ihre Jungen im Vorüberfluge, und eben darauf scheint auch ihr deutscher Name zu zielen [3]). Die Schwalbe ist wirklich ein Segler sondergleichen [4]), wenn auch vielleicht von der Taube an Ausdauer übertroffen. Oder wer hätte nicht schon die Rapidität und Schnellkraft [5]) dieses Federspiels bewundert? Jetzt im jauchzenden Zickzack [6]) durch die Wolken, jetzt im Kernschuß über den See, jetzt wie Buben im krausen Gewühl einander verfolgend, blitzschnell sich hinabwerfend, wieder hinaufschwingend, oder beim Nahen des Gewitters in langen hastigen Linien lautlos über den Boden streichend und die Mücke, die Wasserspinne im Tanz, im Lauf erhaschend; immer ist es ein Bild voll wechselnder Reize, ein luftiges Labyrinth, dessen Gänge sich tausendfach durchschlingen und auch das schärffste Auge verwirren. — Kaum sind die Jungen befiedert, so werden sie von den Alten in diesen Künsten geschult. In einer Straße, zwischen zwei Mauern, oder wo sonst ein schmaler, sicherbegränzter Luftkanal sich bietet, beginnen die Uebungen. Anfangs schießt die Schwalbenmutter in geradem Zuge dahin, die Jungen folgen unsicher, bald aber schneller und schneller, bis die Lehrmeisterin mit Einem Male abbricht und in Biegungen, Schwenkungen, Kreuzungen die Luft durchschwärmt. Der junge Chor ist zuversichtlich geworden; ermatten, verirren sich auch einzelne, so ist doch in drei Abenden die Probe bestanden. Ruhe kennt dieser kecke Flieger nicht [7]); er ist das leibhafte Perpetuum mobile, der Freischärler, der Beduin im Vogelheer.

Aber wie schön und weise hat ihn auch die Hand der Natur geformt! Der zarte, schlanke Leib mit dem knappen Gefieder, die langen, spitzigen, sich fast übereinander hinausbiegenden Flügel, der gestreckte, weitgegabelte Schwanz: Alles ist Elastizität und Schwung. Die Füße

allein kontrastiren in ihrer unbehülflichen Kürze; kaum vermögen sie den Körper zu tragen, zum Zeichen, daß nicht auf dem Boden, sondern in den Wolken der Schwalbe Weg und Wiege sei.

Doch nicht bloß der Flug macht sie zu einem interessanten Vogel. Das kluge und scharfe Auge, die rastlos zwitschernde, bald leise klagende, bald lustig aufkreischende Stimme [1]) deuten auf ein Wesen von Charakter. Und dieser Charakter ist seltsam genug; man könnte ihn ein psychologisches Räthsel nennen. Denn während die Schwalbe vertraut und häuslichstill unter dem Dache, ja am Heerde des Menschen nistet [2]), treibt sie doch alle dieselbe lärmende Reiselust, dasselbe ziel- und zügellose Schweifen. Während sie ihre vielberühmte Sauberkeit selbst bis zu ekler Peinlichkeit steigert [3]), führt sie dagegen das Mauerwerk ihres Nestes aus eitel Schmutz und Schlamm auf [4]). Mit ihren Stammverwandten in geselligen Kolonieen vereint und zu gegenseitiger Hülfe bereit [5]), voll zärtlicher Liebe ihre Jungen pflegend und das Nest mit nächtelangem Geplauder behütend, lassen sie andererseits nicht selten ihr zänkisches Geschrei vernehmen [6]) und die Jagdlust wohnt dem „frommen Vogel", so tief im Blut, daß er mitunter an den eigenen Genossen zum Dieb wird [7]). Mit Recht sagt Oken: „Wenn es irgend Raubvögel giebt, so sind es die Schwalben." Indem sie ferner den Raben und andere Räuber verwegenen Muthes in Schaaren verfolgen, stürzen sie wohl vor Schreck betäubt aus der Luft, wenn sie den Lerchenfalken in ihrer Nähe gewahren [8]). Und wie endlich Einige dem Reisezuge der Ankommenden allzufrüh vorauseilen, so giebt es Spätlinge, welche mit gleicher Gefahr hinter dem Abzuge zurückbleiben. So bietet dieser Vogel in den mannigfaltigen Gegensätzen seines Wesens gleichsam einen Charakterdualismus dar, der seiner Stellung zwischen Raub- und Singvogel entsprechen mag.

Uns ist die Schwalbe nur der holde, heilbringende Vogel [9]). Ihre rührende Liebe zu den Jungen [10]), ihr zutrauliches Nisten an den Häusern, ihr schwärmendes Spiel in den Lüften, ihr Kommen und

Scheiden mit der kommenden und scheidenden Sommerlust, Alles das hat sie uns befreundet, geheiligt. In diesem Sinne nennt sie der gemüthvolle Humphrey Davy mit Recht die „Nebenbuhlerin der Nachtigal", und Shakespeare hat eine der ergreifendsten Scenen geschaffen, wo er — im ersten Akt des Macbeth — nach dem furchtbarsten Ausbruch einer megärenhaften Leidenschaft plötzlich den Blick auf das friedliche Nest der Schwalbe lenkt. Zum Königsmorde waffnet sich Lady Macbeth.

„Komm, schwarze Nacht"

ruft sie aus,

„Umwölk' dich mit des Abgrunds dickstem Dampf,
Das nicht mein scharfes Messer seh' die Wunde,
Die es geschlagen, noch der Himmel
Durchschauend aus des Dunkels Vorhang rufe:
Halt!"

Da treten unahnend Duncan und Banquo auf, und nun beginnt jenes kurze Gespräch, in dem mit einem Male die ewig reine Natur in ihrem lieblichsten Bilde vor die erschütterte Seele tritt. „Seht", sagt Banquo,

„Seht, dieser Sommergast die traute Schwalbe,
Die gern der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,
Bezeugt durch ihr geliebtes Mauerwerk,
Das hier des Himmels Hauch erfreuend weht.
Kein Damm, kein Fries, kein Strebepfeiler ragt,
Und keine Ecke bietet Vortheil dar,
Den dieser Vogel nicht benützt, zu bilden
Sein hangend Lager, seiner Jungen Wiege.
Wo Schwalben flattern, brüten und verweilen,
Ist lind und lieblich stets die Luft."

Um eben jener Eigenschaften willen knüpft sich auch an die Schwalben so mancher fromme Glaube. Der Araber nennt sie „Vögel des Paradieses" (Thiur el djinne), weil sie neben dem Flammenschwerte des Cherubs vorüberschlüpften, um dem verstoßenen Menschen aus dem Eden in das Elend zu folgen. Freudig begrüßt er den Vogel, wenn er sein Nest an die Sparren der Hütte heftet; denn er ist ihm Bürge jeder himmlischen Wohlthat. Aber auch die deutschen Stämme gaben

ihm ähnliche Vorbedeutung. Wo die Schwalbe nistet, da zündet kein Blitz, wo sie auszieht, zieht der Tod ein, und wer ihr Nest zertrümmert, zertrümmert sein eigenes Glück [1]); Segen aber folgt dem gastlichen Beschützer. Ihre Stimme, die dem Römer und Hebräer so eigenthümlich erschien, daß sie der Schwalbe den Namen darnach gaben [2]), mag stumpferem Ohr wohl wie verworrenes Gezwitscher tönen; das tieferhörende Ohr des Dichters und des Volkes vernimmt darin das Lied unschuldiger Freude, den süßen Wohllaut der Befriedigung, auch je zuweilen wohl ein heitermuthwilliges Geplauder. Die lustigen Vögel machen Glossen über die am Brunnen schwatzenden Weiber: „Die rätsche un dätsche, un wenn si heim kumme=n=isch niene ke Fünkele Fiir.“ (Elsaß.) Aber öfter noch erklingt aus dem Schwalbengesange die Klage um den Wandel irdischen Glücks [3]). Auch das Alterthum spricht einstimmig von dem Seufzen, dem flebile murmur [4]) der Schwalbe, und der griechische Mythus verwandelte die Progne, die unwissend ihren eigenen Sohn getödtet, in den ruhelosen Vogel, der mit dem Blutmal auf der Brust jammernd die Häuser der Menschen umflattert [5]). So reichen sich die Völker aus Vergangenheit und Gegenwart in Dichtung und Wahrheit gläubig die Hand.

Im Herbste sieht man die Schwalben sich auf Dächern und an Seen sammeln und in großen Flügen dahinstreichen. Sie verschwinden, kehren zurück, als werde ihnen die Trennung schwer, endlich brechen sie plötzlich auf.

Der Sperling.

Ich bin wohl ein gemeiner Wicht,
Das Singen gar versteh' ich nicht,
In schönen Kleidern geh ich nicht —
Es sieht mich auch kein Mensch nicht an,
Nur böse Buben dann und wann,
Die werfen mich mit Steinen.

J. Rodenberg.

Wo nur eine Hütte steht und ein Kornfeld daneben, da hat der Sperling sein Gesiedel. Er wohnt mit der Schwalbe gar oft unter einem Dach; aber selten werden zwei ungleichere Nachbarn gefunden.

Man braucht den Sperling kaum noch darauf anzusehen. An ihm ist Nichts von der Sauberkeit und Nettigkeit, Nichts von der Volubilität und dem lieblichen Wesen, welche die Schwalbe zu einem so gern gesehenen Gaste machen. Der Sperling ist ein gemeiner Vogel: ein Proletarier mit allen Listen und Lastern seines Geschlechts. Verachtung und Verfolgung sind sein Erbe. Heißt es doch schon in der Bibel: „Kauft man nicht fünf Sperling um zween Pfenning?" und bei Aristophanes werden gar ihrer sieben für einen Obolus ausgeboten.

„Alla Thiera muß ma leba lassa,
Numma keina Spatza;
Die muß ma verquetscha und verquitscha,
Wo ma ka eina verwitscha." (Schwäbisch-Bairischer Spruch.)

Es ist wahr: seine schmutzigen Farben, der graue Kittel, der röthlichbraune Oberkopf und der rußige Schnurrbart, seine untersetzte Gestalt, sein schnurrender Flug, Gang, Stimme, Gebärde, Alles verräth die niedere Geburt und den niederen Sinn. Aber der Paria rächt sich durch eine wahrhaft cynische Schamlosigkeit an der Gesellschaft, die ihn ausgestoßen. Nichts ist ihm heilig, Eigenthum, Talent, Sitte, jede Autorität verhöhnt er, selbst die Bande des Bluts und der Verwandtschaft können ihn nicht binden. Der Sperling ist ein Atheos, ein wilder Kommunist, aber verschmitzt, flink und nicht zu ermüden. Es liegt etwas von Meister Reineke's Art in ihm, nur fehlt ihm ganz der geniale Schwung, jener gentile, leichtsinnige Humor, der den rothbärtigen Schleicher immer mit einer gewissen Liebenswürdigkeit umkleidet.

Der Nestbau, bei den meisten Vögeln ein Werk ausdauernder Liebe und Kunst, macht diesem Wüstling keine Sorge. Wie der Fuchs den Dachs mit arger List aus dem Lager treibt, so thut's der Sperling der Schwalbe[1]) mit roher Gewalt. Das bequeme, solide Erkergemach gefällt ihm. Im unbewachten Augenblicke bricht er ein, die überraschten Vögel weichen meist ohne Gegenwehr; und versuchen sie auch ihr Besitzthum wieder zu erobern, so schlägt der Räuber jeden Sturm mit Unge-

stüm zurück. Das ist Faust= oder vielmehr Schnabelrecht, denn ein anderes kennt der gewissenlose Sperling nicht. Zuweilen verschafft sich der zudringliche Schmarotzer wohl auch im Neste des Storches oder der Krähe ein Unterkommen, gleichsam als Portier oder Thurmwärtel, doch ist's in solcher Herren Häusern nicht geheuer genug. Muß er sich endlich noch selbst zur Arbeit bequemen, so ist sie ihm leicht genug und zum größeren Theile Sache des Weibes, das hier noch nicht emanzipirt ist, sondern mehr die Rolle einer Sklavin als einer Hausfrau hat. Denn der Sperling ist Kommunist auch in der Ehe. Er lebt in Vielweiberei und giebt sich seinen Trieben in einer Weise hin, daß er allein ein Dorf bevölkert, aber freilich auch das Mark des Lebens vor den Jahren vergeudet.

Nahrungssorgen kennt er trotz seiner Gefräßigkeit[1]) nicht. Träge zum eigenen Erwerb, erntet er überall, wo er nicht gesäet hat. Sein Mahl ist ihm bereitet im frischaufsprossenden Feld wie in der Herbststoppel. Er nimmt die erste Kirsche vom Baum, und auch die letzte bleibt ihm nicht versteckt. Dabei führt er eine leckere Zunge. Keine Traube ißt er ganz, sondern flattert von einer zur andern, immer nur die reifsten Beeren anpickend; Zuckererbsen mag er am liebsten, wenn sie eben ihre Hülse spannen, Getreide, wenn die Körner noch voll Milchsaft sind. Aber der Feinschmecker weiß sich auch in karge Zeit zu schicken und fürlieb zu nehmen: Gemüs, Larven, Raupen, Spinnen, jegliches Geziefer verspeist er, doch bleibt Korn seine begehrteste Weide. Dem Säemann folgt er auf's Feld, dem Drescher in die Scheune, dem Knecht zum Futterboden, den Hühnern vor die Hausflur, dem Pferde an die Krippe, der Taube in den Schlag, ja er durchpickt sogar den Kropf der jungen Täubchen, um Körner daraus zu holen. So wird der Schlemmer zum Dieb, zum Räuber, zum Mörder: Sünde aus Sünde, das ist des Sperlings Lebenslauf.

Wenn der kecke Landstreicher sich irgendwo eingenistet hat, so vertreibt ihn weder Gewalt noch List. Er ist nicht umsonst mit Menschen

umgegangen, hat Schlauheit und frevlen Muth von ihnen gelernt: denn das böse Beispiel findet auch unter den Vögeln leichter Nachahmung als das gute. Wer einen Sperling fangen will, muß früh aufstehn! sagt das Sprichwort, und wie wahr! Vor Buben flieht er, wo er ihrer ansichtig wird, und bückt man sich, einen Stein oder Erdenkloß gegen ihn aufzuheben: im Augenblick ist er davon! Sonst mag den Dreisten nicht leicht Etwas verscheuchen, noch ihm imponiren. Er ist mehr als Skeptiker, er ist entschiedener Freigeist; übermüthigsicher setzt er sich auf Nase und Arm jener wehenden, klirrenden Gespenster, denen die Hut der Gärten obliegt. In ihrem Schatten trotzt er ihnen und genießt seines Frevels Frucht gleichsam mit gehobenem Bewußtsein. Ist er einem Netze, einem Blasrohr glücklich entgangen, so stiftet er gewaltigen Lärm, höhnt und schilt aus seinem Versteck den ungeschickten Jäger, und bald stimmt die ganze Schelmenzunft mit voller Kehle ein.

Und welch ein Mißton ist dieser Sperlingsruf! Es giebt unter all dem babylonischen Sprachgewirr der Vögel nur wenig widerlichere Dialekte [1]. Die ganze bäuerische Gemeinheit seines Wesens klingt daraus hervor. Den Spatzen selbst zwar dünkt er Musik. Er ermüdet nicht das schrille Schelm! Schelm! immer und immer zu wiederholen, obwohl Niemand das da capo begehrt, und zur Verzweiflung aller sangliebenden Seelen läßt er sich gerade da am gellsten vernehmen, wo einer seiner liederbegabten Stammverwandten den Hörer erfreuen will. So ist's! Der wahre Adel, der Adel des Talents, ist dem Plebejer immer am verhaßtesten. Alles soll Sperling sein: das ist die Gleichheit dieser Sanscülotten.

Wer wollte sich noch wundern, daß auch bei ihnen selber kein Friede wohnt? Der Spatz ist ein ewiger Händelsucher. In seinem Haushalt, wenn anders bei dem Flatterer und Buhler davon die Rede sein kann, herrschen Neid, Schadenfreude, Tücke, Lug und Trug. Nur selten ist ein frömmeres Gemüth, das sich etwa an die Zelle des Kerkers ansiedelt und dem gefangenen Mann auch mit seiner heiseren Stimme

noch Hoffnung in's Herz singt, oder in der Nähe einer Kapelle ein beschauliches Klausnerleben führt und sich dessen getröstet, daß ohne des Himmels willen auch kein Sperling vom Dache fällt.

Drei Viertheile des Jahres lebt der Sperling im Ueberfluß. In Garten, Wiese und Feld unternimmt er seine Razzias, und die Herbsttage bringt er ganz und gar auf den Aeckern zu, wo er völkerweise von Garbe zu Garbe schwirrt. Wenn aber endlich Alles geleert ist, und er allein mit Krähe, Dohle und Meise zurückgeblieben, dann zieht er sich in die Winterquartiere, in die Straßen der Städte, in Höfe und Ställe zurück. Es kommen die Fasten. Der lärmende Prahler wird still, Kälte und Hunger dringen auf ihn ein. Da sitzt er dann geduckt im Kreise der Seinen, die Federn ringsum aufgeblasen, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, so daß nur Schnabel und Auge aus dem Pelze hervorlauern, oder er hockt einsam in geschützten Winkeln, sucht ein Fenstersims, einen Schornstein, um den Strahl der Wintersonne oder den Hauch des Heerdfeuers aufzufangen, oder er klopft mit kläglicher Miene an das Fenster der Wittwe um ein Almosen. Doch wo nur ein Sonnenstrahl durch's Wolkengrau bricht und den Schnee vom Dache thaut: flugs wacht der alte Lumpazivagabundusmuth wieder auf, das lose Gezwitscher und Gehüpf beginnt von Neuem. Er weiß ja, daß die Bußzeit bald vorüber ist, und daß der Frühling auch ihm den Tisch zu decken nicht vergißt:

> Sie seihe nit un ernte nit,
> Sie hen kei Pflueg un hen kei Joch,
> Un Gott im Himmli nährt sie doch. (Hebel.)

Und in solcher Stimmung mag man wohl auch einmal eine Sperlingsouverture mit anhören. Es ist ja auch eine Frühlingsstimme. Doch ihn zu küssen und im Busen zu hegen, wie Catull's Mädchen gethan, das kann eben nur ein weiches, verliebtes Jungfrauenherz. Inzwischen darf freilich nicht verschwiegen werden, daß auch Chinesen und Mongolen dem Vogel Duldung und Hausrecht gewähren. Der Achtbrief,

der sonst überall gegen ihn in Kraft steht, hat jenseit der großen Mauer keine Geltung; dort ist das Paradies der Spatzen. Sie kommen sonder Scheu in die Zelte und Hütten, nisten da, und fühlen sich durchaus heimisch. Darum führen sie auch den klang= und sinnreichen Titel „Kia — niao — eül“ d. h. Familienvogel.

Röthling, Rothkehlchen, Bachstelze, Staar.

(Ein Sommermorgen am Fenster.)

Einige Anwohner sind noch übrig, liebe, trauliche Vögel, die doch erwähnt werden mögen, sei's auch nur mit ein paar Wortstrichen. Ich höre und sehe sie allmorgendlich aus meinem Luginsland, wenn der erste Tagesschimmer durch die Jalousieen dringt, mit denen mir der breitlaubige Nußbaum das Fenster verhängt. Der Teich liegt halb im Nebeldampf verhüllt, die Mühle des Nachbars feiert noch, im Röhricht raschelt ein rühriger Wind: da erhebt zuerst der Röthling (Roth=schwänzchen, Sylvia fytis) [1]) seine schüchterne Stimme. Hat ihn der schlaflose Kukuk oder die Flöte des Pirols erweckt, oder trieb die Eltern=sorge ihm den Schlaf vom Auge? Auf der First der alten Stadt=mauer hinlaufend scheint er Beute zu suchen für die Jungen, die in jener Steinlücke ihr Nest haben, und immer häufiger und lauter klingt seine melancholische Strophe. Das Thierchen preßt sie mühsam hervor, es ist, als sinne es wie auf ein verlorenes Wort, immer versucht es von Neuem die heisere Kehle. Aber umsonst! In den einzigen armen, melancholischen Laut muß es die ganze Freuden= und Sorgenwelt seines Vogelherzens hineinlegen, und in diesem einen Tone singt es ununter=brochen vom Frühling bis in den Spätherbst mit dem Rothbrüstchen um die Wette, wenn längst die andern Sänger verstummt sind, und gerade das macht seinen Gesang so rührend. Er ist ein Scherflein der Wittwe. Dazu lebt der Vogel so anspruchslos und fast scheu, als wisse er nicht, wie schön das Bronzegrau an Flügel und Rücken, wie schön das Rostroth des Unterkleides ihm stehe. Sein Flug ist gewandt,

sein Schwänzchen immer in Bewegung, seine Augen blicken hell und sehen, gleich Fernröhren vom Giebel des Hauses herunter den kleinsten Käfer im Staube rudern, und husch! ist er gefangen. Sonst wäre nicht viel von dem gutmüthigen Thiere zu sagen, und das mag hier ebenso sehr für ein Lob gelten, als bei der Hausfrau, die ja um so besser sein soll, je weniger man von ihr zu reden hat. Sein warmes Halmennest ist niedlich anzusehn mit den blaugrünen Eierchen, aber der Knabe läßt es unangetastet, denn er weiß, daß der Blitz seine räuberische Hand zerschmettern würde. Es ist noch wie ein Nachklang von dem alten deutschen Glauben, der den Röthling um seines rothen Gefieders willen heilig hielt und ihn den Vogel Thor's hieß, des flammenbärtigen Donnerers.

Das ist denn auch der Name seines nächsten Blutsverwandten und Nachbars, des Rothkehlchens (Rothbrüstchen, Sylvia rubecula), während freilich die Legende gar sinnig zu erzählen weiß, daß die rothe Brust dem Vogel von jenem Tage verblieben sei, als er auf Golgatha wehklagend das Kreuz Christi umflattert und sich vergebens das schuldlos fließende Blut zu stillen gemüht habe [1]). — Auch dieser muntre Schlüpfer kommt dann und wann in mein Gehege. Drüben in den Erlenbüschen der Mühle ist sein Nest, fast liegt es an der Erde, aus ein paar hingeworfenen Halmen und Federn leicht gebaut, aber von Dorn und Blättern sicher überwölbt. Als habe es der englische Dichter vor Augen gehabt, so treu malt er's:

Hoch liegt der Zweig, worauf der Vogel ruht,
Doch niedrig ist sein Haus und gut versteckt,
Ganz nah beim lust'gen Klappern einer Mühle,
Wo die bestäubte Thür dem Vogel kündet,
Daß Ueberfluß hier in der Runde herrscht.
Hart an der Wurzel eines Brombeerstrauchs,
Der über einen schmalen Bach sich neigt
Mit weißem dichtbestreuten Blütenschmuck,
Wählt er sein Haus, so lang es ihm beliebt.
Oft zieht er eine kleine Hütte vor,

Um dort sein Haus zu baun, und sammelt dann
Den Abfall von der Hausfrau Speiseschrank. (Graham.)

Aber erscheint er auch nur besuchsweise, so gehört er doch mit zu der lustigen Staffage meines Idylls, und ich würde ungern sein Lied vermissen in dem Orchester, dessen Improvisationen mich Morgens und Abends erfreuen. Es ist ein artiges, feines Stimmchen das wie ein goldenes Fädchen von Busch zu Busch spinnt; aber wenn der Vogel ein Nest zu hüten hat mit junger Brut, dann schwillt es laut und voll tiefen Gefühls. Und wie regsam ist er, wie lebendig! Durch den Zaun auf den Baum, zur Erde, an's Wasser, in's Schilf, ohne Rast, ohne Ruh, immer zwitschernd und im Hui die Motte unter dem Blatt, die Fliege am Balkengesims erschnappend: eine recht liebe, sonnenhelle Vogelseele! Dabei sieht er mich mit seinen glänzigen Kohlenaugen so treu an, und geht mir, bin ich drunten, so kecklich nach auf Schritt und Tritt, daß man dem Thierchen schon gut sein muß um seines Zutrauens und seiner Arglosigkeit willen.

Aber da kommt Bachstelz (Wasserstelz, Motacilla alba), die schnippische Jungfer, und legt mit einem Male alle ihre muthwilligen Künste aus, wie mich zu strafen, daß ich sie vergessen. Welch ein flinkes, allerliebstes Wesen ist das nun! Wie schlicht, und doch wie sauber und kleidsam ist ihre Tracht! Bläulichgrau das Röckchen, weiß das Mieder, schwarz der Haubenstreif, der den Nacken hinabgeht, schwarz die Pantöffelchen und schwarz mit weißem Saume hinten die lange Schleppe. Dazu vor den Augen die Halbmaske, wie etwa die türkischen Schönen ehedem sich Wimper und Braue schwärzten, das Weiß der Stirn und des Auges noch weißer zu machen. Die gewählte Einfachheit dieser Toilette leuchtet ein, sie paßt ganz für ein Stiftsfräulein. Doch ist sonst die Bachstelz ein freundlicher, geselliger Vogel, und liebt Menschen und Vieh. Oben am Dachgiebel steht ihr Nest, kunstlos, aber reinlich, so daß schon ein Papierschnitz, ein Strohhalm ihr Anstoß giebt. Und von da aus läßt sie die wechselreichen Strophen ihres Gesanges ver=

nehmen, „gleichsam der Alt" (Bechstein) unter den dünneren Stimmen von Grasmücke und Hänfling. Plötzlich stößt sie hinab. Nun läuft sie mir, mitten im Hofe, vor den Füßen umher, jagt im zierlichschnellsten Getrippel der Fliege nach, immer mit dem Köpfchen nickend und mit den rastlosen Schwänzchen auf= und abschnellend. Darum Motacilla, d. i. Schnippschwanz, zu niederdeutsch Wipstert [1]. — Nicht lange, dann schießt sie in kurzen, hastiggeschwungenen Bogen, wie von dem elastischen Druck der Luft selbst hinauf= und hinabgeschleudert, über den Teich den Blachfeldern zu, und folgt emsig und niegesättigt dem Pfluge, der ihr aus der Erde Larven und Würmer die Fülle zuwirft [2]. Oder sie läßt sich auf den Uferwiesen nieder, wo neben erdgelagerten Säuen geruhige Rinder weiden, denen sie dreist das Insekt vom Rücken liest. Ueberall wird sie gern gesehen, und giebt man dem sauberen Thierchen hie und da den unsäuberlichen Titel Küh= oder gar Säutreiber [3], so ist das, obschon etwas bäuerisch, doch wohlgemeint und nicht unrichtig. — Aber am liebsten mag ich die Bachstelz doch am Wasser. Sie läuft am Ufer hin so schnell, daß kaum das Auge ihren Schrittchen folgen kann, und dabei untersucht sie fliegenden Blickes jede Ritze, jeden Halm, der ihre kriechende oder ruhende Beute verbirgt. Nun tritt sie auf einen blankgespülten Stein, sie badet, sie trinkt. Und mit welchem Anstand! Die zierlichste Soubrette könnte ihr Röckchen nicht koketter heben, die geschulteste Tänzerin könnte sich nicht in graziöseren Pas bewegen, als die kleine Wäscherin [4]) Schleppe und Füßchen trägt. Auf einmal wirft sie sich mit Schwung und Sprung in die Höhe, die schweifende Mücke zu fassen, und nun sollte man dies Flügelschwirren, dies Hin= und Herschießen, dies Balanciren, dies Trillerallegretto sehen, das ihr Schwänzchen schlägt. Es geht nichts darüber an Leichtigkeit. In Summa: unter dem kleinen Federvolke ist außer der Schwalbe kein Vogel anmuthiger, beweglicher, gewandter und zuthätiger, als die Bachstelz.

Soll ich denn nun auch deiner gedenken, munteres Schilfhühnchen

Staatl. Bibliothek Passau

(Rohrsperling) mit der unermüdlichen Kehle? Laß sie immerhin etwas kreischen, ich höre auch ihr Schelten gern, wenn es mir den Zutritt verweigern will zu der Wiege, die du auf luftigen Rohrpfeilern künstlich erbaut. Oder deiner, stillvergnügte Grasmücke mit dem empfindsamen Liedlein? Oder des Finken, des fahrenden Gesellen, der frisch, frei und fröhlich sein Geschmetter in eure Zwiesprach wirft? Wohl möchte ich auch euch ein Schattenbildchen zeichnen; aber ihr seid doch nur kleine Leute, und hier mir zu Häupten räuspert sich schon unwillig eine Notabilität, die ich nicht länger hintan setzen darf. Es verräth's sogleich das schwarze Gewand und die Amtsmanier, daß es der Cantor loci ist. Ich brauche ihn nicht erst vorzustellen, denn wer kennte nicht den Staar? Dort im Apfelbaum habe ich ihm ein Haus gebaut, und schon seit drei Jahren hat er allda sein Sommergesäß. Er gehört also zur Familie. Ein gespaßiger, lieber Schelm! Auf Island, am Himalaya, bei den bezopften Chinesen, unter den glotzäugigen Kaffern, im Süden und Norden ist er daheim, des Frühlings Kurier und Kundschafter trotz allen anderen! Oft im Februar oder März, wenn ich noch schlaftrunken auf dem Lager ruhe und in Gedanken mich fürchte vor Regen, Schnee und Sturm des kommenden Tages, und mich tiefer in die Kissen berge: da mit einem Male horch! schlägt's hell und goldig an mein Ohr — aus den Zweigen ein lustiger Weckruf — und froherschrocken spring' ich auf, und siehe da, mit dem ersten Sonnenstrahl sind sie gekommen, und nun träuft der Winter von allen Dächern, und das Herz thut einen tiefen Odemzug. Sie aber wiegen sich windgeschaukelt hoch oben im Wipfel der Pappel, um die die ersten Blattknospen ihren bräunlichen Schimmer weben, und aus voller Kehle ziehen sie ihr melodisches Hoiho! So mag des Kuhreigens Gruß von den neubegrünten Bergen in's Thal schallen, so mag nach langer Seefahrt der Landruf der Matrosen vom Mastkorbe niederjubeln. Aus der tiefsten Brust schwingt sich der jauchzende Pfiff bis zur höchsten Oktave. Und dann wieder singen sie so lieblich und fein,

wie liebesehnende Dirnen, und heben die Flügel, schnellen den Schwanz, wenden den Kopf, drehen die Augen — Alles wie rechte Virtuosen — Alles an ihnen Leben und Freude und Musik — bis sie dann auf einmal in's Schnurren und Schnarren gerathen, als sei ihnen die Stimme abgeschnappt. Das giebt denn ein Charivari für den flüchtenden Winter, der den kecken Sängern hie und da noch murrend eine Handvoll Schnee auf den Schnabel wirft. Uebrigens ist gerade dies Herabfallen aus dem Falsett die eigentliche Natur dieses Schöngeistes. Seine Muttersprache ist heiser und besonders betont er den Hundebuchstaben (R), wie schon weiland Scaliger bemerkt. Auch heißt er eben dieser Aussprache willen der Staar [1]).

Vom Nestbau hält er nicht viel, ein Loch und eine Matratze aus Federn, Haaren, Halmen genügt ihm und den Seinen. Aber desto mehr giebt er auf's Essen, und zwar auf's Vielessen; „kaum daß ihn noch der Seidenschwanz, welcher als der gefräßigste von allen Vögeln verschrieen ist, an Eßlust übertrifft.“ Deshalb ist er auch stets auf Wanderschaft und Jagd bedacht, selbst die Jungen verläßt er, wenigstens während der Nacht. Er zieht auf Aecker und Viehtriften, mit Krähe und Bachstelz gemeinsam, denn er ist ein guter und ehrlicher Vogel, der sich und Anderen das Beste gönnt. Noch lieber lagert er sich in den Kirschgärten und Weinbergen, was seinem Geschmacke zwar alle Ehre macht, ihm aber — dem geschützten und geliebten — doch oft Lebensgefahr bringt. Dabei muß man seine Flüge und Züge beobachten. Hunderte zusammen in einer einzigen Wolke, schnurrend und wirbelnd, wie von der Windsbraut gejagt. Alles drängt um die Mitte, immer kreiset der eine um den andern, und so wälzen sie sich fort in Saus und Braus, lärmend, schwärmend. Vergebens krümmt der Habicht seine Fänge nach dem rollenden Rade. Es würde ihn widerstandslos mit hinwegreißen. Es ist Taktik in diesem Ungestüm, ein Schwenken und Senken, daß sie jetzt die volle Breite aufdeckend hinziehen wie ein lebendig ausgespanntes Netz, und nun hoch über-

einandersteigend den Augen verschwinden bis auf eine schwarze Linie, um endlich in vollem Schwung auf ihre Weide niederzufallen. Immer wieder betrachtet man dies Schauspiel mit Vergnügen, wie es schon vor dreitausend Jahren dem Homer [1]) eines seiner schönsten Gleichnisse lieh, wenn er von dem Schwarme flüchtiger Griechen sagt:

„Dort wie die Staar' in langem Gewölk ziehn oder die Dohlen,
Allzumal aufschreiend, sobald sie den kommenden Habicht.
Sehn, der blutigen Mord herbringt dem kleinen Gevögel:
Also dort vor Aeneas und Hektor flohn die Achäer
Allzumal aufschreiend im Schwarm, und vergaßen die Kampflust."

Sind die Unermüdlichen endlich doch des Schweifens müde geworden, so schwenken sie hinab zu meinem Teich, und stürzen lachend in's Schilf. Da hüpfen sie nun durcheinander, neigen und beugen sich, seufzen, pfeifen, singen, schwatzen; das schallt wie wenn der Regen lustig auf die Blätter klatscht, und geht bis tief in die Nacht hinein.

Ein seltsamer, drolliger Vogel ist der Staar, ein ganzer Schalksnarr, anstellig und listig trotz einem Hund. Keiner unter all' seinen geflügelten Genossen schmeichelt sich so leicht und liebenswürdig-kordial dem Menschen an. Mit spaßhaftem Ernst schreitet und wackelt er im Zimmer auf und ab; aber wie einfältig er sich stelle, hat er doch Alles im Auge. Stimme und Miene seines Brotherrn kennt er genau; wird er gescholten, duckt er beschämt in eine Ecke nieder. Sonst ist er dreist, fliegt der Hausfrau auf den Spinnrocken, dem Maler auf die Palette, auf's Käpsel, dem Schreiber auf's Tintefaß, und geht's zum Essen, sitzt er der Erste bei der Schüssel. Auch vom Diebsgenie der Elster hat er eine Ader. Was gleißt und glänzt, mag er gern. Den Fingerhut, die Stecknadel, den Messingknopf, die Perle, den Ring, Urim und Thummim holt er zusammen und trägt's beiseit, und ist dort keine Sicherheit mehr, sucht er ein neues Versteck. Dazu ist er sehr reinlich, und fliegt nie aus dem Nest ohne zu fegen. Aber am höchsten wird doch seine Gelehrigkeit, zumal sein Sprachtalent, geschätzt. Aus eigenem

Antrieb macht er Studien, er miaut wie eine Katze, gackert wie eine Henne, flötet wie eine Amsel. Auch Menschensprachen lernt er, Französisch, Deutsch, Latein, — ein wahrer Vogelprofessor — und das giebt dann ein buntes Wälschen und Parliren, eben wie vielgereiste Leute eine Mosaik aus allerhand Sprachen zusammenzuwürfeln pflegen. Lange Lieder faßt er mit Leichtigkeit. Der eine singt: „Was Gott thut, das ist wohlgethan", ein anderer: „Heil dir im Siegerkranz", noch ein anderer sagt das Vaterunser her, und die Staare des Drusus und Britannicus wußten gar griechische Kraftsprüche zu rezitiren. Nichts wird ihm schwer. Nur vergißt er, wie mancher allzulebhafte Knabe, leicht wieder was gelernt hat, so daß es auch da heißt: Wie gewonnen, so zerronnen!

III.

Der Wasserfrosch.

Linné hat den Ausspruch gethan, die Natur, die alle übrigen Geschöpfe so wunderbar ausgestattet, dürfe sich der Reptilien nicht rühmen. — Wäre Schönheit wirklich das einzige oder das oberste Gesetz der Naturbildungen, so würde man einem solchen Vorwurfe beistimmen können. Denn in der That ist jenes „doppellebige" Geschlecht, das sich in den Schlupfwinkeln der Moräste, Flußufer und Wälder verbirgt, an Häßlichkeit nur mit den untersten Thierstufen zu vergleichen. Ihre bald schmutzigtrüben, bald grellblitzenden Farben, ihre meist schlüpfrige Gestalt, ihre schleichende, huschende, schießende Bewegung, ihre Trägheit und Gefräßigkeit haben von jeher abgestoßen, und wo sich hiermit eine so dämonische Kraft und Mordbegier paart, wie bei Krokodil und Schlange, da steigert sich dieser Eindruck selbst zur Furchtbarkeit. Dennoch erscheint der instinktartige Widerwille des Menschen gegen das Amphibium nicht überall begründet. Es giebt einzelne Reptile, die vorurtheilsfrei betrachtet, aufhören häßlich zu sein und sogar anziehend werden können. Dies gilt vorzugsweise von den Batrachiern, wenngleich natürlich nicht von allen. Die Kröte z. B. wird stets ein ekelhafter Anblick bleiben, und die Pipa von Surinam mit ihrer scheußlichen Brut auf dem Rücken jagt auch dem kälteren Beobachter Entsetzen ein.

Die Batrachier, denen außer den Kröten noch die Molche beizurechnen sind, gehören zu den zahlreichsten Amphibien. Eine einzige Kröte legt über 1000 Eier, ein Frosch mindestens 500. Daß sie zur Landplage werden können, erzählt schon die Bibel, und andere Schriftsteller des Alterthums wissen sogar von ganzen Stämmen zu berichten,

welche durch ein ungeheures Ueberhandnehmen dieser Thiere gezwungen wurden ihre Wohnsitze zu verlassen [1]). Fast durch alle Zonen finden sie sich; denn während in den Tropenwäldern der Ochsenfrosch beim Einbruch der Nacht sein dumpfes Gebrüll wetteifernd mit dem Geheul der Affen und dem Lärm der Zikaden ertönen läßt, fehlt auch dem Sommer Lapplands der quakende Sumpfchor nicht. Ihrer Verbreitung und Massenhaftigkeit entspricht ihr Artenreichthum. Man kennt allein 80 Spezies der eigentlichen Frösche von jenem Brüller Louisianas an, der gegen einen Fuß mißt, bis zu unserem anderthalbzolligen Laubhüpfer herab, um der Ungestalten nicht zu gedenken, welche einst die Schlammbecken der aus den Fluten steigenden Erde bevölkerten [2]). Dazu bieten sie bei aller Familienähnlichkeit sehr mannigfache Formen. Man vergleiche den Leuchtfrosch, dessen orgelnde Kehle durch das Dunkel glüht, und den sonderbaren Hornfrosch mit den ohrähnlichen Lappen über dem Auge, die schwer und scheu über Gräber und Aecker fortschiebende Kröte und den zierlichgeschwänzten Triton, der in seinem Teiche schnalzend hin und herfährt. Sie alle gehören zu den Batrachiern im weiteren Sinne. Auch sind fast alle diese Thiere friedlicher, unschädlicher Art, denen nichts als ein traditionelles Vorurtheil entgegensteht. Ganz besonders darf dies von den Fröschen behauptet werden, und hier wieder am bestimmtesten von den in Nordeuropa heimischen Arten. Die nachfolgenden Zeilen sollen eine Skizze des interessantesten und verbreitetsten unter ihnen, des Wasserfrosches, geben.

Zeigen im Allgemeinen die Wasserthiere, zumal solche, die zeitlebens in dieses Element verwiesen sind, ein unentwickelteres Seelenleben, so macht unser Frosch hiervon eine Ausnahme. Er kann als ein Stück Charakter gelten; in Sage, Märchen und Dichtung spielt er eine nicht unbedeutende Rolle. Sinnvoll ist der Mythus von den Fröschen der Latona [3]), ebenso die Fabel von ihrer Königswahl. Aesop erzählte sie den Athenern, als Pisistratus sich zum Tyrannen aufgeworfen hatte [4]), und noch die jüngste Zeit versuchte die Schlagkraft

derselben, indem man sie zum politischen Drama verarbeitete [1]) Hatte doch schon Aristophanes das Volk der Frösche auf die Bühne geführt, wie es zwei Jahrtausende später unserem größten deutschen Satyriker einen willkommenen Stoff geliefert zu haben scheint. Leider ist von Fischart's „Froschgosch" eben nur der Name aufbehalten [2]); mittlerweile bietet Ersatz jenes merkwürdige Gedicht, welches im Heroenstil des homerischen Epos die Kämpfe zwischen Fröschen und Mäusen besingt. Ich meine die Batrachomyomachie und ihre Bearbeitung durch Rollenhagen. Am Ausgange des 16. Jahrhunderts erscheinend blieb der „Froschmäuseler" mit Recht auf langehin ein Lieblingsbuch des protestantischen Deutschlands [3]); da erschien 1787, als preußische Truppen in das aufständische Holland rückten, noch eine dritte „Froschiade" [4]), wie um die Unverwüstlichkeit des Stoffes neu zu bewähren. So hat dieses Thiergeschlecht sich eine unverlierbare Stelle in der Dichtung erobert, und von Fabel und Räthsel [5]) beginnend gleichsam den ganzen Kreis derselben durchlaufen.

Der Frosch gehört zu den komischen Typen des Thierreichs. Dies liegt vor Allem in seiner Menschenähnlichkeit. Wer hätte nicht schon Männer mit Froschphysiognomieen gesehen? Es sind meist bartlose, kurzhalsige Köpfe, stumpfe Gesichter mit kahler Glatze, gerader, aber angedrückter Nase, hervorquellenden Augen, breitem Munde, zurückgehendem Kinn und kugelichten Backen. Gesellt sich zu einem solchen Gesicht noch die rundbäuchige Abtsgestalt, so dürfte dem Nachbilde kein Zug mehr fehlen. Daß der Froschkopf dagegen immer noch platt erscheint, kann die Aehnlichkeit nicht aufheben. Außer den Backen sind es namentlich die Augen, durch welche sie erzeugt wird. Mit unverkennbarer Bedeutsamkeit treten sie hervor: groß, rund, lebhaft, eines festen, dreisten Blickes fähig, und bei einigen Arten wie mit Lidern umgeben. „Sie gleißen wie der Morgenstern" heißt es im Froschmäusler. Ihre Farbe wechselt vom dunkeln Schwarz bis zum feurigen Gelb, und hierauf mag es sich beziehen, wenn ein griechischer Schrift-

steller sagt, der Frosch sei ein schamloses Thier, welches nur in den Augen erröthe [1]). Am schönsten freilich und mit wirklich goldenem Glanze schillert die Iris des Krötenauges. Aehnlich dem Auge der Katze, der Eule und anderer Nachtthiere übt es eine elektrische Gewalt; es ist vorgekommen, daß Menschen, welche dem Blick einer Kröte zu widerstehen suchten, von demselben überwunden fast ohnmächtig zusammenbrachen [2]). Von Nase und Ohr zeigt der Froschkopf nur Andeutungen, um so mehr fällt dagegen das breite Maul auf. Es ist ein Os magna sonans; aber da ihm eigentliche Lippen fehlen, erscheint es schweigsam geschlossen und markirt sich nur zuweilen durch einen farbigen Saum, so wie durch das meist weiße Unterkinn [3]). Unmittelbar an den Kopf, der sich nicht auf einem freien Halse abhebt, schließt sich der Rumpf mit zierlichen, schlanken Gliedmaßen. Besonders ist der Hinterfuß außerordentlich gestreckt, wie denn kein Thier ein längeres und, abgesehen von den mächtigen Zehen, menschenähnlicheres Bein aufweist als der Frosch. Auch stimmt damit der Knochenbau und die Muskulatur, die hier eine wirkliche Wade bildet und bei der Nacktheit des Thierkörpers jene Aehnlichkeit um so überraschender hervortreten läßt. Der Frosch ist in der That ein Anthropomorphismus. Oder welcher Badende, der seinen Nachbar geschickt bei sich vorüberschwimmen sieht, fühlte sich nicht unwillkürlich an den grünen Wassertreter erinnert, wie er vom Ufer hinabspringend mit taktmäßig wechselnden Stößen die Wellen theilt [4])? Vielleicht mit um dieser Aehnlichkeit willen widerfuhr es im vorigen Jahrhundert einen berühmten Naturforscher, das versteinerte Skelet eines vorweltlichen Batrachiers als Gebein des „Sündfluthmenschen" zu beschreiben [5]), und eben darum endlich erscheint die Sage von der Verwandlung der Lycischen Bauern in Frösche so ansprechend und treffend.

Die Froschtracht ist ein rechtes Jägerkleid; grün wie das Schilf, in dem er lebt, verfärbt sie sich nach Zeit und Umständen. Der Laubfrosch wechselt die Farbe sogar alle drei, vier Wochen, je nach dem dunkelnden oder falbenden Laube, so daß er Sommer und Herbst unbe-

merkt unter den Blättern der Bäume verbringt. Dabei wird das Gewand jährlich mehrere Male abgelegt, ein dünnes Hemdlein, welches auf dem Papiere aufgefangen, kaum den Umriß einer Bleistiftzeichnung zurückläßt, aber meistens von den Fröschen selbst verspeist wird.

So komisch und harmlos der Frosch ist, so berührt allerdings sein gallertartiges, zappeliges Wesen, seine feuchtkalte Temperatur [1]) und selbst seine Nacktheit zunächst unangenehm; sie erwecken einen Horror, den das deutsche Märchen zu mancherlei Situationen benutzt hat [2]). Auch der Laubfrosch macht hiervon keine Ausnahme. — Will man den Frosch würdigen lernen, so stelle man ihn einmal neben die Kröte. Dieses Thier, stumm in dunkeln Löchern lebend, mißfarbig, gedrückt in Gestalt und Bewegung, ist wahrhaft häßlich und deshalb von dem Aberglauben aller Zeiten mit einer gespenstisch-schauerlichen Poesie umkleidet. Rollenhagen hat indessen auch sie in sein Gedicht verwebt und läßt die Frösche gar sinnreich von ihnen erzählen [3]). Um wie viel mehr aber hat er die Froschnatur ausgebeutet! Darum hieße es in der That dem Frosche Unrecht thun, wenn man seine Erscheinung nur dadurch heben wollte, daß man ihn neben sein Zerrbild stellt. Im Gegentheil macht er sein eigentliches Wesen am meisten unter seinesgleichen geltend, in dem Reiche der Sümpfe und Bäche. Das Wasser ist sein Element; dort will er gesehen und gehört sein.

Sendet die Frühlingssonne ihre ersten Strahlen auf die Erde herab, dann erwacht mit all den Schläfern in der Tiefe auch der Frosch. Der schwere Wintertraum wird abgeschüttelt, durch den vom Eise befreiten Spiegel sieht er das goldene Licht, sein Herz wird weit, die Glieder strecken sich: er taucht auf. Da hebt er nun den stumpfeckigen Kopf heraus, unbewegt wie ein Stein, und verwundert in die Welt starrend, die ihn sprossend und grünend umgiebt. Aber noch ist er stumm und matt. Gleichmüthig läßt er den Menschen herzukommen, nur wenn etwa ein Wurf das Wasser aufrührt, greifen die Füße langsam aus. Wie die Sonne höher steigt, entfaltet der Frosch ein energischeres

Leben. Bald läßt er die Stimme erschallen, und nun antwortet aus allen Wassern der wundersame Chorgesang. Wer kennte ihn nicht? Es ist nicht der fröhlich kekkernde Schrei des Laubfrosches, noch weniger das heisere Knarren der Kröte, sondern ein breiter, behaglicher, mit einer gewissen Virtuosität gleichsam herausgebohrter Ton, dem dann ein Gelächter folgt, so durchdringend und in so hastigen Stößen, daß man glauben möchte, den lustigen Personen müsse der Bauch bersten. Sie ist oft geschmähet worden diese Wasserpoesie, und die Musikanten nehmen sich drollig genug aus, wenn ihnen die gewaltigen Schallblasen gleich Pumpkolben aus den inbrünstig geschwellten Backen hervortreten. Aber der Buffo gehört doch auch in das Frühlingsmaskenchor, und er hat nicht die schlechteste Rolle. Ja der ehrliche Rösel, sein sorgsamer Beschreiber und Zeichner, ist nahe daran den Frosch mit der Wachtel in gleichen Rang zu stellen [1]).

Sein Ruf bedeute Pest, sagt der Aberglaube; er störe die Nachtruhe, behaupten die Schlaflosen [2]). Aristoteles nennt sie schwatzhaft und albern, und der Apokalyptiker auf Patmos sieht die bösen Geister, die der Drache ausspeit, in Gestalt von Fröschen hervorsteigen [3]). Solchen Anklagen und Auktoritäten gegenüber soll man auf den frommen Sinn der Mahomedaner verweisen, die den Frosch zu den heiligen Thieren zählen, weil er das Lob Allah's verkünde. Und welche gewichtigen Worte hörte nicht der deutsche Dichter [4]) aus ihrer scheinbar so sinnlosen, tumultuarischen Kantilene?

Ich erinnere an unsere norddeutschen Sommernächte. Wenn da auf den weitgedehnten Ebenen alles Leben schläft und nur von Ferne das einsame, bange Gestöhn der Moorunke herklingt, wie ein Ruf aus der Unterwelt, dann erhebt mit einem Male im Weiher der Frosch die Stimme. Es ist ein wohllautender Tenor. Er ladet zur Hora. Im weiten Kreise um ihn her sitzt die Synagoge, eine tiefere, offenbar bejahrtere Stimme fällt ein, eine dritte gesellt sich dazu, das Rezitativ beginnt:

Moarks, Moarks, Moarks,
Wenn ehr wilt ji backen?
Wenn ehr wilt ji backen?
Moargen, Moargen, Moargen!
Denn will ik ok backen,
Ok backen, backen, backen!
Wreke, Uki, Koax, Kekkek! (Altmärkischer Kindervers.)

Eine Pause entsteht und der Vorsänger singt wieder allein, wieder folgen einige langgezogene Responsorien, aber plötzlich schmettert ein herz- und nervenerschütterndes Tutti in die Lüfte. Minutenlang hält es an, bis sich aus den zersplitternden Tönen einzelne Moll-Soli lösen, mit denen bald darauf ein neuer stürmischer Chor wechselt. So durchtönt das Gesänge die ganze Nacht, und stundenweit vernimmt es das Ohr. Dennoch scheint dies nur linde Musik gegen das Getöse, welches den Reisenden umdröhnt, wenn an den Ufern der Wolga und des kaspischen Meeres die Myriaden von Fröschen ihre Hochzeitsgebräuche begehen. Alles verschlingt der bacchantische Jubel dieser Orgien; Alles ist Frosch geworden, es ist als erzittere die Erde selber mit, angesteckt von dem unauslöschlichen Gelächter.

In dieser Zeit werden auch die Froschweibchen stimmfähig. Wenn die langen Eierschnüre glücklich an irgend einem Schafthalm befestigt sind, und die Sonne nun auf dem Wasserspiegel brütet, dann sitzt das Weibchen bei den hundert und aberhundert Augen des Laichs und ergießt in sanften, murmelnden Lauten, ähnlich dem Schnurren der Katze, ihr mütterliches Herz. Es liegt wirklich Gemüth in diesen Tönen. Dessenungeachtet ist der Frosch eben nicht zärtlich. Nur von der Sonnenwärme gelockt, verlassen die kleinen Fischchen die Eihülle; es sind zur Zeit noch latente Frösche, Froschnovizen, das Ganze ein Kopf und ein Stiel, und obhutlos schweift die Schaar umher, um endlich aus selbsteigener Kraft das jugendliche Schwänzchen abzuwerfen und in die Toga virilis zu schlüpfen, womit denn der Uebergang in's Froschthum gemacht ist.

Dann freut sie's, mit den Alten den Wechselgesang anzustimmen oder sich mit ihnen am Ufer zu sonnen. Wie Hündchen aufgestemmt, sitzen sie auf dem Rasen, lungern und lauern; oder sie wiegen sich lustig in der binsenen Hangmatte, oder halten Rast unter dem Schattendach eines Pilzes [1]). Plötzlich aber, wenn die Fliege heranschwärmt, schießt die seltsame, klebrige Zunge hervor, von innen vornüberklappend, und die Vorwitzige ist gefangen. Kein Flügel reißt sie von der Leimruthe los, da diese eben so schnell wieder zurückschlägt. Auch wagen sie wohl nach einem Schmetterling oder einem Käfer den Sprung; selbst dem Spatzen, der zum Trunke herbeikommt, trachten sie nach. Denn die langen Hinterfüße sind nicht bloß Ruder, sondern auch Springstangen, mit denen sich der platschige Körper in mächtigen Bogen bis zur Klafterweite fortschwingt. Man muß es natürlich finden, wenn Kinder und Dirnen vor der urplötzlich aus dem Versteck hervorhüpfenden Kreatur kreischend entfliehen, obwohl das Erschrecken am Frosch ist. Denn Furcht klopft ihm doch in dem sonst so fröhlichen Herzen, wo er den Menschen nahe sieht. Darum gab ihm auch die Natur, wie den meisten Thieren, denen nicht Gegenwehr, sondern nur Flucht vor dem Feinde gestattet ist, das leisehörende Ohr. Kaum raschelt ein Tritt durch das Gras: plump! springen alle der Reihe nach in's Wasser und stoßen pfeilschnell vom Ufer. Dort fühlen sie sich geborgen. Ist alles Verdächtige verschwunden, dann kehrt die lärmende Munterkeit zurück, sie gehen wieder an's Land, oder überbieten einander in hydraulischen Künsten und allerlei Kurzweil:

„Mit wassertreten, vntersincken
Mit offnem maul, doch nicht vertrincken,
Ein mück in einem sprung erwischen,
Künstlich ein rothes Würmlein fischen,
Auf gradem fuß auffrichtig stehen
Vnd also einen kampff angehen,
Einander mit tantzen vnd springen
Im grossen vortheil vberwinnen.“ u s. w. (Froschmäusler.)

Aber trotz seines friedsamen Naturells hat der Frosch nicht wenig Feinde. Vor allen ist ihn der sachtschleichende Storch gefährlich, der ihn am liebsten Nachts, bei seinen Rendezvous, überrascht. Auch der Rabe fahndet auf ihn [1]). Er kommt an den Teich und spricht: „Kim raas! Kim raas!“ Aber der Frosch weiß wohl, was das bedeute: „Du kroalst mich! Du kroalst mich!“ Läßt er sich endlich doch verführen herauszukommen, so frißt ihn der Rabe und höhnt: „Rindfleisch is zehe, Rindfleisch is zehe!“ Selber vor dem Menschen ist der Verfolgte nicht sicher. Seine zarte Wade dient ihm zum Leckerbissen [2]), und die Grausamen, die sich Priester der Wissenschaft nennen, opfern ihrer Göttin Hunderte von Fröschen. Wie viele verhauchen unter der Luftpumpe, wie viele skelettirt das Messer des Anatomen! Sogar an den halbgetödteten noch erprobt die galvanische Batterie ihre Kraft.

Freilich bestätigt auch dies am Ende nur, was oben von dem anziehenden Wesen des Frosches gesagt wurde. Schon die wunderbaren Wandlungen, durch welche der Frosch hindurchgeht, um aus dem Ei ein fischartiges, stummes Kiementhier und aus diesem ein lungenkräftiger Stentor zu werden, — diese Wandlungen schon mußten ihm vor anderen Thieren die Beachtung der Menschen sichern. Warum soll nur der aus der Puppe hervorbrechende Schmetterling Bild der Unsterblichkeit sein und nicht auch der Frosch? Dazu kommt sein vorahnender Sinn, der ihm drunten offenbart, wann Jupiter Pluvius die Himmelsschleusen zieht, und wann nach trüben Tagen Phöbus den goldenen Wagen wieder heraufführt. Mit Recht genießt er darum prophetisches Ansehen [3]). Aber er ist auch sonst gelehrig und der Fortbildung fähig, er unterscheidet Menschen, lernt seine Wohlthäter kennen, hört und folgt auf ihren Ruf. Weiß man dies doch von der scheuen Kröte. Daß der Frosch stolz sei, sich blähe und brüste, daß er eine geschwätzige, schmähsüchtige Zunge führe [4]), behauptet zwar die Fabel; aber ist es nicht gerade dieser Dichtung eigen, in den Thieren nur die Spiegel menschlicher Gebrechen, nicht auch menschlicher Tugend zu sehen? Erinnern

wir dagegen noch einmal an Mohamed, der diese verachteten Thiere besser erkannt hatte und sie zu ehren befahl, weil sie vor Zeiten den Abraham aus dem Feuertode gerettet. Denn da die Chaldäer den Erzvater in die Flammen gestürzt hatten, ihn zu tödten, kamen Frösche mitleidig herbei, spieen Wasser und löschten den Brand. So erzählt der Koran [1]).

Wie die übrigen Sänger des Feldes verstummt im Hochsommer [2]) auch der Frosch. Er verbirgt sich in seiner Höhle, die Psyche in ihm entschlummert, als habe sie einen Trunk aus Lethe gethan; das ganze Thier wird ein anderes. Ohne der Nahrung oder frischer Luft zu bedürfen, liegt es da und gefriert, seiner Seele unbeschadet, um als eine Frühlingsgeburt der Erde wieder hervorzugehen zu einem neuen Dasein. So währt sein Leben, zwischen Sommerlust und Winterschlaf getheilt, ein, auch zwei Jahrzehnte.

IV.

Der Fuchs.

Der Regen verzieht, der Wald schüttelt die lauen Tropfen aus dem Haupt, und von der Heide steigt's erfrischend und würzig in die Abendluft. In allen Schlupfwinkeln regen sich Flügel und Füße. Die Mücken beginnen ihre Tänze, die Ameisen kriechen hervor, ihre verschwemmten Straßen wieder herzustellen, der Fink schmettert aus dem Buchenwipfel herab, der Hase schießt Kapriolen, und auch der Fuchs verspürt ein heimliches Rühren. Dort lauscht er zwischen den Wurzeln einer alten Eiche. Er „windet.“ Alles ist sicher, die ganze Natur wiegt sich frühlingstrunken in dem erfrischten Element. Mit einem Satze ist Reineke vor der Thür. Jetzt könnt ihr ihn deutlich sehen. Wie er dasteht! so vornehm=lässig! so voll Bewußtsein! Man sieht auf den ersten Blick: es rollt adeliges Blut in seinen Adern; aber das schwerfällige Standesvorurtheil ist längst überwunden, aller Zwang abgethan; es ist jenes savoir vivre in ihm, das ihm erlaubt jeden Augenblick seine Würde wegzuwerfen, weil er sich getrauen darf, sie in jedem Augenblicke wieder zu ergreifen. — Bei einem solchen Charakter verlohnt es, Physiognomie und Toilette etwas genauer zu betrachten, denn hier ist Nichts unbedeutend.

Der Fuchsschädel kann für einen Musterschädel gelten. Die Stirn horizontal, mit straffangezogener, listigglatter Stirnhaut; eine mathematische Tafel, auf der nur die Linien des Kalküls hin und wiederspielen. Das Ohr, scharf herausgespitzt, schiebt sich unten weit vor, um jeden Laut zu fassen. Es ist gemacht, die über ihm auf Bäumen schlummernde Beute zu erspüren; das leiseste Geräusch, das Zittern

eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels fällt in die horchend ausgespannte Oeffnung: Nichts entgeht ihm. Und nun die Nase! Wie viel Bosheit und Grazie, wie viel Esprit liegt in dieser feinen, langgestreckten und geschmeidigen Spitze! Scheint es nicht, als gingen tausend unsichtbare Fühlfäden von dort aus, und als säße hier wie in ihrem Centrum die ränkespinnende, schwänkesinnende Seele des unvergleichlichen Improvisators? Es ist eine Nase, wie sie die großen Meister der Politik, wie sie die Richelieu und Talleyrand gehabt haben mögen. Aber das interessanteste Gesicht ist Nichts ohne die Augen. Schön darf man nun freilich das Fuchsauge nicht nennen. Man erkennt daran sogleich das nächtliche Raubthier; es spielt aus grau in grün, liegt schief, halb in der Höhle versteckt, am Tage zur senkrechten Spalte verengert, und hat weder die „Waldfrische", die uns aus dem Auge des Rehs so munter anspricht, noch auch das rollende Funkeln, welches dem Katzenblicke jenen magnetischen Reiz giebt, und dennoch liegt unendlich mehr physiognomische Bedeutung darin. Jetzt senkt es sich in demüthiger Ergebung oder es blickt unschuldig und naiv umher, jetzt spielt ein spöttisches Lächeln um seine Lider, und jetzt wieder zuckt ein Blick daraus hervor spitz und giftig, als treffe uns plötzlich der Stich einer Viper. Feucht vor ungestillter Gier, aufflammend in Mordlust, schmachtend in zärtlicher Verliebtheit birgt es eine Welt voll Leidenschaft und List, und ist vielleicht der größte Mime, den das Thierreich aufzuweisen hat.

Alle übrigen Theile des Gesichts wie des ganzen Körpers stimmen zu diesem Bilde. Der Mund spaltet sich weit: denn der Fuchs ist ein Räuber; ein sparsamer Bart [1]) stellt sich in langen, zurückstrebenden Spitzen wie eben so viele Widerhaken um die Oberlippe; diese Lippen sind feingeschnitten und geschlossen, deuten auf Energie und Selbstbeherrschung. Oeffnen sie sich aber, dann blecken scharf und grimm die Zacken des Gebisses, die nichts Lebendes entrinnen lassen, oder es dringt halb höhnend und halb zornknirschend ein heiseres, hustenartiges [2]) Bellen hervor. Den schlanken, hangenden Leib tragen schnelle Füße fast spurlos

über den Boden, und stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe[1]), unter der sich das Riechfläschchen verbirgt, das oft des Fuchses einziger Trost in Nöthen ist. Ein feinweißes Chemisett hat er auf der Brust, sein Pelz schimmert roth und goldig; daher ist er „vuhs" geheißen d. i. der Feuerfarbene, wie denn wiederum nach ihm die blanken, flinken Goldstücke getauft worden sind, die auch wie der Fuchs „mehr als Ein Loch wissen", wo sie auslaufen.

So schleicht, streicht und kreucht der Schlaue dahin, er schmiegt und biegt sich, ist vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen: ein Meister über hundert Künste, ein Freidenker ohne Phrase, ein Verführer voll Geist, ein Proteus von Tugend und Laster, den man lieben und hassen muß in Einem Athem[2]). Athenäus nennt ihn den geborenen Protagonisten der Fabel, und ein deutscher Dichter sagt mit Recht:

„Das Menschen-Thier-Mysterium
Hängt lockender als irgendwo
Um's Wesen Reineke's herum,
Und dessen wird er froh." (Laube.)

Ein solches Thiergenie ist nicht mit ein paar blassen Worten abgethan. Ein Heldenleben, das immer da erst die größte Kraft und den reichsten Witz entfaltet, wo alle Kräfte erschöpft scheinen, das lehrreich, poetisch, neu und groß ist in Schimpf und Ernst, in Noth und Tod, solch ein Leben will studirt, bewundert, will geliebt sein. Es bietet Stoff für eine Odyssee. Und sie ist ihm gesungen! Was der große Alexander sich wünschte, das ist dem Eulenspiegel-Ulyss von Malepartus im reichsten Maße zu Theil geworden. In den deutschen Urwäldern ist das Lied von Reineke's Abenteuern angestimmt, die Lust unserer Ahnen, und durch alle Zeiten hat es sich erhalten in Jugendfrische und wird nicht untergehen, so lange noch Gemüther da sind, die sich ergötzen können an dem Humor und den Listen des unverwüstlichen Schalks. An diesem Stoff hat die Muse unseres größten Dichters sich in trüber

Zeit erquickt und dichtend erprobt [1]). Aus den Revieren dieser Sage hat die bildende Kunst von Alters her geliebt die keckſten Scenen zu meißeln; gern ward ihnen in den Hallen der Dome ein verſtecktes Plätzchen bewahrt [2]), und die wohlbekannten Geſtalten von Reineke und Genoſſen ſchauen uns zu ſanscülottiſchdreiſt entgegen, als daß es noch gelingen könnte, ſie mit einem allegoriſchen Mäntelchen zu umhüllen. Und brauche ich ihn denn nun noch zu nennen, den genialen Zeichner, der uns in ſeinen Kompoſitionen zu dem altüberlieferten Gedichte ſo eben ein neues, nicht minder herrliches gedichtet? Ein Blick in Kaulbach's Bilder müßte hinreichen, um auch die eingeborene Proſa zu überzeugen von der Unerſchöpflichkeit dieſes poetiſchen Volksſchatzes.

Da iſt ſogleich das erſte Blatt, auf dem wir den Helden zu ſehen bekommen, ein wahres Kabinetſtück. Der verfehmte Reineke hat ſich zurückgezogen hinter Schloß und Riegel. Hier weiß er ſich ſicher, denn ſein Malepartus iſt eine unnahbare Zuflucht, und er heißt ja nicht umſonſt der Kluge [3]). Aus feſtem Geſtein thürmt ſich der Bau: augenſcheinlich ein Werk Grimbart's des wackern, aber pedantiſch griesgrämigen Oheims, der ihn um eines üblen Miasma willen verlaſſen [4]). Ein, zwei, drei, vier Eingänge bieten eben ſo viele Ausgänge [5]), zwei Heilige ſtehen wachſam und ſchirmend über den Pforten, aus einer Niſche blickt das Antlitz der Madonna, weiſe Sprüche reden von den Schildereien, und die Kreuzſpinne knüpft ihren glückbringenden Faden an den Quadern auf. Doch man ſchaue weiter! Enten, Kapaune, Hühner, allerlei reicher Vorrath hangt umher, daneben ſtarren Waffen und Marterwerkzeuge; Rehſchädel, Vögelklauen, ſaubergeſchälte Rippen bilden beziehungsvolle Wandverzierungen, die Rebe aber, die über einem der Thürbogen wuchert, deutet auf fruchtbares Gedeihen des Hauſes. Mitten in dieſer Tröſteinſamkeit, die mit dem Schrecken und dem Reichthum einer Raubritterburg den frommen Nimbus des Kloſters vereinigt, lagert er nun ſelbſt, der ſchwerverklagte Sünder. Bann und Acht kümmern ihn wenig, er darf ſeiner Richter und ſeiner Kläger ſpotten.

In übermüthigem Behagen streckt er sich auf dem Vließ des erschlagenen Bellyn. Das Haupt, auf dem ein Barett mit zwei lustigen Federn balancirt, ruht in der einen Hand, während die andere schmeichelnd den Wedel streicht. Um den Leib schmiegt sich ein Shawl, aus dem das breite Schlachtmesser hervortrotzt; neben dem Divan aber steht der Trank der Dichter, der auch des Fuchsen Herz erfreun und inspiriren mag. Und er bedarf dessen, denn er sinnt jetzt offenbar auf ein unerhörtes Stück. So liegt er da, bösherzig lauernd, das Auge scharf herausbohrend, voll durchdringender Ingeniosität und souveräner Weltverachtung: „Schach dem Könige!“ — er schwört's bei seinem Bart.

Gegen diesen heroischen Monolog halte man nun das Idyll in der Vignette des fünften Gesanges. Wie anmuthig und kindlich-sorglos, gleichsam in sein eigenes Werk verloren, sehen wir ihn da vor dem königlichen Paare sitzen und Seifenblasen machen! Er genießt sich selbst, er ist Künstler. Mit dem Anstande eines Lieblings der Grazien hält er Schüssel und Thonpfeife, sein Haupt neigt sich stillentzückt den immer neu aufsteigenden Schaumgebilden zu; Alles an ihm ist glatt, fein, gentil, ich möchte sagen verklärt, keine Spur mehr von der zähnefletschenden Tücke des Wegelagerers.

Will man aber den Meister in seiner Bravourrolle sehen, so schlage man flugs noch Blatt 14 auf. Reineke spielt da die Sancta simplicitas. Er hat sich bekehrt und will ein beschauliches Leben führen. Um seine Glieder wallt das Skapulier, in den Klauen wiegt er den Rosenkranz, und das Haupthaar ist unter der Scheere gefallen. Die Maske kleidet den Schelm vortrefflich. Er hat das königliche Landfriedensgebot dem Vater Hahn überbracht, der sich in seinem Stadtsoldatenkostüm mit Brille, Zopf und Sporn höchst imposant ausnimmt. Henninc verliest hochgebrüstet und mit vieler Salbung die Botschaft, ganz nur Gefühl seiner Würde, und Reineke? — nun seht ihn selbst, das Urbild aller Heuchler! Leise ist er herzugeschlichen, als scheue er die Erde zu berühren; geknickt, mit schlotternden Knieen steht er da, den Schweif ein-

gekniffen, die Hände zum Gebet gefaltet. Die Ohren hangen feig herab, das Auge ist zu Boden geschlagen, die Braue hoch auf=, die Unterlippe tief zurückgezogen: eine wahre Karrikatur der Stupidität [1]). Ihr fragt: Ist das noch ein Fuchs oder ein Schaf? Aber blicket genau hin und sehet, wie unter der frömmelnden Wimper der Augapfel voll furchtbaren Hohnes nach hinten stiert, wie unter der Lippe das Gebiß heimtückisch hervorfunkelt. Ihr meint, der Klausner höre voll Andacht zu. Aber seine ganze Andacht ist auf das Hühnervolk gerichtet, das neugierig=dumm ihn ankräht. Ihr meint, er krümme sich zu einem winselnden peccavi. Aber dieses Krümmen ist nur das des Würgers, der im nächsten Augenblick mit desto sicherern Krallen auf seine Beute stürzt. Wahrlich! er ist verloren samt Weib und Kind, der alte, einfältige Reichsbüttel trotz seiner Stentorstimme und seines Adlerblicks [2]).

Doch wohin habe ich mich verloren? Wem Kaulbach's Illustrationen vorliegen, der bedarf meiner Worte sicherlich nicht, während sie einem Anderen höchstens um so fühlbarer machen können, wie groß der Genuß ist, den er entbehrt. Also kehren wir zu unserem Fuchse zurück, der noch immer an der Thüre lehnt.

Er scheint den Abend in süßem Nichtsthun verträumen zu wollen. Inzwischen kommen ein Paar junge Füchslein neben ihm zum Vorschein. Klugforschend äugeln sie umher, legen sich in die Sonne und beginnen allerhand Kurzweil. Das jüngste Söhnchen ist noch etwas täppisch. Es fängt Grashüpfer und Käfer, zerzaust ihnen die Flügel, läßt sie zappeln, schnäufelt daran umher, wirft sie weg und schlägt dann und wann einen linkischen Purzelbaum. Der Alte sieht eben nicht auf ihn. Dessen Blicke sind auf die beiden anderen hoffnungsvollen Buben gerichtet, in denen das väterliche Talent sich mit sichtbarem Wohlgefallen wiedererkennt. Sie haben das leisehorchende Mäuslein erhorcht und im Wettsprung das flüchtende gefangen. Mit muthwilliger Lust werfen sie es der eine dem anderen zu, kneipen es hier, kneipen es da, bis sie, des Spielzeuges satt, es dem jüngsten überlassen. Nun gilt's ein Nest zu

spüren, eine Grasmücke zu beschleichen, den schlüpfrigen Frosch zu packen, oder sie durchstöbern auch wohl den Palast eines Erdwespenstammes, denn wie lecker sie auch sind, so will ihre Zunge doch Alles erproben. Spricht doch schon Aristoteles von dem Universalismus ihres Appetits.

Da tritt auch die Mutter aus dem Erdgeschoß, und der alte Fuchs erinnert sich, daß es Zeit sei, die Familienscene zu beenden. Er macht sich auf: allein er eilt mit Weile. Gelassen schlendert er, den Schweif kavaliermäßig schleppend, durch Busch und Kraut, immer querfeldein. Denn wie das echte Genie verschmäht in fremde Fußtapfen zu treten, so läßt auch er die Heerstraße, und mag sich gern in Riedgras, Korn und Hag verlieren, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel singen. Er liebt als Humorist die krumme Linie und jene an Zerstreutheit gränzende Toleranz, die ihm so wohl ansteht, und da trödelt er denn nun auch jetzt so harmlos-unbefangen, so lieblich-dämmernd dahin, „wie ein jovialer Schriftsteller, der, die Hände auf dem Rücken, Schnurrenspinnend einhergeht.“ Die rosigste Laune leuchtet aus seinem Angesicht; Gedanken, Bilder und Visionen umschwirren ihn wie ein lustiges Schneegestöber. Unterdessen ist er mitten im Waldbann. Er schleicht langsamer, leiser, vorsichtiger. Der Abend haucht aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille; nur die Vogelkehlen sind noch laut. Die Drossel lockt mit hellem Ton, die Meise schlüpft, ihr witzigspitzes Liedchen schrillend, von Busch zu Busch, der Waldschreiner Specht hackt und hämmert am Eichenstumpf, dazwischen kreischt mit einem wunderlich äffenden Schnörkel der Häher, und ist dann auf einmal Alles still und erschreckt über des Possenreißers Glossen, so stöhnt aus dem Schoß der grünen Einsamkeit der melancholische Ruf des Wiedehopfes. Reineke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche, da und dort summt noch eine Biene, oder ein schwer gepanzerter Käfer schweift

behaglich erbrummend in geschwungenem Bogen dahin: ein Kreisel, den die Elfen durch die Lüfte jagen.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr: ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten, graziösesten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge abstreifend und dann sich niederwerfend, zu saugen. Die Mutter leckt ihm kosend den Nacken. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf. Ihre Lichter funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar: sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich leisen Fußes herangestohlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht soeben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke läßt sich nicht irren; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch sinnend starrt er in's Blaue. Keine Miene verräth, daß er der Beute ansichtig geworden. Er verschwindet, um in weiten Bogen von einer andern Seite den Angriff zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge, denn sie kennt des Laurers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Ricke pfeift wieder, und der Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung nicht mehr nöthig. Reineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden; die Lunte zuckt, die Augen starren wildgierig auf das bebende Thier, er weißt die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Moment noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Räuber los, mit den Füßen ihn zerstampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling, und es steht zu fürchten, daß er doch einmal seinen Schwur zu lösen wissen werde.

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Ueppige, reifende Stille liegt über der Erde, die Aehren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein idyllisches, betriebsames Leben führen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste, er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist. Wenn er sich gütlich gethan hat, so winkt ihm auf sonniger Heide das Bienenhaus. Er springt hinan, schleckt die würzigen Tropfen, und mag ihn das ganze Immenheer zürnend umschwärmen: er lacht ihres Stachels, lädt sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frißt sie, und am Ende müssen die fleißigen Schaffnerinnen ihm die süße Labe überlassen samt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laub rothwangige Birnen und schwarze Kirschen locken, versucht im Weinberg die Traube [1]), oder er lauert am Bach, mit dem Fischreiher Halbpart zu machen, oder mit seinem Wedel den Krebs zu kitzeln und aus der Wasserhöhle an's Licht zu schmeicheln.

So währt das Lazzaronileben bis in den Herbst. Kommen da die kühlen Morgennebel über den Wald und mit ihnen die Züge der wandernden Luftsegler: dann geht's wieder zum Holz, und allerlei dramatische Impromptüs werden aufgeführt. Der Jäger stellt den Dohnenstrich; in künstlichen Sprenkeln legt er das Roth der Ebschbeere aus, mancher Drossel zum frühen Tode. Reineke kennt das. Ehe noch der Jäger wacht, ist er auf dem Anstand. Er wartet unverdrossen, bis die Stimmen der müde und hungrig herabfallenden Vögel an sein Ohr schlagen. Er steht, stutzt, stiert. Hier und dort schwirrt ein lüsternes Paar um die Schlingen; ein Ziemer, eine schwarzglänzende Amsel stürzt hinein, sie schreit auf, schlägt mit den Flügeln, und im Augenblicke, flinken Sprunges, ist Reineke zur Stelle. Er schwingt sich hinan, denn

der Sprenkel steht hoch — aber eines Haares Breite fehlt, daß er sie erreiche. Der Vogel, der sich mit dem Fuß gefangen, flattert erschreckt in die Höhe, den Klauen des Mörders zu entgehen. Der Fuchs knirscht, springt wieder und wieder, immer hitziger, immer begieriger, die Nüstern ziehen sich krampfend zusammen, ein wollustvolles Grausen glüht in seinem Auge, der Schweif peitscht die Luft; aber es ist vergebens, bis er, da endlich dem gefesselten Thiere die Kraft versagt, sich zu einem gewaltigen Satze zusammenrafft und sein Opfer mit einem triumphirenden Schrei ergreift.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervögel sind davongezogen, rauhe Stürme brausen über die Oede. Der Fuchs liegt in seiner Zelle, denn es giebt wenig zu jagen, und die gesammelten Vorräthe schützen ihn zunächst noch vor Mangel. Es ist eine triste, langweilige Zeit, er könnte seine Memoiren schreiben „Denknisse eines Fuchses", wenn er nicht noch zu thatenlustig wäre und die Wirklichkeit ihn zu nah und rauh berührte, um sich in die Schatten der Vergangenheit zurückzuziehen. Statt dessen entwirft er Pläne für den Winterfeldzug, stellt sich Probleme, macht Sprungübungen und horcht wachsam den Schüssen der Jagd, die dumpfwarnend in sein Lager hinunterdröhnen. Inzwischen drängt der Winter immer ungestümer heran. Bald liegt Alles erstarrt unter der weißen Decke. Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen vom Frost zerspalten, das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf es nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär'!" seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken. Mit einem Male hebt er die Nase. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Siehe da — mitten in der hungrigen Wildniß ein süßgebratenes Stück von

Kater Hinze's Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen. Reineke fühlt seine Lebensgeister neu erregt, „seine Augen werden wacker", und wie von unsichtbaren Banden gezogen trabt er fürbaß. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild seiner Phantasie — es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reineke steht still, Ueberraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannte Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur, als die flüchtigen Hieroglyphen, die des Windes Finger in den Schnee geschrieben. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär' es eine Falle? — Die Menschenkinder sind voll Args! — schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!" — und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab!

O Reineke! Reineke! du bist verloren: denn — dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte das berauschende Arom, starrt verglasten Blickes auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, „sichert" allenthalben. Und wieder ist Alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Es ist, als stocke der Athem der Natur. Der Fuchs fängt an zu sophistisiren; aber je länger er hinschaut auf das verhängnißvolle Gericht, desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen.

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! er heult vor Wuth;

aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr droht im Verzuge. Es gilt eine kühne That.

„Das Eisen zerschlug ihm den Lauf;
Sich zu retten giebt er ihn auf,
Amputirt sich selbst, wie grimmig es schmerze:
Er hat ein entschlossenes, tüchtiges Herze.“ (Laube.)

Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder [1])! und er jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen.“ Die Niederlage muß sein Genie neue Künste und neue Siege lehren.

Das ist Reineke, der Held! Neben dem Muthe und der Stärke des Löwen mag sein Scharfsinn und seine List stehen, und will man auch der deutschen Fabel nicht Recht geben, welche den grimmen Thierkönig von ihr überwunden werden läßt, so wird man doch dem Ausspruche jenes spartanischen Politikers [2]) beipflichten können, der den Fuchspelz anzulegen rieth, wo es mit der Löwenhaut nicht gethan sei. Gewiß, der Fuchs ist bewunderswürdig; aber größer noch, bewunderswürdiger muß er uns erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß man ihn vor des Eisens verführerischen Brocken verhungert gefunden hat, verhungert im Anblick der üppigsten Azung. Ein Römer könnte nicht resignirter enden.

— „Des Leibes Drang,
Der oft den stärksten Menschen zwang,
War schwächer als der Klugheit Rath,
Den der Freiheit Sinn ihm gegeben hat;
Der Fuchs will lieber stoisch sterben,
Als um ein Bedürfniß schimpflich verderben.“ (Laube.)

V.

Krebs und Hummer.

Wunderbar und schauererregend ist das Reich jener unvollkommneren Thiere, welche im Schoße der Erde und der Gewässer ihr Dasein führen. Selbst das Auge des Forschers, früh gewöhnt auf Schönheit zu verzichten, wendet sich scheu zurück, wenn es in dieses Chaos hinabtaucht. Denn Alles, was die Phantasie der Nacht Ungeheuerliches gebären konnte, hat sie hier und zumal in der Meerestiefe versammelt. Da treibt in jeder Welle ein unheimliches Leben. Athmende Klumpen, schwellende Blasen und Wurzeln wälzen sich blind und gliederlos dahin. Fangarme greifen umher, Fühlfäden ohne Ende spannen sich aus, Stacheln starren und blitzen, das wirbelt und schießt und tastet und schnappt: Alles ein grausiges Gewirr. Wohl mag man mit dem Dichter ausrufen:

„Es freue sich,
Wer droben athmet im rosigen Licht,
Dort unten aber ist's fürchterlich!"

Dennoch fehlt es auch unter diesen Zerrbildern und Larven nicht an interessanten Charaktergebilden; neben dem Abschreckenden steht das Komische, neben dem Schaurigen das Niedliche. Es sind hier vor Allem die Schnecken und Muscheln zu nennen. Sie breiten in ihrer gestaltreichen Fülle eine wahre Liliput-Architektur von Thürmen, Wendeltreppen, Schiffen, Arabesken, eine ganze steingewordene Flora aus, der Farbe und Zeichnung noch einen besonderen, glänzenden Reiz geben. Doch haben diese zierlichen Formen vereinzelt natürlich keine Bedeutung,

sondern sie wirken nur in Masse, gleichsam als die Mosaik des großen Okeanidenpalastes. Auch ist es nur das buntschillernde, seltsam gebaute Haus, nicht das darin wohnende Thier, welches uns anzieht. Dagegen bietet das nahestehende, sonst so häßliche Geschlecht der Krustazeen in zweien seiner Species bereits einen nicht zu verachtenden komischen Stoff, der auch an sich interessirt. Es sind dies der Hummer (Hommarus) und sein naher Verwandter, der Flußkrebs.

Kann nun auch hier von einem Charakterleben höchstens andeutend die Rede sein, so haben diese Thiere doch merkwürdige Eigenschaften genug, um die Aufnahme ihres Bildes zu rechtfertigen. Zuvörderst verschwindet das widrig Spinnenhafte, was die übrigen Kruster bezeichnet, bei beiden fast ganz; die gallertartige Weichheit der Bedeckung hat sich zu einer metallischen Massivität verhärtet, die Waffen, welche sie führen, sind kaum noch gefährlich, und schließlich stellen sich beide als passionirte Rückwärtsgänger in die Reihe der Originale.

Wir lassen billig unseren Flußkrebs voranstehen. Alle Welt mag sein Fleisch, und schon das Kind kennt aus den Ammenräthseln den „Schwarz in die Küche, roth auf den Tisch." Am Ufer der Bäche und Flüsse, wo Erlen und abgestorbene Stämme ihr Wurzelnetz in den Schlamm flechten, in tiefen Höhlen, nachbarlich mit der kahlgeschwänzten Ratte, hauset der Krebs. Er trägt seinen Namen [1]) nicht umsonst, denn er ist immer im Harnisch, schwerbewaffnet bis an die Zähne. Sturmhaube und Küraß aus Einem Stück, aber siebenfach zusammengesetzt der kunstvolle Ringpanzer seines Hinterleibes, der sich in eine flossenähnliche Verbrämung endigt. Unter diesem Schilddach regen sich vier, ja neun Joch krabbelnder Füße, die wuchtige Kriegsmaschine mühsam fortschiebend, wie unter dem Schirm des Mauerbrechers keuchend der römische Legionar. Vorn drohet ein feinzähniges Scheerenpaar: der Fuß hat sich in eine Faust verwandelt, die freilich nur aus Daumen und Kleinfinger besteht, aber dennoch ein tüchtiger Packan ist. Neben dem Nasenstachel aber strecken sich die langen, drahtähnlichen Fühler

hervor und auf feinen Stielchen drehen sich die schwarzen Kugeln der Augen, so daß das wundersame Haupt dadurch fast etwas Blumiges erhält [1]). Im Innern endlich birgt er einen Stein, Aeskulap's kostbare Gabe, fast anzusehen wie ein weißes Auge, und magischer Kräfte voll [2]).

So brütet der Troglodyt in schwerer Ruhe, aus der nur die Nacht ihn hervorzieht. Da entwickelt er dann sein Schwimmtalent; mancher Frosch, manches schlafende Fischchen wird ihm zur Beute, sogar die Schnecke in ihrer rollenden Festung ist vor seinem Griffe nicht sicher. Aber lieber noch als an das lebendige Gethier macht er sich über das verwesende, oft findet man sie schaarenweise in den modernden Resten eines Hechts. Der Krebs würde daher dem Leviten ebenso sehr, ja weit mehr noch für ein unreines Thier gelten müssen, als etwa das Schwein. Sie fallen auch wohl über einander selbst her: ein plumpes Ringen, Zerren und Kneifen, ohne Grimm und ohne Leidenschaft, ohne List und ohne Heroismus, „als ob einzig der Körper, die Seele nicht mitkämpfe.“ Ueberhaupt ist der Krebs ein melancholisches Phlegma, wie die meisten Wasser- und Nachtthiere. Sein Sinn scheint Nichts zu wissen von den heißen Trieben des Hasses und der Herrschsucht, noch weniger von den feineren der Eitelkeit und der Eifersucht, um von Anderem ganz zu schweigen. Es ist allein die Freßgier, welche die träge Masse treibt. Darum ist er langlebig, schwer zu tödten; selbst der Schärfe des Essigs und des Weingeistes widersteht seine Wassernatur noch stundenlang. Ein Alter von zwei Jahrzehnten erreicht er wohl drunten in seinem Element, und er darf schon einen Fuß, eine Scheere missen, ohne sich krank zu fühlen. Weiß er doch, daß sie ihm wiederwachsen. Gefangen wird er bei Tag, und Nachts bei Lichterschein, aber es heißt hier wie in jenem Liede:

„Wenn man ihn fahen will,
Muß man ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still.“ (Uhland.)

Faßt man ihn furchtsam nicht an beiden Scheeren, sondern etwa bei einer, so giebt er kühlen Herzens — ein zweiter Scävola — diese

daran und flüchtet rückwärts in seine Lagunen. Der ungelenke Körper ist auf einmal elastisch geworden, mit der Kraft einer Sprungfeder krümmt sich der breite Ruderschwanz unter die Brust und schlägt das Wasser so lebhaft, daß der Rückzug in schnellem Schusse erfolgt. Oft aber gräbt und stemmt sich der Angegriffene auch unantastbar in den Schlamm. Eine Art der Landkrabben legt sogar, wenn sie überfallen wird, die rechte Scheere, die viel größer ist als der ganze Körper, quer vor den Eingang, so daß kein Feind nahen kann.

Komisch ist es anzusehen, wenn die gefangenen in der Schüssel umherkrabbeln. Sie wissen nicht, was ihnen geschehen, stolpern in ihren schweren Stiefeln übereinander her, Vorwitzige wagen sich den glatten Rand des Gefäßes hinauf, fallen herab, und greift man sie dann wieder, so fassen sie mit den rachsüchtigen Scheeren nach allen Seiten in der Luft umher, zappeln vor Aerger, klatschen mit dem Schwanzfächer laut auf den Bauch. Dabei geben sie einen summenden oder knisternden, ich möchte sagen zähen Laut von sich, ein verdrießliches inwendiges Gemurmel, dem Spinnen mancher Käfer vergleichbar [1]). Es verstummt indessen, sobald ein anderes Getös ihre Aufmerksamkeit erregt. Denn der Krebs hört, er ist das erste Thier, bei welchem das Ohr sichtbar wird [2]). Diese Gabe rückt ihn schon um ein Bedeutendes hinauf, wenngleich es übertrieben scheint, ihn zum Musikfreunde machen zu wollen. Auch wirkt das Licht empfindlich auf ihn, er hat Lichtsinn, freilich nur negativen, und das lockt ihn oft in das Netz; daneben hat er Sympathie für die elektrischen Kräfte der Natur, denn bei Gewittern bricht er aus seinem Dunkel hervor, das Herz voll grauser Weltuntergangsgedanken.

Wir sehen: der Krebs regt sich bereits in den Banden des tellurischen Lebens, er hat eine gewisse Persönlichkeit. Er ist tapfer, ausdauernd, willenfest bis zur Störrigkeit, erhebt sich ausnahmsweise zur List (in einem deutschen Thiermärchen [3]) überlistet er selber den Fuchs), und bei aller Stumpfheit und Freßgier zeigt doch die Krebsmutter einen

Zug elterlichen Sinnes. Denn sie trägt nicht bloß ihre Eier, sondern zum Theil auch ihre eben ausgeschlüpften Jungen mit sich herum, und mag vielleicht auch mit ihnen tändeln. Wenigstens weiß man, daß der kurzschwänzige Moenaskrebs gern mit runden Steinchen und leeren Schneckenhäusern sein Wesen treibt, wie etwa die Katzen mit Kugeln und Knäueln zu spielen lieben.

Wie der Fluß zum Meere, so verhält sich der Krebs zum Hummer. Um mehr als eines halben Fußes Länge übertrifft er das gewöhnliche Krebsvolk [1]); es giebt ihrer sogar von Ellengröße, wahre Mammuths, die offenbar aus einer langausgestorbenen Generation in die Zeit später Nachkommen ragen, und deren Haupt ernstes Moos bedeckt. Mit einem Wort: der Hummer ist der Krebs im großen Stil, vom Wirbel bis zur Zeh' ein Meerespotentat. Wie aus Erz gegossen blinkt seine Rüstung; man denkt an den hörnenen Siegfried, an die Eisenritter des Mittelalters, an die stahlumschienten Kämpfer vor Troja, und es dürfte nicht Wunder nehmen, wenn ihm Vater Homer einen Ajax oder Diomedes verglichen hätte. Die holländischen Maler haben ihn dafür desto öfter in unverlöschlichen Farben verherrlicht. Es giebt kaum ein vlämisches Küchen- oder Marktbild, in dem der Hummer vergessen wäre, kaum ein die Freuden der Tafel malendes Stillleben, auf dem nicht neben dem spiegelnden Weinglase auch der Seekrebs in seiner feurigen „Brünne" paradirte, statt vom Lorbeer, mit dem jugendlich heitern Grün der Petersilie anmuthig umkränzt. Es ist auch natürlich genug. Der Hummer in seinem satten Purpur, mit seiner stolz gebogenen Rückenlinie, mit seinen großen, wie Scepter ausgreifenden Fühlfäden muß für Kochkünstler und Thiermaler einen Anflug von Majestät haben, und ist ganz dazu geeignet, als Mittel- und Hauptthema auf einer Tafel zu prunken. Dazu hat er etwas durchaus Fremdartiges und ist eins der wenigen Thiere, welche ganz in ihrer natürlichen Gestalt aufgetragen werden; ebendeshalb hat auch die Art, ihn zu zerwirken, bereits ein gewisses Ritual. „Man nimmt ihm ab den Mantel roth nach zierlicher

Cüree Gebot", so darf man vom Hirsche nicht nur, sondern auch vom Hummer sagen.

Die Eigenheiten des Krebses finden sich auch beim Hummer, nur im vergrößerten Maßstabe. In einer Tiefe von sechs bis zwölf Klafter hat er seine Felsenlöcher und vermehrt sich auf wahrhaft erstaunliche Weise [1]). An einem einzigen Weibchen wurden über zwölftausend Eier gezählt. Unbehend, sobald er an's Licht kommt, jagt er in seinem unterseeischen Reiche mit rapider Schnelligkeit über die Felsplateaus und Riffe. Ein Schlag seines Schwanzes genügt, ihn mehr als funfzig Fuß weit fortzuschleudern und ihn so auch dem schnellsten Verfolger zu entziehen. Und so sicher ist dieser Sprung, daß der Hummer selbst auf der hastigsten Flucht den Eingang seiner Höhle nicht verfehlt, unerachtet derselbe eben nur so viel Raum gestattet, um seinen Körper hindurchzulassen. Aber der Hummer ist nicht allein stärker und schneller, sondern auch geistiger als der Krebs. So scheint er ziemlich gesellig zu leben und gemeinsame Züge zu unternehmen [2]). Auf seinen Jagden greift er, wenn Gewalt nicht ausreicht, zur List: seine Kämpfe mit den Muschelthieren gewähren oft ein interessantes Schauspiel. Es ist vergebens, daß die Auster der tastenden Scheere die Thür verschließt. Der Hummer legt sich in Hinterhalt, und sobald die arglose Muschel ihr Haus wieder öffnet, schiebt er flugs ein Steinchen hinein. Die Breche ist gemacht, die Auster muß sich ergeben. — Für Magnetismus zeigt der Hummer hohe Empfänglichkeit. Stellt man ihn kopflings in den Sand und streicht ihn auf eine gewisse Weise mit dem Finger, so wird er so zu sagen hellsehend und fällt in einen augenblicklichen Schlaf. Er steht dann minutenlang starr wie ein Stock. Plötzlich stürzt er erwachend um und zappelt mit allen seinen Füßen, Scheeren und Fühlern [3]). Besonders aber tritt die Reizbarkeit seines Nervenlebens bei Gewittern und Seetreffen hervor. Der Hall des Donners und der Geschütze dringt erschütternd bis in seine Schlupfwinkel, und wirkt mit einer solchen Gewalt auf ihn, daß er erschreckt die Scheeren von sich

schnellt. Freibeuter sollen dies häufig benutzt haben, indem sie den armen norwegischen Fischern, die vom Hummerfange leben, mit einem Kanonenschusse droheten, um ihnen einen Theil ihres Fanges abzupressen [1]).

Auch die Häutung, die der Hummer mit allen Krustazeen theilt, ist ein sonderbares Phänomen. Zuerst öffnet sich der Panzer des Thieres gerade mitten auf dem Rücken, wie die Rinde eines Baumes auseinanderplatzend. Hier zieht sich nun der dicke, weiche Rumpf, an dem alle Glieder zweigartig angeheftet sind, zuerst heraus. Der Schwanz hinten, die Scheeren vorn, die Beine unten folgen, alle ihre Gehäuse verlassend, allmählich nach. Der ganze Prozeß währt drei Tage. Das Schwierigste ist das Durchdringen der Scheeren, da die ganze breite Hand durch das enge Armgelenk hindurchgezwängt werden muß. Doch ist die Fleischmasse zur Zeit der Häutung beinahe so weich und elastisch als Federharz. Sie verwandelt sich, indem das Thier mit dem Hauptkörper zieht und zerrt, in jenem Engpaß zu einem dünnen Faden, um nachher sofort in ihre natürliche Gestalt zurückzuspringen. Mitunter aber, wenn ein Hummer sich allzurasch zu entkleiden strebt, reißt doch wohl die Masse, es bleibt ein Glied in den Exuvien stecken, und er muß sich hinfort mit einer Scheere behelfen, die dann Anker und Waffe zugleich ist. Ist die Metempsychose aber gelungen, steht der Hummer in verjüngter Schöne da, so mag man wohl an des Glockengießers Freude denken, wenn ihm aus gesprengter Hülse der metallene Kern makellos entgegenleuchtet. — Aber der Aufwand so vieler Kräfte hat den Hummer ganz erschöpft. Scheu und matt zieht sich der entpanzerte in ein Versteck zurück, bis die neue Gewandung etwas verhärtet und verkalkt ist. Besonders fürchtet er sich vor seinen eigenen Brüdern; denn diese — als echte Räuber — machen sich gern an den weichen, schildlosen Genossen und verzehren ihn unbefangen mit Kopf und Kragen [2]).

VI.

Norddeutsche Vegetationsbilder.

I.

Die Wiese.

„du bist kurzer, ich bin langer,“
alsô strîtents ûf dem anger
bluomen unde klê.
Walter v. d. Vogelweide.

Alexander von Humboldt hat in seinen „Ansichten der Natur“ eine Reihe von typischen Gewächsformen aufgestellt, und damit die ersten Grundlinien einer Pflanzenphysiognomik gegeben. Gewiß war nicht bloßer Zufall, daß der geistvolle Forscher diese Formen vorzugsweise der Tropenzone entlehnte, deren eigenthümliche Natur die vorschreitende Civilisation noch wenig zu ändern vermocht hat, und die ohnehin an Reichthum, Pracht und Großartigkeit alle übrigen ungleich übertrifft. Denn unsern alternden Erdtheil, wenigstens den kalten gemäßigten Strich desselben, hat das menschliche Bedürfen allerdings bei weitem zu sehr ausgebeutet, als daß er da maßgebend sein könnte, wo es darauf ankommt, die Natur in ihrer ursprünglichen Fülle und Größe zu zeichnen.

Wir Bewohner des Nordens sehen uns für eine derartige Betrachtung der Pflanzenwelt auf verhältnißmäßig wenige Typen beschränkt, welche in drei Hauptformationen zusammengefaßt werden können. Es sind dies die Wiese, die Heide, der Wald, von der Pflanzenphysiognomik ebenso als Vorgrund, Mittelgrund und Hintergrund der

Landschaft unterschieden, wie die Geologie bezüglich Ebene, Hügel und Berg einander entgegensetzt. Jede dieser Formationen wird hauptsächlich durch je zwei natürliche Familien charakterisirt und zwar

durch die Gräser (Gramineae) und Halbgräser (Cyperaceae) die Wiese (Hochwiese — Sumpfwiese),

durch die Heidekräuter (Ericae) und Heidebeeren (Vaccinia) die Heide (Sandheide — Moorheide),

durch die Zapfenträger (Coniferae) und Kätzchenträger (Amentaceae) der Wald (Nadelwald — Laubwald).

Unter diesen drei, wenn man will sechs Formen, dürfte wohl die Wiese in unserem Norden die weitestverbreitete sein, obschon sie sich nicht selten bald in Sumpf=, bald in Sand= und Heideland verliert. Zu der nachfolgenden Skizze hat im Besonderen die märkische Wiese das Motiv gegeben. Nicht als ob sie besonders schön wäre. Im Gegentheil, sie entbehrt der bunten Blumenfülle, welche die Auen Thüringens belebt, und in der Ebene gelegen, darf sie sich an poetischem Reiz nicht vergleichen mit den Grashängen und Matten, welche das Dunkel der Harzwälder so freundlich und festlich unterbrechen. Aber sie lag dem Verfasser nahe, und vielleicht mag auch das bescheidenere Bild hie und da einen Leser ansprechen.

Ganz abgesehen von dem wohlthätigen Gefühle, welches reine Naturformen immer hervorzurufen pflegen, wirkt die Wiese an sich selbst in hohem Grade erfrischend und belebend. Sie steht in ruhiger, heiterer Mitte zwischen der in sich gesunkenen Schwermuth der Heide und dem kühnen Emporstreben des Waldes: gleichsam ein einfach inniger Auslaut und Aufklang der Natur. Zunächst zieht schon die offene Weite der Wiesenfläche das Auge an.

„Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich",

heißt es treffend in Schillers Elegie. Der Berg droht in stolzer Höhe; seine wilden Umrisse brechen aus dem Schoß der Erde wie von feindlichen Mächten gehoben, in seinen Waldschatten bergen sich finstere

Geheimnisse, aus seinen Schluchten stürzen schäumende Wasser. Wo von solchem Anblick das Auge bedrängt und erschöpft wird, da wendet es sich gern auf das ruhig ausgebreitete, frei-erschlossene Gelände; es weidet sich an seiner Lichtfülle und giebt sich jenem Eindrucke der Stätigkeit hin, in welchem der Mensch sich gleichsam seiner selbst versichert. Nur wo die Ebene zum unabsehlichen, gestaltlosen Flachlande sich dehnt, da treten abermals andere Gefühle — das erhabene der Unendlichkeit oder das öde der Vereinsamung — in die Seele.

Denn freilich auch die Heide, die Steppe, die Wüste sind Flächen. Was den Wiesen jenen innigen Reiz verleiht, ist ungleich mehr als die Bodenbildung, die sie bekleidende Vegetation. Sie ruft großentheils jene tieferen Gefühle der Sehnsucht oder die heiteren der Lebensfrische und Lebensfreude hervor. Schon oben ist gesagt, daß die Wiese hauptsächlich durch die Gräser dargestellt wird. Es ist diese eine der bedeutendsten Pflanzenfamilien, indem sie nicht allein durch Masse und Unzahl der Individuen die meisten anderen übertrifft, sondern auch beziehungsweise den größten Artenreichthum aufzuweisen hat. Ihre Species machen nahezu ein Zwölftel der gesamten deutschen Flora aus. Aber zugleich und vorzugsweise gehören die Gräser zu jenen Gaben des Pflanzenreichs, welche die Erde erst zu einer „gedeihlichen Wohnstätte der Völker" machen. Denn Gräser sind alle jene mehlführenden, menschennährenden Halme, deren Aehre auf unseren Feldern reift; eine Grasart ist das Reis, das im feuchten Brodem der Sümpfe Ostindiens seine malerischen Rispen treibt; Gräser sind das Zuckerrohr, der Mais, das Sorghum, die Hirse u. s. w. Und allenthalben über die Erde finden sich diese Pflanzengeschlechter verbreitet, gleichsam als ein mütterliches Unterpfand für jede Wohlthat der Natur. Nur wo den Polen zu das Leben einen ewigen Winterschlaf schläft, da erfreut kein grünender Rasen, kein goldenes Saatengefilde mehr das Auge; mit den letzten Zwergsträuchern der Birke und Kiefer versinkt da auch der Graswuchs unter der Schneehülle, zum Zeichen, daß von der Erde selber die Grenz-

linie gezogen, über welche der Mensch nicht ungefährdet hinausschreiten dürfe. Doch auch in der heißen Zone ist nicht die eigentliche Heimat der Gramineen. Zwar werden nach Süden hinab die Gräser immer prächtiger: auf stolzen Schaften wiegen sich im Strahl einer senkrechten Sonne die glänzenden Blätter und Blüten, luftige zierliche Arkaden ineinander webend; aber es fehlt ihnen jenes vertraute, gesellige Auftreten, welches wir Nordländer als eine Eigenthümlichkeit dieser Pflanzen zu betrachten gewohnt sind, und mit ihnen mischen sich in drängendem Gewirr Myrten, Kassien, Cistrosen, Labiaten und andere den nackten Boden verhüllende Kräuter. Zu einem Theile scheint selbst noch der warme Erdstrich dieser grünenden Decke zu entbehren. Die blendenden Farben, mit denen dort die Landschaft geschmückt ist, reizen, aber zerstreuen auch, und man begreift wohl, daß ein deutsches Herz selbst im Hesperidenlande nach dem sanften Grün der heimatlichen Wiesen und ihren stillen Dörfern jezuweilen sich zurücksehnen mag. Denn die gemäßigte, die nordische Region unseres Welttheils, Mitteleuropa vor Allem muß man aufsuchen, will man den Blick an duftigen, saftigen Grasflächen weiden.

Hier bedecken gesellig zusammengeschaart die Gräser ganze Striche und deuten im Verein mit den gesellig auftretenden Hausthieren gewissermaßen sinnbildlich auf das große Gemeinleben der Völker, das unter diesem Himmel seine höchsten Blüten entfaltet. Ohne Wiese ist wenigstens in unserem Norden kaum eine Landschaft denkbar, wenn sie nicht dem Gebirge oder der Heide angehört. Dicht an das märkische Bauerngehöft hin, an die Schwelle der Thür zieht sich der grüne Teppich, der „Wiesenhof“ — niederdeutsch Wischhoff —, von keinem Zaune oder Gehege gesperrt, sondern frei in Gebüsch, in Acker und Trift sich verlierend. Ganz Thüringen — was ist es anders, als eine grüne Aue, und wie saftquellend und ruhig senkt sie sich zwischen die goldenwallenden Saaten und die rauschenden Waldkuppen hinein! Und soll ich über Deutschland hinausgehen, so brauche ich wohl nur Irland zu

nennen, „den Smaragd des Meeres“, um jedes weiteren Beweises dafür überhoben zu sein, daß unter unseren Graden recht eigentlich die Wiese zu suchen sei.

Aber es kommt darauf an, sich näher über den eigenthümlichen Eindruck zu verständigen, der diese Pflanzenformation begleitet. Das Gras erscheint als eine der ersten Gestaltungen der zeugenden Naturkraft. In das Jugendalter unseres Planeten, als zuerst aus dem Ocean die Erdveste tauchte und nun auf ihr der Sonnenstrahl den neuen Trieb des Lebens weckte, in diese Zeit der Anfänge glauben wir uns den zarten, einfachen, unvollkommenen Formen gegenüber versetzt. Denn ein unvollkommenes Gebilde ist das Gras. Es steht höher als die kaum über den Boden erhobenen Geschlechter blütenloser Flechten und Moose, deren Geschäft nur scheint, anderen Gewächsen eine Stätte zu bereiten; aber dennoch ist das Gras nicht mehr als nur ein Beginn entwickelterer Gliederung. Noch hat sich hier die Pflanze nicht abgelöst von der Erde, es breitet sich keine Krone über einen fertig ausgestalteten Stamm, es tritt kein deckendes Blatt- und Zweigwerk heraus, und selbst die Blüte, die an Kraut und Blume sich so farben- und duftreich hervorzuheben pflegt, ist hier scheinlos. Die Pflanze liegt gleichsam noch als Säugling an der nährenden Mutterbrust. Vielleicht aber ist eben deshalb das Gefühl, welches die Grasflur in uns weckt, ein so unschuldig inniges, kindlich rührendes. Es ist, als schwebe über ihr der goldne Traum unserer eigenen Jugend, und sicherlich wird die Schönheit einer Wiese nur von einem Kinde ganz genossen. Wiesen und Kinder, die Feldblumen und die Menschenblumen: Eins mag ohne das Andere nicht gedacht werden. Auf der Wiese windet das Mädchen den ersten Kranz und stimmt seine Brust zum ersten Liede. Auf der Wiese ist der Tummelplatz des Knaben. Hier darf er nicht verstohlen schleichen, wie im bangen Dunkel des Waldes, hier ist er der gebietende Herr. Er jagt Falter und Käfer, kämpft gegen Erdwespen und Mücken, beschleicht den

weidenden Storch und horcht träumend der fern in's Abendroth hinaushallenden Glocke seines Dorfes. Jugendlust, Gefühl der Verjüngung, der Lebenserneuerung: darin liegt der tiefste Zauber der Wiese. Und den empfänglichen Sinn wird eine ähnliche Stimmung auch da anklingen, wo nicht jene Erinnerungen und Ahnungen ihren geheimen Antheil an derselben haben. Darum empfängt den Griechen, wenn er in die Unterwelt hinabsteigt, die blaue Asphodeloswiese [1]), deren lichte Blüte ein „ewiges Wiederaufleben, eine sichere Unsterblichkeit verkündete." Darum findet in dem treuherzigen Märchen von der bösen Stiefmutter und dem guten Kinde, das Kind, das von den Wassergeistern in den Brunnen gezogen, drunten eine herrliche Wiese aller Freuden voll, und gleich schön schreibt Luther an sein Hänschen von der feinen Wiese im Paradiesgarten [2]). Wußten sich doch auch unsere ältesten christlichen Dichter den Himmel eben nicht schöner zu denken als die frühlingsgrüne Erde; der Ort der Seligen heißt ihnen die „grüne Gottesaue" (grôni godes wang), die „Himmelswiese", auf der die Seelen der Verstorbenen gleich schönen Schmetterlingen schweben.

Dieser leben- und jugendhauchende Eindruck begründet sich, wie schon gesagt, in der Gestaltung der Gräser. Denn trotz ihrer überaus großen Mannigfaltigkeit tragen doch alle denselben ausgeprägten Typus, der sie zur Bildung des ruhigen, gleichen, das Auge erquickenden Wiesenteppichs vorzüglich eignet. Die ganze Pflanze ist nichts als Halm und Blatt; leicht und schlank, jedem Hauche biegsam, erheben sie sich meist gleich dicht und gleich hoch über die Ebene, der sie entsprossen sind. Auf langgezogener Spitze nicken und wiegen die zarten, ährenreichen Blütenrispen, deren unscheinbarer, aber kunstvoller Bau dem genaueren Betrachter eine immer neue Quelle genußvollen Forschens öffnet. Blatt an Blatt drängt sich in unabsehbarer Fülle, und über das Alles ergießt sich freudig das eine, reine Grün, über dem Allen schimmern die wehenden Sonnenlichter wie auf einer leisewallenden Flut.

So liegt das Gras in der That wie ein leichtes, reizvoll jeder Form sich schmiegendes Gewand über der Erde; eine wohlthuende, für unser Gefühl fast untrennbare Hülle des Elements. Unter ihr verborgen ruht das „todte Irdische"; aber über und aus ihr weht der Geist des Lebens, der unbesiegten Schöpferkraft der Natur. Wo Gräser sprossen und Wiesen sich dehnen, da ruft allenthalben den Menschen eine Heimatstimme an. Wo sie fehlen, auf dem Steinrücken der Gebirge, im Sande der Wüste, kann wohl der Eindruck des Gewaltigen die Seele ergreifen und erschüttern; aber das warme, vertraute, zuversichtliche Gefühl des Heimseins und der unvergänglichen Fülle des Lebens mag da nicht gedeihen. Ueber Trümmer, Gräber und Wahlstätten zieht das Gras die versöhnende, belebende Decke; „es ist Gras darüber gewachsen", sagt mit inniger und treffender Bezeichnung der Volksmund, wenn ein Leid gestillt und vergessen ist, und aus dem Schmerze leise wieder die Freude kommt. An das Gras und die Wiese hängt sich des Nordländers erste und letzte Hoffnung. Wenn nach trüben Wintertagen der Strahl wärmer und voller herabdringt, da ist es die Wiese, der grasumsäumte Fußpfad, der quellige Rasen, der die ersten grünen Halmspitzen zeigt und dem harrenden Menschen den Sieg des Lichts verkündigt. Hat Sommerglut die Flur versengt und fallen nun die langersehnten befruchtenden Tropfen, so grünt am ersten wieder die Trift; und wenn im Spätjahr längst alle Blumen welk und alle Bäume entblättert stehen, da ist doch die Wiese noch grün und zeigt dem gerührten Auge manche verborgene Blüte, da träumt hier der Herbst den Traum des Frühlings noch einmal nach. Ja, es scheint als weise schon der Name des Grases selber auf solche unzerstörbare Lebenskraft der Natur. Denn Rasen und Wasen bedeutet eben nichts anderes als das Wachsende, Sprossende, Grünende [1]).

Und nun dieses thauige Wiesengrün! welches andere käme ihm gleich an Frische und Milde! Die Wissenschaft lehrt, daß im Grün die

Gegensätze der Farben zum ruhigen Gleichgewicht verschmelzen. Auf dem ebenen, sammetnen Teppich der Wiese muß jedes Auge diesen besänftigenden und doch vollerquickenden Eindruck empfinden. Von Sonnenlicht und Erdfeuchte gesättigt, warm und goldig schimmernd, und hoch darüber die blaue Unendlichkeit des Aethers: wo gäbe es ein ruhigeres, und in dieser Ruhe doch schöneres, anregenderes Bild als die Wiese? Reizend liegt sie im vollen Sonnenglanz, wenn sich aus dem röthlichen Wiederschein, der über die Halme fliegt, die ganze Fülle schaffender Kräfte ahnt; aber ein nicht minder schöner Anblick ist es, wenn stille Wolkenschatten über die Flur schweben und ein Wechselspiel der zartesten Streiflichter entspinnen, oder wenn aus regenduftigem Gewölk plötzlich die Sonne mit goldenem Arme herabgreift und nun das feuchte Grün im langen Strahl fast durchsichtig glüht.

In diesen Teppich webt nun die Blumenwelt ihre reichsten Arabesken.

„Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.“ (Schiller.)

Zwar so lange die Sonne des Vorfrühlings noch keine energischeren Farben und Formen zu zeugen vermag, ist es nur das bescheidene Maßliebchen (Gänseblümchen, Bellis perennis), dessen Gruppen freundlich aus dürftigem Rasen hervorblicken. Es liegt noch halb an der Erde, aber mitten aus dem weißen Sternchen leuchtet ein goldener Herzpunkt, ein erster Sonnenfunken, und bald folgen genügsame Kreuzblütler, hier am Rain das Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris) mit seinen dreieckigen Schötchen, das Hungerblümchen (Draba verna) und dort in wasserreicherem Boden und vollerem Wuchs das würzige Schaumkraut (Cardamine pratensis): alle noch in das erste schüchterne Weiß gekleidet. Allmählich mischt sich schon warmes und bald feurigstes Gelb in das saftigere Grün. Wo auf sonnigem Hügel ein Gebüsch sich aufstellt, da grüßt uns Primula veris, die liebliche, vielbesungene Blume. Wie ein Bündlein goldener Schlüssel taumeln am schlanken Stiel die süßduftigen, bienenumsummten Kelche.

„Sie sind Titanias Hofgeleit,
Ihr seht die Fleck' am goldnen Kleid.“ (Shakespeare.)

Auf den Niederungen kommen sonnengelb zahllose Ranunkeln (Hahnenfuß) und im höchsten Glanz der Farbe Caltha palustris (Schmalzblume, Dotterblume, Kuhblume) mit den fetten, dunklen Blättern. Ganze Goldklumpen funkeln da in die Ferne; wahre Sonnengewebe schwimmen im Grün, und dann wieder zieht Schaumkraut und Steinbrech (Saxifraga grannulata) lange Milchstraßen hinab. Mit der steigenden Sonne steigt die Wiesenflora immer sichtbarer gegen das Roth hinan. Das Siebenfingerkraut (Comarum palustre) hängt seine zierlich braune Glocke aus, die röthliche Rispe des Ampfers (Rumex) stellt sich felderweis auf, an feuchten Stellen folgt die rothe Lychnis (flos cuculi, Lichtnelke, Fleischblume) mit der zerrissenen, flatternden Blüte, folgt der liebe Klee, die alte deutsche Volksliederblume mit dem bedeutungsvollen Dreiblatt und dem rothen, honigreichen Köpfchen; aber zugleich erscheinen auch nun die starren, symmetrischen Doldenpflanzen (Umbelliferae), der Wiesenkümmel (Carum carvi), die Silge (Selinum carvifolia), die Pimpernell (Pimpinella magna), vor Allen der Wiesen-Haarstrang (Peucedanum officinale). Seine herrlich grünen, feinzerschlitzten Blättchen drängen sich zu üppigen Polstern oft von mehreren Fuß Durchmesser zusammen, aus deren zartem Gewebe stolz der nackte Stengel sich erhebt, seine aromatischen Blütchen in zahlreiche Schirme sammelnd. Doch sind die Farben der Dolden zu anspruchslos, um nicht gegen die nun ebenfalls zahlreich auftretenden Syngenesisten zu verschwinden. Die bunten Blumen dieser stärksten aller deutschen Pflanzenfamilien [1]) vereinigen sich zu schönen großen Strahlenkronen, und beleben das Grün der Wiese in hohem Maße. Leuchtend hebt die große Kamille (Chrysanthemum leucanthemum) ihren Stern mit gelbem Mittelfelde, neben sie stellt sich sonnenartig die Jacobaea (Senecio J., Jakobskraut), der Alant (Inula salicina), das Heer der Leontodonteen (Löwenzahn, Ringelblume) breitet sich aus

und zwischen ihnen die Blume des Schotten, die Distel, deren stachliges, seltsam zersägtes Blattwerk, oft in malerische Rosetten zusammengestellt, mit dem weichen, purpurnen Blütenkopfe eigenthümlich kontrastirt.

So versinkt zusehends das Grün unter der blendenden Decke der Farben, bis nun auch das Gras seine mattfarbigen Blüten zu treiben beginnt. Da schießt Halm an Halm auf, luftig, leicht und immer schwankend. Mit dem graziös geschwungenen Bogen der Glyceria (Mannagras) kreuzt sich anmuthig der kürzere des Schwingels (Festuca); Roßgras (Holcus, Süßgras) und Windhalm (Apera spica venti) lassen ihre Fahnen wehen; Agrostis, die Tanne oder die Palme dieses mikroskopischen Waldes, besetzt ganze Striche. Dazwischen zittert dann und wann ein zierliches Gräschen mit haarfeinem Quirlstengel, so schlank und so elastisch als sei es ein Stahlfaden. „Bibbernägelken" (Zitternäglein — Briza media) nennt der Niederdeutsche das empfindsame, zarte Pflänzchen, das bei jedem Lufthauch, bei jedem Anlauf einer Ameise erschreckt die kleinen Herzchen seines Aehrleins schüttelt. Das Kammgras (Cynosurus) hebt ein Cylinderbürstchen in die Höhe, Dactylis glomerata (Knäuelgras), harte Knäuel — sie sehen fast aus wie ein Hasenpfötchen —, Alopecurus streckt einen glatten Fuchsschwanz; aber schon hängt am verblühten Wollgras (Eriophorum) die weiße Seidenflocke, und der Löwenzahn (Pfaffenröhrlein) hat längst seinen gelben Stern in jene wunderbare Nebelkugel, in jenes luftige Samengespinnst verwandelt, das wie ein grauer Puderkopf mitten in der jungfräulichen Blumenwelt steht und im Winde in hundert gefiederte Körnlein zerstiebt, die nun alle auf ihren Flugschirmen weit durch die Luft ziehen.

Frühlingsluft, Frühlingsathem schwebt über der Flur! Aber wer kann ihn denn beschreiben, diesen milden, reinen, erfrischenden und doch fast duftlosen Duft [1])? Der volle Strom des Gases, der im Walde aus Wurzel und Wipfel quillt und in der dichten Blätterkuppel gleichsam hermetisch geschlossen ist, berauscht und betäubt; der Wiesen=

duft löst und klärt sich im Sonnenlichte, er erquickt und macht hell wie ein Quelltrunk. Dort in der grünen Dämmerung ruft der tiefe Ton der Amsel, klagt im schmelzenden Laut die Nachtigal; aber hier über dem sonnigen Plan, im lichtgetränkten Blau frohlockt die Lerche, in unermüdlicher Lust Alles erfüllend mit jubelnden Wirbeln. Bienen summen, Grillen zirpen, Schmetterlinge gaukeln über die Blüten, selber wie fliegende Blumen, dort der Argus mit den schwarzen Flügelaugen, hier der schlanke Segelfalter, der prächtige Admiral. Zu dieser emsig-stillen, fröhlichen Staffage stimmt der Bach, der sich in seinem weichen Lager so wohl fühlt und in hundert muntern Windungen durch's Gras schnellt. An seinem Ufer träumt der Reiher, aber im schattigen Erlicht zwitschert der Zeisig. Dort zieht ein Grenzdamm sich hin, „eine Landwehr", mit Dornen besetzt. Es ist der Schwarzdorn (Schlehe), ein wahres Noli tangere von Stacheln. Das kreuzt und schränkt sich durcheinander, das kriecht, sticht und starrt zu allen Seiten heraus, und doch giebt der Frühling dem alten Griesgram seinen ersten Kuß. An jedem Dorn sitzt eine grüne Kuppe; wie betropft mit Perlen steht er da, und indeß er mit geizigem Finger noch eine ganze Wintererbschaft von dürren Blättern und Halmen festhält, schlägt um ihn das junge Laub schon in grünen Funken aus, und bald bedeckt ihn die weiße Saat der Blüten. In diesem Verhau lärmt der Schwarm der Feldsperlinge, schrillt und schnurrt der gelbbrüstige Ammer. Aber dem Dorfe zu, das hinter Eichen und Rüstern verborgen, nur mit dem Thurme herübergrüßt, klingt das Blöken der Rinder, das Geläut der Widder, die Schalmei des Hirten; aus dem Kornfelde die Wachtel lockt im Takt, und weiter drüben vom Waldsaum her orakelt der Kuckuk. Alle diese einfachen, aber hellen, lebensfrohen Stimmen scheinen sie nicht gleichsam ein Wiederklang dieser einfachen, heiteren, lebensfrischen Natur, die hier das Lustrevier geöffnet?

Den fernen Brüchen zu, wo die Seggenwiese ihre trübfarbige Fläche streckt und auf schneidenden Halmen die brandigbraunen Aehren steift,

da verstummen diese munteren Laute. Im hohen Grase versteckt schnarrt der Ralle (Wachtelkönig, Wiesenschnarcher), neckend neben uns herlaufend; über dir gellt der „Prairieschrei" des Kibitzes, der in taumelndem, kopfüberstürzendem Fluge deinen vordringenden Schritt umkreist; in der Ferne schwingt sich in langsamen Spiralen ein Kranich auf, bis er, ein kühner „Grotesktänzer", im Blau verschwindet und nur sein hochherabschmetternder Ruf ihn noch verkündigt.

Das Seggenried bedrückt in seiner trüben, steppenartigen Oede: aber die Wiese, die farben- und lebensfrische Graswiese erhebt und weitet die Seele. Wie herrlich leuchtet über der blühenden Flur die Pracht des Sonnenauf- und Untergangs! Einen einzigen funkelnden Regenbogen webt der Strahl in den dampfenden Morgenthau. Um den Schatten, der neben uns wandelt, zieht sich ein Lichtnimbus, Erd- und Lebensathem steigt stärkend auf, mit Lust und dankbarer Freude sieht der Mensch die weit, ach so weit aufgethane Hand Gottes. Und wieder am Abend! Wenn da der tiefere Lichtstrom über die träumenden Halme fließt und die rothen Ampferrispen im Purpur zittern und alle die luftigen Aehren in goldenem Staube schimmern, wenn dann die Sonne groß und glühend versinkt und nun wunderbar der weiße Nebel aufsteigt und das letzte Lerchenlied im Blau ausklingt: welch eine tiefe Wehmuth, welch seliges Heimweh löst da das Gemüth!

Aber es kommen die Tage des „Heuens." Ich brauche es nicht auszumalen, das alte Jugendbild mit seinen klirrenden Sensen, mit den singenden Grillen, mit dem Rauschen der Schwaden und dem süßen Duft, in den die Pflanze ihr Leben aushaucht. Dieser Ruchgrasduft, was ginge darüber, wenn es nicht die Lindenblüte ist, und welch eine Welt von Erinnerungen weckt er auf! — Sind die Sonnen- und Wonnentage der „Mahd" (Heuernte) vorbei, dann folgt der letzte Nachwuchs. Die Elfen kommen in der Nacht und legen Balsam auf die Wunden, und von Neuem sproßt das Gras. Violette Skabiosen, blaue Cichorien und Astern, rothe Centaureen und Weiden-

röschen schmücken den hellern Teppich. Doch die Blüten sind seltener, und ihr Blauroth deutet schon hin auf das herbstliche Ende. Bald wehen die Winde über leere Felder, der Wald entlaubt sich, Kuckuk, Wachtel und Storch sind längst von dannen gezogen, es folgt ihnen die Lerche, und zuletzt bleiben auch die Heerden aus. Alles wird still, und der Himmel hüllt sich in neblichte Schleier. Das Gras grünt wohl fort, oft in herrlicher Saftfrische gedeihend, und vom spärlichen Sonnenstrahl gelockt blüht noch immer das fleißige Maßliebchen, manche Ranunkel und zierlicher Augentrost, es brechen die Zeitlosen hervor, die seltsamen blaßblauen Erdflämmchen — aber es sind nur die Irrlichter des absterbenden Blumenlebens. Die Herbstwiese ist doch nicht mehr die Wiese, nach der das Herz sich sehnt, und die der blinde Mann so gerne nur Einmal möchte sehen können [1])!

II.

Die Heide.

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn, der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.
Th. Storm.

Das ist die schöne Lüneburger Ebene,
Wohin des Rufs Trompete mich von fern gelockt.
A. v. Platen.

Wenn an sonnigen Tagen der Wanderer vom Gipfel des Brockens herab das Auge über das dunkle herzynische Waldpanorama mit seinen Schluchten, Kuppen und Klippen gesättigt dahinschweifen läßt: so zieht in Norden, jenseits der Berge, eine lichte, weit aufgeschlossene Fläche seine Blicke an. Vom Glanz der Sommersonne übergoldet, fernhin in blaues Gedämmer verloren, breitet sie sich aus wie der Spiegel des Meeres. Es ist die große nordische Ebene. Sie erscheint hier nur als der Saum des gewaltigen Bildes; aber könnte man sie in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen, dann würde sich ein fast ununterbrochenes Flachland von mindestens vierhundert Meilen Länge aufdecken. Denn von der Westgrenze der Normandie beginnend, über Belgien, Norddeutschland, Dänemark sich ausbreitend, reicht diese Region bis zu den sibirischen Tundras hinauf.

Einst wogte hier der Ocean, aus dem nur die Höhen Mitteldeutschlands, Skandinaviens und Englands als Berginseln hervor=

ragten, und von einzelnen Strecken wich die Flut sogar erst bei Menschengedenken zurück. Daher ist denn auch dieses Schwemmland zu einem beträchtlichen Theile mit dem Male der Unfruchtbarkeit gezeichnet. Wo nicht Flüsse den Boden tränken und befruchten, oder Laubwälder ihr feuchtes Dunkel verbreiten, da streckt sich meist dürrer, lebensunfähiger Sand oder ein verwesender, sumpfiger Moor, oft beide unmittelbar aneinander grenzend.

Doch auch hier deckt die Natur ein Gewand über die Blöße. Die große Lebensmutter verläugnet sich doch nicht ganz und hat in diese Oede ein Pflanzenleben eigenthümlichster Art gesetzt. Es sind die Heidekräuter (Ericae), welche uns hier entgegentreten, und die jenen Landstrichen den Namen der „Heiden" gegeben zu haben scheinen, wenn nicht etwa der umgekehrte Fall anzunehmen ist.

Die merkwürdige Pflanzenfamilie kündigt sich in ihrem holzig dürren, starren Charakter sogleich als Steppengewächs an, worauf auch schon das griechische ἐρείκη [1]) hinweist. Sie findet sich durch alle Vegetationsgürtel des alten Kontinents vom Kap bis zur Behringsinsel und ist überall dieselbe unentwickelte, in Stamm und Zweig gleichsam steckengebliebene Erscheinung. Freilich hier mehr, dort weniger. Denn während sie unter dem Feuer der afrikanischen Sonne Hunderte zum Theil baumhoher Arten zeitigt (die Kataloge zählen jetzt gerade 444), eine immer farbenprächtiger als die andere, hat der Süden Europa's kaum noch zehn Species aufzuweisen, bis in der kälteren Zone auch diese auf zwei niedrige Zwergsträucher zusammenschrumpfen. Aber — wunderbarer Haushalt der Natur! — gerade diese zwei Arten (Erica vulgaris und Erica tetralix), entgegengesetzt den Eriken am Kap, die dort in ihrem eigentlichen Heimatlande nie gesellig neben einander auftreten, überspinnen hier, zu Millionenmal Millionen von dem Geiste der Wildniß gesäet, ganze Landschaften mit ihrem härenen Teppich. Indem sie in fortschreitendem Zuge, ähnlich gewissen wandernden Thiergeschlechtern, jede andere Vegetation feindselig unterdrücken, werden sie

für unseren Norden typische Gewächse im höchsten Sinne, und sind so im Stande, uns, wenn auch nur abgeschwächte Bilder jener großen Naturtableaux, jener Steppen und Prairieen zu gewähren, die fern von Leben und Schicksal der Menschen, in den geheimnißvoll jungfräulichen Reiz der ersten Schöpfung gehüllt, gleichsam die Wunderinseln sind, nach denen unsere Phantasie verlangend steuert.

Einer der bekanntesten Theile dieser nordischen Heide ist die im Herzogthum Lüneburg belegene. Sie ist weithin berüchtigt; der Dichter Platen [1]) wußte in Deutschland kein öderes, poesieloseres Stück Erde aufzufinden, als dieses. Von der Elbe durchschnitten, setzt sie sich durch Holstein bis nach Skagerhorn, der Spitze Jütlands, fort und kann in zahlreichen Sandbänken selbst noch tief unter die Nordsee hinab verfolgt werden. Die Grenze derselben gegen das Kulturland ist oft sehr scharf gezogen — ein Fluß bildet dann wohl die Scheide — meist aber verliert sie sich allmählich. Man schreitet aus der fruchtbaren Ebene heraus, die Wiesen werden magerer, der Boden sandig gehügelt, die Dörfer liegen weit zerstreut von dürftigem Acker umgeben, die Kiefer tritt auf und verkündigt mit Birken gemischt den Uebergang zur Heide, die schon einzelne Ausläufer entgegensendet. Endlich verschwindet die menschliche Nähe und mit ihr der betretene Pfad, und nach stundenlanger Wanderung über kahle, von Riedgras und Immortellen bewachsene Höhenzüge sieht man sich mitten in der Heide.

Ein wunderbar gemischtes Gefühl ergreift den Fremden, der sie zuerst betritt. Beklemmt steht er still, als sei er plötzlich auf einen verödeten, ausgestorbenen Planeten geworfen. Da sprießt kein Halm, da grünt kein Baum, da rankt sich keine Blume hinan: da ist nur Himmel und Heide. In der That, man mag fragen, ob das noch die Erde sei, der ein Schöpferwort zugerufen, daß sie Gras hervorbringe für das Vieh und Saat zu Nutz dem Menschen, und Wein, daß er erfreue des Menschen Herz.

Allerdings weckt auch der Anblick des Meeres ein ähnliches Bangen in der Brust, und selbst starke Menschen fühlten sich davon bis zur Ohnmacht überwältigt. Aber wie erhaben und schön ist dort das ewige Kommen und Gehen der Wellen! Wie reizvoll wechselt das Spiel des Lichts und der Wolken im Widerschein des feuchten Elements! Wie freundlich und stolz beleben die windgeschwellten Segel den unendlichen Spiegel! Da muß auch ein stumpfer Sinn sich gehoben fühlen; an die große Straße der Völker gestellt hat noch Jedem der Odem der Freiheit und der Gottesgröße durch die Seele geweht.

Und hier? Ueberall dieselben langgestreckten, wüsten Rücken, überall dasselbe düstere Braun, dieselbe schwermüthige Stille. Alles ist mumienhaft erstorben. Auch die Vegetation, die mit unüberwindlicher Zähigkeit das Land unterworfen, gleicht fast nur einem Pflanzengespenst, das kein Wechsel der Jahreszeit lebenweckend berührt. Als sei plötzlich der Meeresgrund emporgehoben und die am Boden wurzelnden Tanggestrüppe unter dem ungewohnten Strahl der Sonne versengt: so stellt sich diese ununterbrochen von dem graubraunen Zweigwerk der Erika überzogene Fläche dar, das Bild eines verfallenen Gemüthes, das aus sich selbst alles Leben gelöscht hat. Und dennoch ist es nicht bloß dieses Gefühl der Verlassenheit und Erstorbenheit, welches uns beherrscht. Mitten in diese unheimliche Scheu mischt sich leise ein heimlicher Reiz — und dieser Reiz heißt Natur. Ja, auch diese sonnverbrannte, ausgezehrte Heide fesselt, denn sie ist doch Natur. Uns, den reichen armen Erben der Civilisation, ist sie allgemach fremd geworden; wir hören fast nur noch von ihr; denn was wir sehen ist Nichts als eine dienstbare, entmannte Erde. Pflug und Axt sind die Gleichmacher, unter deren Schneide das Dickicht der Wälder und die tausendfältige Flora der Wiesen sinken muß, damit zinsbar Feld an Feld und Dach an Dach sich reihe. Zwar heftet sich auch an den Pfad der Kultur noch ein Gefolge freiwuchernder Pflanzen, aber wer möchte sich mit der schmutzigfahlen Sippe der Melden und Chenopodien, mit dem

lichtscheuen Bilsenkraut, dem giftigen Nachtschatten, dem plattgetretenen Wegerich befreunden? Kaum daß noch Kornblume, Feldrose, Radel und anderes „Unkraut", das wie eine neckende Koboldschaar hinter dem Säemann einherläuft, da und dort ein erfreuendes Farbenspiel in die gleichen Wogen der Aehre werfen darf. — Hier aber, in der offenen Heide, ist kein Kornfeld, keine Straße, kein Dorf; die Erde ist da noch frei vom Joche der Kultur. Eine einzige kleine Pflanze sperrt ihr den Weg, und zwingt sie, machtlos ihre Waffen zu strecken. Und so ist denn wirklich die Heide ein Stück reiner, ursprünglicher Natur, und darf man auch nicht sagen die einzige, doch sicherlich die am meisten eigenthümliche Landschaft unseres Nordens, die zu Wald und Wiese die bedeutsamste Ergänzung bildet.

Der Boden der Heide ist großentheils Sand, der sich entweder in gerader Fläche hinstreckt oder schwache, lang auslaufende Hügelwellen aufwirft. Ueber das unfruchtbare Element ist eine sparsame Humusschicht gestreut, und diese genügt dem Heidekraut, um sein flachausgebreitetes, filzzähes Wurzelnetz hineinzuweben. Dies ist Erica vulgaris (Sandheide). Wird der Boden sumpfig, wie in den abflußlosen Niederungen, so tritt an ihre Stelle die Moorheide (Erica tetralix). Häufig finden sich beide gemischt, doch herrscht im Ganzen die erstere Art entschieden vor. Es ist bereits oben bemerkt worden, wie sich bei dieser Pflanze der Steppencharakter sofort in der mangelhaften Blattvegetation und in der strauchartigen Entwickelung der Stengel ausprägt: ein Charakter, der sich, nur gesteigert, in den Euphorbien und Kakteen der warmen Zone wiederfindet. Saftlos und spröde entladet der Oberstock sich in einem Uebermaß von Zweigen, die in dichtem Busch nach oben drängen und so dem Unterstock nicht Kraft genug lassen, um einestheils einen aufstrebenden Stamm zu entwickeln, oder anderntheils die zahlreichen Zweige mit grünem Blätterschmuck zu umkleiden. Dieser letztere findet sich nur in der dürftigsten Andeutung. Hart und kaum unterscheidbar schiebt sich Blättchen an

Blättchen, so daß das Ganze wie ein zierlich gepreßter, feingezähnter oder geschuppter Stengel aussieht, den hier nur die Farbe verläugnet. Sie kontrastirt in ihrer grünen Moosfrische sehr merkwürdig mit dem leblosen Braun der ganzen Pflanze und müßte außerordentlich belebend wirken, wenn sich nicht die Blätter unbemerkt in dem Wulst des Krautes verlören. Desto anmuthiger tritt die Fülle der Blütenglöckchen hervor, die bald lila, bald zartroth, dichte Aehren ansetzen und über die Heide jene warmen, schimmernden Abendrothtinten ausgießen. Am schönsten sind diese bei Erica tetralix, wo sie zu Trauben vereint von der Spitze zahlreicher Stengel zierlich erröthend herabnicken. Ueberhaupt ist diese Art weicher und mehr Sumpfpflanze. Daher heftet sie ihre Wurzel nur locker in den Boden, der Seitenzweige sind wenige, Alles schießt schlanker auf. Die feingewimperten Blättchen treten wirtelförmig um den Stiel, den sie von unten bis oben besetzen, aber ihr Grün ist sumpfig=trüb und grau, so daß sie den melancholischen Ton der Landschaft besonders bedingen.

So weit das Auge reicht, decken diese Kräuter die Fläche. Stellenweise, etwa im Schatten einer Krüppelbirke, drängt sich das Gestrüppe der Stechpalme (Stecheiche, Ilex aquifolium) dazwischen, deren scharfgezacktes Blatt, starr und glänzend wie Stahl, ganz zu dem harten Habitus dieser Vegetation paßt. Die heilkräftige Arnica streckt ihren Blütenstern empor, ein Stiefmütterchen duckt sich in's Moos, auch die Ginster (Genista germanica und tinctoria) zeigen sich. In unentwirrbarem Gemenge, von einer drohenden Lanzenbewaffnung rings umhüllt, richten sie ihre Ruthenbündel empor, und ihre flackerndgelbe Blüte — dieselbe, die einst Hugo Plantagenet's Helmzierde war — vermag nur wenig, die unliebliche Erscheinung zu heben. Ebenso wie sie harmonirt mit den andern Heidegestalten auch der Wachholder (Juniperus communis). Dieser verkümmerte Koniferenstrauch, unnahbar umstarrt von struppigen Nadeln, deren kaltblauer Schimmer den Ein=

druck des Metallischen fast bis zur Täuschung steigert, liegt meist igelartig zusammengerollt am Boden. Der Oberstock setzt in zahllosen, eigensinnig durcheinander geflochtenen Zweigen gleichsam eben so viele Füße zur Erde und stemmt sich jeder Gewalt entgegen. Das Ganze ist undurchdringlich geschlossen, und nimmt gern eine runde, seltsam geschorne Perrücken- oder Pilzgestalt an, als habe Flora oder ein neckischer Rübezahl die Taxusfiguren eines altfränkischen Parks kopirt. Auch in dem herben Duft der Nadeln und mehr noch der reif und unreif durcheinander gemischten Beeren spricht sich die strenge Natur des Strauches aus. Erhebt dieser sich zu baumartiger Höhe, dann bildet er wohl eine Pyramide oder setzt gothische Thürmchen aneinander; immer bleiben seine Formen hart und grotesk, und nur die Schößlinge, die troddelartig spielend herabhangen, geben ihm etwas Weiches. Der Stamm ist von zäher Lebenskraft — daher auch sein Name [1]) — und ohne der Rinde sehr zu bedürfen, wirft er diese leicht ab, indem er nun seine im Sturmkampf gehärteten und gleichsam zu Spiralen zusammengedrehten Holzmuskeln aufdeckt. Ohne Zweifel ist der Wachholder die bedeutendste, wenn auch nicht die herrschende Charakterpflanze der Sandheide. Um ihn her, genährt durch den verdorrten, rostfarbenen Nadelabfall, siedeln sich Vaccinien an, besonders Heidel- und Preißelbeere (Vaccinium Myrtillus und Vacc. Vitis ideae), die bekanntlich einen wichtigen Handelsartikel bilden. Ihr lederartiges, dem Buchs ähnliches Blatt legt sich in einen dichten Teppich zusammen, dessen Immergrün gemischt mit den blauen und scharlachrothen Beeren und der schämig versteckten weißlichen Blüte Auge und Fuß des Wanderers freundlich verweilen heißt.

Durchschreitet man in der Hitze eines Spätsommers die Heide, so folgt man gern diesem Winke. Unbewegt, wie eine krystallene Glocke, steht das Himmelsgewölbe, die Sonnenstrahlen spinnen flimmernd über der Steppe, aus der da und dort einzelne Sandblößen — Rinnsale einer versiegten Lache — wie gebleichtes Gebein hervorstarren, indeß

der Horizont sich in fahles, dunstiges Halblicht hüllt, das der wasserlose Boden und das bräunliche Roth der Blüten nur erhöht. Keine Wolke zieht durch die Luft, kein Schatten über die Erde. Umsonst horcht das Ohr nach einem anderen Laute, als dem Geschrill der Heuschrecke, das in seinem eintönigen Gezitter ganz zu der zitternden Mittagshitze stimmt und von Schritt zu Schritt den Wanderer begleitend, gleichsam das singende Sieden der Atmosphäre darstellt. Das Gefühl der Einsamkeit ergreift die Seele. Aber es ist nicht jenes erquickende der Waldeinsamkeit, in der wir immer ein leises Wehen und Weben der Schöpfung zu hören glauben, auch nicht jenes andachtvolle, mit dem wir vor den Trümmern untergegangener Größe stehen, sondern das bange, bedrückende der Leere. Schwermuth, Todesschwermuth ist der Ausdruck dieser öden Gefilde.

Vergebens auch beginnt Fata Morgana ihr Spiel. Ein Nebelgewebe zuckt über den Horizont, schattenhafte Bäume heben nickend ihre Wipfel, eine ganze Landschaft breitet sich aus, wie im Wellenschlage auf- und abschwankend. Aber bald zerfließt der unheimliche traumartige Zauber, und nun schießen rosenrothe Streifen vom Himmel nieder. Dampfend steigt aus all' den Myriaden Blütenkelchen ein aromatischer Odem. Wie er die Scene, die im grellen Tageslicht dalag, als der ausgebrannte Herd eines mächtigen vulkanischen Feuers, duftig zu verschleiern beginnt, so umfängt er auch sänftigend das Gemüth. Es sammelt sich zu ruhigerer Betrachtung und richtet sich achtsam auf das Kleinleben, welches sich, vorher unbemerkt, jetzt vor ihm entfaltet. Murmelndes Gesumm klingt heran. Es sind Bienen, die hier auf ihrer süßesten Weide zu Hunderttausenden schwärmen und die würzige Labe bereiten. Schon die Römer priesen den Heidhonig (mel ericaeum) am höchsten, und der norddeutsche „Immker", als Halbslav ein ächter Bienenvater, unterläßt nicht, jährlich sein fleißiges Zwergvolk auf einige Wochen hierher zu bringen. Am Rande der Heide stehen die Körbe ganzer Dorfschaften, die „Immenzäune", unbewacht: denn

die Einsamkeit selber hütet sie. So folgt die Kultur dem Wanderer auch in diese Abgeschiedenheit, und dasselbe kleine Insekt wird ihr Bote, welches jenseit des Oceans, dem rothhäutigen Indianer noch heute der Herold der Civilisation, der sichere, aber unwillkommene Ankündiger des „weißen Mannes“ ist. Mit dem träumerischen Gesurr der Bienen mischt sich von Zeit zu Zeit der tiefere Laut der Hummel, die langsam vorüberdröhnt, wie ein verhallender Orgelton. Motten schwirren auf, goldschillernde Laufkäfer schießen gierig vorbei einer armen Raupe nach, ein sammtschwarzer Trauermantel sonnt sich am Boden, wählig die Flügel auf= und zuschlagend, als blinzle er verschlafen, die Eidechse schlüpft durch das Kraut, die Feldmaus lugt mit schwarzen Augen hervor, während dort die Erdspinne auf einen Fang lauert und verwundert die Ameisenpatrouille passiren läßt, die, scheint es, ihre neue Ansiedlung vor dem Ueberfall eines feindlichen Stammes zu hüten hat. Ueberall raschelt's und wimmelt's in der unendlichen Pflanzendecke. Hundert wundersame Würmchen ohne Namen umkrabbeln, umkriechen, umwühlen das staunende Menschenkind und freuen sich in stiller Lust der Blütenwildniß. Und wahrlich, sie ist schön! Das todtgraue Kraut hat sich in einen Garten verwandelt, und beschämt und mit steigender Theilnahme betrachtet jetzt das Auge, das sonst nur ungeduldig in die Ferne schweifte, die Fülle des reizenden Tandes umher. Wer könnte die Zier und Mannigfaltigkeit dieser Blüten und Knospen schildern? „Dort hängen sie wie die reinsten Perlen an den schlanken, schwanken Stiel gereiht, hier wiegen sie sich wie Korallenkügelchen an einem hellgrünen Seidenfädchen; diese ist ein Miniaturbild der Hagrose, jene weiße gleicht einer Beere; hier zittert ein Alabasterglöckchen, das dieser kleinen Welt vielleicht zur Hora läutet, dort dreht sich ein Atlaspantöffelchen in der sonnengetränkten Luft, und da schwankt ein weiß und roth gefärbtes Fläschchen, diese Blüte gleicht einem Turban, und jene hat ganz die Farbe und die Form eines silbernen Trompetchens.“ Ist es nicht, als sei ein Elfenhaushalt aufgethan? Würde man sich

wundern, wenn die kleinen Unterirdischen, die zauberischen Sommergeister, aus ihren Schlupfwinkeln herbeikämen, mit diesen Turbanen und Perlen sich schmückten, aus diesen Fläschchen Honig schlürften, auf diesen Trompetchen musizirten? Nicht minder anziehend ist die Blättergestalt dieser Zwergbäumchen; mit dem dunklen Haar der Fichte und der Pechtanne wechselt das blaßgrüne Blatt der Weide und der Olive, der Schmuck der Tamariske und der Zeder. Und nun vergesse man doch ja nicht, daß dieses Blumenleben in eine Zeit reicht, wo auf der Wiese eben nur noch ein Weidenröschen, ein Augentrost, eine Skabiose blüht und im Garten Dahlie und Aster verschüchtert herabschauen auf die sterbenden Sommerfarben [1]).

Ein heiserer Schrei hoch aus den Wolken zerreißt mit einem Male diese Bilder. Wir blicken auf. Ein Adler schwimmt einsam in majestätischen Kreisen über unsere Häupter dahin, bis er jetzt mit ausgebreiteten Flügeln im Blau steht, „bewegungslos bewegt, wie der verkörperte Luftgeist selber.“ Welche unsichtbare Hand hält ihn in der schwindelnden Höhe? Und auf welche Beute späht sein Auge? Ist es ein versprengter Damhirsch, ist es Reineke oder Lampe, sein bethörter Freund, der hier — bei Hüsterloh und Krekelborn — ein zahlreiches starkes Geschlecht zeugt? Doch es bleibt nicht Zeit zu sinnen, denn schon neigt sich mählich die Sonne herab. Ein leichter Hauch hat den Himmel umflort, dessen milchichtes Blau nun jenen blassen Ton zeigt, der über den Tagen des Spätsommers so sehnsuchtsvoll liegt. Dann und wann sinkt müde eine Wolke dem Horizonte zu, in die fernen, dunklen Waldleisten hinein, und wo vorher der trübschwüle Dunst des Mittags kochte, ziehen jetzt langgeschwungene, verwaschene Streifen dahin. Matter schimmert der Tag, aber noch wirft er sein vollstes Licht in die zahllos ausgespannten Fäden der Wanderspinne zu unseren Füßen. Seltsames Gewebe, Braut- und Wittwenschleier der Natur zugleich! In den Spiegel eines Sees hat es die Fläche umher verwandelt, und darüberhin flicht der Sonnenstrahl den silbern zitternden Steg. Wir

folgen der Lichtspur, hügelan, thalab, an mancher einsamen Föhre, an manchem flüsternden Birkenstrauch vorüber, indeß die Heidelerche ihr liederfrohes Herz über uns austönt und uns immer tiefer in sanfte Wehmuth wiegt.

Da hebt sich eine kahle, lange Linie empor: ein Damm zum Schutz irgend eines Wassers. Wasser! Wasser in dieser Dürre! Ein murmelnder Bach, ein kühler Trank, ein frischer Rasen: welch lockendes Bild! Aber das Bett ist leer. Lautlos kriecht ein dünner Schlammfaden darin fort, dessen schwefeliges Salz jede Labung versagt. Statt des grünen Ufers wüstes Geröll, meist Feuersteine in ihrer weißen Kalkschale, dazwischen ein Echinit, ein Donnerkeil oder ein anderes seltenes Spielzeug Neptuns.

Wie der Damm allmählich sich senkt, ändert die Landschaft sich zusehends. Ein dunkler, feuchter, vom starken Eisengehalt hie und da braunroth gefärbter Boden verkündet das Moor. Noch erinnert dieser Name an das Meer, und in der That bildet das Wasser einen Hauptbestandtheil und den eigentlichen nährenden Schoß dieser Erdform. Modernde Reste von Sumpfpflanzen, durchschossen mit verwitterten Stämmen, den Trümmern eines längstbegrabenen Waldwuchses, zähes Moos, das aus dem Untergange immer neu hervortreibt und manchmal Schichten von zehn Fuß und mehr bildet, haben sich hier zu einem dunklen Gemenge, gleichsam zu einem großen, wasserhaltigen Schwamme zusammengelegt. Das ist der Torf, getrocknet das Brennmaterial des Landes, und zwar schon seit Plinius Zeiten, der von den Bewohnern dieser Gegenden sagt, daß sie „Erde brennen“ [1]. Vorsichtig schreiten wir weiter, denn immer tiefer sinkt der Fuß in den elastischen Grund, und bald taucht nur Hügel an Hügel auf, die man springend erreichen muß, will man nicht in den Sumpf gleiten, der in tausend schwarzen, gährenden Adern durch das Moor schleicht. Dürre Binsenspeere, ein hartes, unbewegtes Riedgras mit weißer Wollflocke sonderbar behängt, ein blätterloses Moos, zuweilen einmal der duftige Strauch

der Rosmarinweide (Salix rosmarinifolia) bilden die Decke dieses Chaos, als sei hier das Leben im Hauche nasser Kälte erstarrt, während es auf der Sandheide der Glut einer unverhüllten Sonne erlegen schien. Es ist grauenhafte Oede, die dich umgiebt, nur belebt von dem dunklen Gefieder und den eintönigen Rufen der Wasservögel. Mit dem seltsam dumpfen Getöse der Rohrdommel und dem klagenden Laut des Regenpfeifers mischt sich das Schnarren des Wachtelkönigs, das Schrillen der Schnepfe und das bange Gekreisch des Kibitzes, der ruhelos wie ein gebannter Geist seine Veste umirrt. Tiefer hinein liegen ebene, fahlschimmernde Strecken. Der Unkundige hält sie leicht für festes Land, aber es sind Schlamminseln von unergründlicher Tiefe, durch die nur wenige gefahrlose Furten leiten. „Bebemoor" nennt sie der Heidbauer. Ein Tritt des Fußes läßt die Fläche weithin erzittern, aber wehe dir, wenn du nicht schnell dich wendest! Du sinkst langsam, doch rettungslos, und stumm schließt sich über deinem ungehört verhallenden Todesschrei der schwarze Abgrund. Nur Vögel haben hier sichere Zuflucht, und selbst der Fuchs vermeidet vorsichtig den gefürchteten Bruch, über den seine leichten Sohlen ihn nicht mehr hinwegtragen. Zuweilen sammelt sich der Sumpf in schwarze, schweigende Wässerbecken, aus denen das Antlitz der Sonne leichenhaft hervorschaut, als klage es ein Verbrechen. Dort spreizt sich in ekler Ueppigkeit der Schierling und auf dem breiten Geblätter der Nymphäen lagern im Mondschein Unholde und Nixen. Naht ihnen der Wanderer, so schlingen sie um ihn den grausigen Reigen, winken und rufen dem entsetzt Fliehenden und ruhen nicht, bis sie ihr Opfer erreicht, oder der dämmernde Strahl des Morgens sie in ihr dunkles Reich zurücktreibt.

Wir wenden uns scheu und athmen erst wieder freier, nachdem wir die Höhe erstiegen haben. Und siehe da! in der Ferne kräuselt sich luftig — wir täuschen uns nicht — eine blaue Rauchsäule hinan. Es ist ein überraschender, fast heimischtrauter Anblick, wie der zarte Duft leise in den blauen Aether verrinnt, und hier — in der einsamen Heide —

mag man sich wohl in die Seele des göttlichen Dulders Odysseus hineinfühlen, wenn er im Bann der Fremde sich sehnt, nur einmal den Rauch von seiner väterlichen Insel emporsteigen zu sehen. Aber was deutet dieses Zeichen uns? Ist es ein gastlicher Heerd? oder nur ein still verglimmender Erdbrand? Das Geläut einer Blechglocke, das eintönig und dennoch nicht unmelodisch daher klingt, löst den Zweifel. Wir sind einer Heidschnuckenheerde nahe. „Un peuple sauvage, nommé Heidsnuks!“ hatte jener Franzose an seine Regierung berichtet, als man ihm gesagt, in dieser Gegend lebten nur Heidschnucken. Er hatte vielleicht an Heiducken gedacht und jenen auch vielen Deutschen unbekannten Provinzialnamen der nordischen Steppenschafe so in komischer Weise mißverstanden. Nun, da ist es denn, das wilde Volk der Vließträger! Und allerdings hat dieser „Negerstamm unter den Schafen“, klein, schwarz an Kopf und Füßen, eine gewisse kecke Behendigkeit vor dem trägblökenden, fettschwänzigen Zuchtschafe voraus; sein frisches Auge, seine emporschnellenden, possirlichen Sprünge erinnern, um nicht zu sagen an das Reh, doch an die Ziege, wie denn auch seine Wolle ziegenartig straff ist, so daß sie einst ein Leipziger Kaufherr für Hundshaar erklärte. In munteren Gruppen bewegen sie sich um den „Master“, den Hüter der Heerde.

Diese Schäfer bilden fast die einzige menschliche Staffage der Heide, und es läßt sich nicht läugnen, daß das einsiedlerische Nomadenleben derselben, welches sie, wenn auch in engem Kreise, wandernd von Weide zu Weide führt, gleichsam außer der nüchternen Ordnung des übrigen Lebens sich bewegt und in vollem Einklange steht mit der einsamen Poesie dieser Natur. Aber freilich der „Master“ ist kein schwarzbärtiger Juhaß, der die Bunda malerisch über die Schultern geworfen, stolz wie ein Pußtenkönig auf seinem Stabe lehnt; er ist kein Kampagnole, der den Spitzhut tief in's Bronzegesicht gedrückt mit feurigen Augen den unbegrenzten Horizont beschaut. Er gleicht ihnen so wenig, als die deutsche Heide den Heiden Ungarns oder der ruinen-

bedeckten Wahlstatt der alten Roma gleicht. Der Kampagnole schwingt in der sehnigen Faust die Lanze, aus dem Gürtel des Juhaß blitzt der Dolch, und den Gascognerhirten, wenn er auf hohen Stelzen die Sümpfe der „Landes" durchsetzt, begleitet allenthalben die sichertreffende Flinte. Dieser romanisch-ritterliche Schein, der auch wohl etwas vom Räuber haben mag, fehlt dem Heideschäfer ganz und gar. In den weißwollenen, innen roth ausgekleideten Mantelrock gehüllt, mit den blauen Augen in's Weite starrend, sitzt er auf einem Baumstumpf und — strickt. Vielleicht flicht er auch einen Korb, oder er schnitzt einen Löffel, einen Holzschuh oder ein anderes Stück seines einfach-rohen Hausraths. „Er wendet sein rothwangiges, eben nicht reines Gesicht auf Dich; aber er öffnet den Mund nicht, um Dir zu sagen, daß er Dein Hochdeutsch nicht versteht. Sprechen ist eine Kunst, die er so selten übt, daß er vor einem Fremden die Anstrengung nicht machen will"[1]). Dennoch ist er nicht ungastlich, und müht sein schwerer, rother Finger sich auch jetzt mit der Nadel, so erprobt er doch zuweilen die Faust im harten Strauß. Der Adler schwebt über seiner Heerde, stürzt herab und packt ein Stück; der Wolf, aus den polnischen Wäldern verschlagen, bricht in die Hürden und mordet die hülflosen Thiere zu zehn und mehr. In solchem Falle gilt es dann freilich auch ein Beil, ein Schlachtmesser, gelegentlich ein Feuergewehr zu gebrauchen und im Kampfgemenge etwas zu wagen.

Der Schäfer weist uns mehr mit Gebärden als mit Worten die Richtung, die wir einschlagen müssen, um auf die große Heidstraße zu gelangen. Sie führt nach Hamburg. Heut zu Tage wird sie allerdings nur wenig betreten, wo der eiserne Schienenweg seinen Ring um die Heide geschlagen hat, und mit Blitzesschnelle den Reisenden seinem Ziele zuträgt. Wie eine Geisterkaravane donnert der Zug am Rande der Einöde vorüber und läßt seine Dampfwirbel in wunderbaren Gebilden auf der braunen Fläche verflattern, während der Heidbauer staunenden Blicks das fabelhafte Roß verfolgt, dessen Schnaufen

noch weithin durch die stille Luft klingt.. Die alte Hansastraße ist bald erreicht. Aber was für eine Straße ist das? Hundert Gleise neben einander, in allen Richtungen zersplitternd, als habe jedes einzelne Gefährt seine irren Furchen zurückgelassen. Man überläßt sich wahllos dem Zufall, denn all' diese Spuren führen zum Ziel. Nur behalte man achtsam die hohen graubemoosten Signalstangen im Auge, die, von Zeit zu Zeit auftauchend, die Wegweiser ersetzen. Davoust hat sie einschlagen lassen, als er — mich dünkt im Jahre 1813 — eine der französischen Heersäulen durch die Heide führte.

Seitab in einer Senkung verloren, liegt die Hütte eines Torfgräbers. In ihrem spitzigen Rohrdach, das wie eine finsterbuschige Augenbraue tief herabhängt über das niedrige Fenster und die niedrige Thür, gleicht sie fast einem jener indianischen Grabmäler Nordamerika's. Daneben zieht sich ein Feldstreifen hin; aber die hungernden, nothreifen Halme thun dem Auge nicht wohl. Es ist ein karges Stück Brot bei viel Arbeit und Schweiß, und nur der Buchweizen[1]), ein aus lauter Gelenken aneinandergesetztes, niedriges Kraut, gedeihet und liefert dem Heidbauer in seinen Körnern ein Hauptnahrungsmittel und den Bienen in der weißröthlichen Blüte eine reiche Weide.

Inzwischen ist die Sonne hinabgesunken. Halbverhüllt in Wolken, die wie Rauch um ein Opferfeuer ziehen, steht sie am Horizont, und wirft flackernde Strahlen über die Landschaft. Immer weiter wachsen sie hinaus, immer röther brennt der Abend, immer tiefer wird über uns das Blau. Nun fachert im West nur noch eine dunkle Flamme und wirft einen langen, glühenden Blick zu uns her, und nun ist auch diese verloschen; aber die Brandstreifen schlagen purpurn zum Himmel auf. Das Schauspiel, welches in solchen Augenblicken die Heide bietet, ist großartig. Die feurigen Fernlinien, auf denen dort ein Tannicht seine düstern Kandelaber emporstreckt oder ein einsamer Zugbrunnen den Arm wie drohend in die Luft hebt, der trübaufleuchtende Spiegel eines Moorkolks, die schwarzen Erdmassen, in welchen

hundert Elemente gestaltend zu gähren scheinen, die abenteuerlichen Wolkenformen, die Drachen und Ungethüme, die sich jetzt im Ost heraufwälzen, dazu aus der Höhe der schmetternde Trompetenton eines Kranichzuges: das Alles tritt zu einer grandiosen, magischen Wirkung zusammen. Es ist, als wandle die Riesin Sage in wallendem Königsmantel, in der Hand das funkelnde Schwert, auf dem Haupt die blitzende Krone, über die Heide und rühre die Gräber an und wecke die schlafenden Hünen, daß sie aufstehen und das Nebelroß besteigen und zu Speer und Streitaxt greifen. Aber freilich hier haben sich keine Heldengeschlechter gebettet. Der romantische Zauberduft der schottischen Heiden weht nicht über dieser Ebene. Selbst jene großen Steinringe — jene Dingstätten und Mäler der alten Stammhäuptlinge — die den ganzen Norden bedecken, zeigen sich hier nur stellenweise, und die Schlachtfelder, auf denen in grauer Zeit Sachsen, Wenden, Friesen und Jüten zusammentrafen und bis zur Vernichtung kämpften, muß man weiter hinauf, auf dem schleswig-holsteinischen Landrücken suchen [1]. Unsere Heide ist ein leeres Blatt in dem blutigen Codex der Geschichte.

Immer dämonischer gestaltet sich's umher. Während das letzte Abendroth in der Dämmerung stirbt, stiehlt sich fahl und scheu der Mond herauf und zieht die Nebel aus der Moortiefe. Nun verfließt Luft und Erde zu einem grauen, todten Schein, in den der Schatten des Wanderers sich wie ein gigantisches, ungeheuerlich schreitendes Gespenst hineinzeichnet. Alles wächst in's Schranken- und Formlose, die langen Flächen liegen wüst und weit wie die Gefilde des Hades und die Nebel ziehen in schweren, grotesken Geschwadern schemengleich auf und ab. So wird man sich die Scene denken müssen, in welcher Shakespeare die Hexen über Macbeth den Schicksalsspruch rufen läßt; auf einer solchen Heide hütet Fafnir seinen Schatz.

Aber jetzt blitzt ein Licht auf, und ehe wir's denken, stehen wir vor einem Hause, das zottige Hunde wachsam umkreisen. Wir sind „in Konstantinopel". Denn dies ist der sonderbare, aber doch

nicht witzlose Name des einsam, mitten in der Heide belegenen Wirthshauses oder „Kruges". Ein paar stämmige, verknorrte Eichen, ein Quell, eine Handvoll fruchtbarer Erde und die Ansiedlung war da. Das Gebäude streckt sich lang und niedrig hin, denn es ist ein echtes Bauernhaus: ein steil aufgestaffeltes Strohdach ohne Schornstein, auf der First noch ein fußhoher Kamm von Heidekraut, darüber ein zersetztes Storchnest zutraulich herabgrüßend, während aus dem Giebel das uralte Sachsensymbol, der holzgeschnitzte Pferdekopf bedeutungsvoll herausschaut. Wir treten ein, von neugierig starrenden Augen gefaßt. Statt der Lampe „schwält" ein Kienspan, und das braungebeizte Holzwerk der Stube nimmt sich eben nicht freundlich aus; aber das Gemach ist luftig, die Dielen mit weißem Sande bestreut, die Wände sauber gefegt. Der Eindruck der Reinlichkeit hat immer etwas Wohlthuendes, und hier wirkt er sogar überraschend. Man fühlt sich heimisch, das einfache Mahl — Ziegenmilch, Brot und Honig — wird gern geboten und schwelgend genossen, und bald nimmt den Müden das Strohlager auf. Er sinkt, vom monotonen Ticken der Holzuhr eingewiegt, in tiefen Schlaf und träumt von räuberischen Czikosen, von braunen Zigeunern, die das Feuer schüren und das Cymbel schlagen, oder von dem einsamen Blockhause der Savannen, bis der Morgen ihn zu neuer Wanderung weckt.

Das ist die Binnenheide. Sie mag dem Ackerbau wahrscheinlich für immer entzogen sein. Aber dem Rande zu, wo kein Sand den befruchtenden Regen hindurchläßt, und ein Flüßchen sich nährt, da winkt manche Oase, und Buche und Eiche gruppen sich auf grünem Rasen und überdecken das freundliche Gehöft eines behäbigen Edelbauern, der dann freilich Heidebilder in hellerem Kolorit zu zeichnen weiß.

III.

Der Nadelwald.

> Natur! hier fühl' ich deine Hand
> Und athme deinen Hauch,
> Beklemmend dringt und doch bekannt
> Dein Herz in meines auch.
>
> Fr. Schlegel.

In großem Maßstabe wiederholt die Ueberkleidung des Erdreichs durch geselliges Gras und Kraut der Wald[1]). Massenhaft bedeckt er den Boden, von Wurzel zu Wipfel tausend Adern schwellend. Er sammelt zahllose Pflanzengeschlechter um sich her, birgt und erhält zahllose Thiere, und die Wolken des Himmels und die Quellen der Tiefe nähren sich aus seinem Schoße. So umschließt er eine ganze Welt. Die Natur, in der wir sonst fast überall der Arbeit des Menschen begegnen, ist hier mehr als irgendwo noch mit sich allein, und indem sie ihre Stille und alle die verborgenen Wunder öffnet, versinkt hinter uns das gewohnte Dasein mit seinen Kämpfen und Wirren.

Der Wald wirkt daher ganz anders als Heide und Wiese. Könnte man jene elegisch, diese naiv nennen, so würde er romantisch heißen dürfen.

Denn der Wald hat ein Mysterium. In ungestörter Ursprünglichkeit schafft und webt die Erdenkraft; blühendes und welkendes Leben, Licht und Dunkel, die kühnsten und die weichsten Gestalten mischen sich labyrinthisch, ein unsichtbares Sausen und Flüstern zieht durch die stillbewegte Wildniß, der klare, herrschensgewohnte Sinn des

Auges fühlt sich überwältigt in der verworrendrängenden Fülle, das Ohr wird von den leisen schwebenden Stimmen wie in einen Traum gesungen, und hundert Fäden spinnen geheim um's Herz. Alles vereinigt sich zu einem einzigen großen und ahnungsvollen Gesamteindrucke. Wie wenig Anderes in der Natur regt er die Phantasie auf. Aber der Zauber des Waldes ist ein heilender; aus seinem Liede hört der Dichter den Gesang der Himmel, und aus seinem Odem weht Frieden in die Seele.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle;

Es rauschet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodieen. (Lenau.)

Allein wer so den Wald preist, pflegt dabei vorzugsweise nur an den grünen, fröhlichen Hag zu denken, wo zwischen Eichen- und Buchenstämmen die Birke sich schaukelt, wo unter Hasel- und Brombeergesträuch Maiblume und Waldmeister duften, die Anemone weiße Sterne säet, und im Grase eine Sylvie ihr heimliches Nestchen baut.

Und allerdings zeigt nur das Laubholz die volle Schönheit des Waldes. Der Nadelwald ist ihm gegenüber arm und reizlos, und ungastlich schließt er das Thor, während jener mit tausend offenen Armen winkt. — Sein höchster Mangel ist der des Laubes. Zwar fehlt es auch ihm nicht ganz; aber aus dem lieblichen Schmuck ist beinahe eine Waffe geworden, denn streng alles Leben in sich zurückziehend umkleidet sich dieses Baumgeschlecht mit einem Gürtel dunkler, starrer Spitzen. Wer erkennt in den grätenartigen Nadeln noch das Blatt? Sind das jene immer bewegten, immer flüsternden Zungen des Waldes? jene grünen, zierlichen Fächer, in deren durchsichtigem Gewebe die Lichter buhlend spielen? jene luftigen Flügel, die im Frühling unsere Seele so

freudig mit in den Himmel hoben, und die im Herbst so matt herabfallen und auch uns zurufen: Hinab! hinab!? Ein welkes Blatt, langsam und lautlos niederzitternd zu tausend lautlos dahingesunkenen, stillgebetteten Blättern, vom mitleidigen Strahl leise und doch vergebens umspielt — o wie rührt dieser Anblick immer von Neuem das Gemüth! Im Nadelwald tritt er uns nicht entgegen, und wie wir da das Sterben der Natur nicht sehen, so sehen wir da auch nicht ihre verjüngte Lenzgestalt. Es scheint, als sei die Nadel ohne Empfindung des Lichtes und des Lebens. Der Frühling, der Winter geht an ihr vorüber, und wenn sie nach Jahren, ja nach einem Jahrzehnt [1]) vom Baume bricht, sprangen längst unzählige andere hervor.

Ebenso dürftig-einfach als der Blattwuchs ist auch die Zweig- und Stammbildung und selbst die Umgebung der Bäume. Im Schwarzwalde darf man nicht die wechselvollen Gestalten und Trachten des Laubholzes suchen. Einförmig steigt die gerade Linie der Stämme empor, in regelmäßigem Winkel ein Stockwerk von Zweigen auf das andere setzend. Der ganze Umriß des Waldes ist scharf, wandartigstarr und dicht, die lockeren Linien der Laubbäume fehlen durchaus. Kein duftiges Geisblatt, kein flatternder Hopfen schlingt seine Windungen um den ehrwürdigen Trotz alterszerrissener Stämme; keinen lustigen Busch, keinen blühenden Dorn dulden die düsterschattenden Gänge; spärlich unterbrechen Blumen den Moosteppich, und auch das Lied der Vögel klingt einsam durch die Stille. Nur das weichere Abendlicht scheint zu diesen Bäumen zu stimmen; das thaufrische, heiterkräftige Bild eines Morgens im Walde gibt ein Tannicht verhältnißmäßig am wenigsten.

Aber was dem Nadelwalde in dieser Weise abgeht, ersetzt sich in anderer, und Niemand wird den dunkeln Forsten des Harzes oder des Erzgebirges charakteristische Schönheit absprechen wollen. Schon daß sie allein fortgrünen mitten in der weißen Nacht des Winters ist ein Vorzug, welcher viele Mängel aufwiegt und diese Wälder dem Menschen gleichsam näher an's Herz pflanzt. Am wenigsten schön ist der

Kieferwald (Föhre, Pinus silvestris). Ueber sandige Ebenen hinziehend, mit einer trübstaubigen, schwülen Atmosphäre erfüllt, ermüdet sein ödes Einerlei, das noch entschieden an die Unwirthlichkeit der Heiden erinnert. Die monotone Linie des Bodens läßt die Monotonie der Pflanzenform in ihrer ganzen Armuth hervortreten. Nur am Rande, wenn Wind und Sturm die Flanken des Waldes fassen, heben sich aus der Masse einzelne malerische und oft bizarr verknorrte Bäume ab. Wir verlassen sie, und nachdem uns Ahorn und Buche ein munteres Geleit hinauf gegeben haben zu den Hügeln und Bergen, empfängt uns oben, auf freieren Gipfeln, die ernste Pracht der Tanne (Weißtanne, Abies pectinata) und Fichte (Rothtanne, Abies excelsa, Picea vulgaris).

Mit diesen Bäumen deckt sich der Rücken unserer Gebirge, und hierher gehören die grünen stolzen Thürme. In der Fläche würde auch der Tannenwald nicht viel wirken. Auf den Stuhl der Wolken, wo aus granitnen Pforten die Wildwasser brechen, stellen sich die Mauerstürmer und pflanzen siegendes Leben. — Ein kleines geflügeltes Samenkorn treibt aufwärts mit den Frühlingslüften, endlich fällt es müde in die Mooshülle der Felsen. In der warmen Feuchte keimt es, streckt suchend die Wurzelfinger umher, klammert sich an den geöffneten Spalt und saugt die Nahrung einer Erdkrume. Je tiefer, je dreister steigt es hinab. Thau und Nebel und Licht kommen dem Flüchtlinge zu Hülfe, der Sprühregen des Gebirgs wird seine Amme: so wächst er muthig und schlank hinan. Aber der Geist der Berge hat ihn gezeichnet. Dichter zieht er um sich den Nadelmantel, schwerer senken sich die Zweige, es ist über ihn gekommen wie ein dunkles Geheimniß. So steht auf ihrem Throne die Tanne, die Fichte, als fühle sie ein Sehnen dort unten nach dem Rauschen der Haine, als horche sie vergebens in die Wolkenöde hinauf nach dem uraltgoldenen Märchen vom Frühling und seinen Blumen und Nachtigallen.

Und zu Millionen drängen sie sich über die Höhen, hinab zu den Schluchten und wieder hinan, reihenweis übereinander emporsteigend:

ein einziges, in immer gewaltigeren Bogen hinausgreifendes Waldmeer, dessen Wellen plötzlich erstarrten. Denn so dicht und fest stehen die Wipfel zu den Füßen des Wanderers, als könne er über sie hinschreiten, bis wo dort die Bergketten zu Thal ziehen und ferne flimmernd die Ebene sich dehnt. Nur Eine Farbe sieht das Auge, aber in welchen unendlichen Abstufungen und in welcher unendlichen Ruhe! Vom Schwarz beschatteter Klüfte, durch Lichtgrün sonnebeschienener Höhen geht es fort in dunstendes Grau, in schieferiges Blau und schwimmt immer weiter, immer zarter hinaus bis zum duftigsten Gedämmer des Horizonts. Da und dort wallt die langsame Dampfsäule eines Meilers oder die wirbelnde eines Hochofens, wie Eilande leuchten die Bergwiesen, während die nackten Giebel der Felsen abenteuerlichwild hinunterblicken. Draußen aber über die Ferne gleiten Wolkenschatten breit und verdunkelnd und dann wieder helle Felder aufdeckend, eine Flußlinie blitzt auf, eine Ruine, ein Thurm hebt die graue Spitze aus dem Schimmer. Das Alles liegt weit und verschollen hinaus. In diese Einsamkeit dringt Nichts von dorther, und man denkt an Uhland's Wort:

Wir sehn in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehn.

Der heiße Sonnendunst lagert sich dichter. Die Waldnacht winkt. Da stellt sich Säule an Säule zu endlos dämmernden Hallen. Die Stille eines Münsters zieht durch sie hin, schwermüthig-einsam, feierlich-düster, und das Auge blickt staunend und fragend die Pfeiler hinan, deren schwarze Zweige wie Trauerfahnen herabhangen. Nur unter Tannen und Fichten brütet die Sphinx des Waldes. Mit bannender Gewalt tritt das alte Naturräthsel den Menschen an: das Ahnen und Sehnen der Kreatur ergreift seine Seele. In der That, wenn irgend Etwas in der Pflanzenwelt an die große Verwandlung und Erlösung zum Leben mahnt, welcher alles Geschaffene entgegenringt, so ist es das ragende Dunkel, die schauernde Stille dieser Wälder. Die Wasser rauschen von den Hügeln in alle Lande, das Ewige zu

suchen; das Feuer richtet sich geraden Zuges zum Himmel hinauf, es zu finden [1]): so gleicherweise thürmt das Gebirge das Gedräng seiner Gipfel empor, und darüber hinaus schauen die Waldhäupter, die Warten der harrenden Erde. Und wie das Gemüth in gläubigem Sinne die Hieroglyphe der Natur sich deutet, so erzählen auch dem betrachtenden Forscher diese Baumgestalten von den erschütternden Wandlungen des Erdlebens. Sie führen ihn zurück in jene unvordenklichen Zeiten, da die Veste noch unbetreten von dem Fuße des Menschen, unfähig höhere Formen zu entwickeln, sich in das Gewand nadeltragender Wälder hüllte, da ungeheure Wasserstürze die finstern Waldinseln unter Trümmern begruben und in langem Wechsel aus der Zerstörung neues Leben wuchs, um von Neuem unterzugehen. Jene Lager der Steinkohle, welche unserem Gewerbfleiße unerschöpfliche Schätze geöffnet haben, sind ja nichts Anderes, als die Riesengräber untergegangener Nadel- und Farrnvegetationen, und Jahrtausende haben an ihnen gebaut. Daher blickt uns denn wirklich von diesen Bäumen statt des „jugendfrischen Antlitzes" der Gegenwart ein altergraues der Vorzeit entgegen, und jene Waldpatriarchen im grotesk-ehrwürdigen Schmuck ellenlanger Flechtenbärte (Usnea) scheinen wie Häuptlinge, die ihre schwarzen verfolgten Völker sammelten, um hier oben, in der Wildniß der Berge, eine Zuflucht zu suchen. Und freilich, Kultur und Barbarei, beide haben seit Jahrhunderten unermessene Waldstrecken niedergeworfen. Deutschland, Frankreich, Spanien waren nach den Zeugnissen der alten Römer von großartigen Waldungen bedeckt; selbst über viele jener steppenähnlichen Heiden schattete vormals prangender Baumwuchs. Und der edelste dieser Bäume, die „duftgesalbte" Zeder, durch deren Schatten einst Israels fromme Harfe klang — wer wüßte nicht, daß sie längst aufgehört hat, der Stolz Libanons zu sein [2]), und schon fast selber zu einer heiligen Sage geworden ist?

Doch die Phantasie sucht nach anderen, erfreuenderen Bildern. Sie durchbricht die melancholische Verschlossenheit umher und findet auch

hier überall Leben und Wechsel. Das Auge unterscheidet den frisch-grünen Schimmer junger Nadeltriebe von dem satten Dunkel der älteren, den strafferen Wuchs der Tanne, mit gehaltenem, derben Geäst und keck aufgerichteten Zapfen von dem weicheren des Schwesterbaums und dem dichten Behang seiner Zweige und Früchte. Jene baut hohe Kuppeln, diese gipfelt sich zu Pyramiden. Dazwischen tritt wie verschüchtert mit den lockerzerflirrenden Nadeln die Lärche (Pinus larix), und über all' den Bogen und Spitzen haucht der Odem des schlafenden Waldgeistes. Langsam und ruhig sausen die Nadeln, zuweilen lauter aufwallend und dann wieder sachte ausschwingend, als verrinne droben der Strom der Lüfte. Es liegt etwas wunderbar Stillendes in diesem Getön; alle Leidenschaft löscht aus, alle Hast des Strebens ist beruhigt. Und würziger Duft quillt nieder. Voll und warm schwellt er die aufathmende Brust, und wie ein längst vergessenes, plötzlich uns entgegenklingendes Jugendlied mit einem Male die alten lieben Bilder weckt, so zieht mit diesem stillen, tiefsinnigen Duft, der um die Christnachtfreuden der Kindheit wehte, wonniges Erinnern in die Seele.

Aber auch zu unsern Füßen sproßt und regt sich Leben in Fülle. Dann und wann steckt ein Trupp von Pilzen die Köpfe hervor. Glatte, giftrothe Fliegenschwämme (Agaricus muscarius) stellen sich prunkend um den alten Ziegenbart (Clavaria crispa), dessen wunderlich wirres Haupt mit herabgefallenen Nadeln bedeckt ist, oder ein anderer dieses „Dämmergeschlechts" breitet seinen mückenumsummten Teller aus. Hier zwischen Steintrümmern und Platten wuchert dichtes, zähes Gebüsch der Preißel- und Heidelbeere (Vaccinium Myrtillus, V. Vitis idaea). Fußhoch steht es, und tropfengleich blicken daran die zarten Blüten; auch die fremdgestaltige Moorbeere (Oxycoccus) zeigt sich mit feinem, frischen Myrtenblatt, die Zierde jedes Brockenstraußes, und dazu gesellen sich tausendfüßige, tausendfingrige Flechten und Moose. Ueber Stein und Stamm und Pfad ziehen sie die lebenzeugende Decke. Hier sind es lange Fasern oder Fäden, da kriecht es raupenartig hin und dort streckt es

Korallenzacken; bald tragen sie ein Hörnchen, eine Tasche, einen Becher und bald ein lustiges Hütchen. Unerschöpflich wechseln die Formen dieser zwerghaften Pflanzenlarven und -Masken.

In einer Sandblöße zeigen sich dem schärferen Auge Trichterchen, klein und regelmäßig, als habe der spielende Finger eines Lüftchens sie gebildet. Es sind die Festungen des Ameisenlöwen. Bis zum Kopfe im Grunde versteckt lauert das listige Insekt auf seine Beute, und sobald eine Fliege, eine Ameise an den Rand des Kraters geräth, beginnt es einen Hagel von Sandkörnchen zu speien und setzt das Bombardement so lange fort, bis das Opfer zur Tiefe sinkt und unter den Zangen des Wegelagerers sein Leben läßt. Nicht weit davon sonnt sich eine Kreuzotter. Unwillkürlich schreckt der Fuß zurück vor der widrig unheimlichen Kreatur. Aber kaum hört sie den nahen Schritt, so löst sich die schillernde Spirale und gleitet raschelnd in's Heidekraut.

Wo aus verborgenen Zellen Wasser sickert, da riecht es frisch und kühl, und auf den dunkeln Sammet streut der Sauerklee (Oxalis) sein Blätterdrei. Die liebliche Pyrola (Waldmangold) stellt sich ein, nach Schneeglockenart das weiße Blumenrad neigend, der Stern des Schirmkrauts (Trientalis europaea) grüßt, Adlerfarren wiegen ihre Wedel, der Huflattich (Tussilago) entfaltet das große unbewegte Tropenblatt. Wie gern folgt man dem grünen Saume, dem unter Blöcken fortbrodelnden Wasser nach! Es führt durch trauliche Kammern und Nischen, unter eng verschränkten Bogen hin, von denen die Nadeln leise rieseln. Ueber uns hat das Eichhorn Haus und Scheuer, hackt von Baum zu Baum fliegend der Specht, gurrt die Wildtaube. Ein Reh springt erschreckt unter Epilobiumstauden in die Höhe. Seine zierlich aufschnellenden Läufe schlagen knackend zusammen, und ehe man's noch recht gesehen, ist es verschwunden.

Inzwischen hat sich am Himmel eine dunkle Wolkenlast zusammengeballt, und Bergfink und Ammer, die Regenstimmen des Waldes, werden laut. Bald weht es feucht und wird tiefstill. Der Wald steht

athemlos lauschend. Jetzt rollt ein Donner langsam in die Ferne hinaus. Ein Augenblick noch, dann stäubt es die langen Rücken heran, mit einem Male Alles verhüllend und verlöschend. Brausend strömt der Guß herab, aber unter dem dichten Zweigdach steht man sicher und horcht mit Lust in die Musik des Regens, in das Rauschen und Rieseln, in das Gepoch und Geklopf des Wassers allenthalben. Und bald blickt die Sonne siegend wieder hindurch. Ueber fernen Gründen verdampft die feuchte Fülle und wandelt in Nebelgewinden um die Kuppen, dort von Neuem sich zu sammeln. Denn der Wald ist der große Wasserspeicher der Länder. Ebenso gut wie in den Boden ist er auch in die Luft gepflanzt. In sie greift er hinauf, und „wie der Blitzableiter den Blitz", so zieht er die Wolke zu sich hinab, fängt mit den grünen Schirmen Regen und Schnee, häuft sie in seinen Kammern, und läßt sie in Quellen und Bächen oder als Nebel und Gewölk wieder in die Ebene hinausziehen, Leben und Gedeihen zu verbreiten.

Der schwülen Spannung ist erquickende Frische gefolgt. Auf den Erdbeerblättern und den Ranken der Waldwicke schimmern Tropfen. Der Harzgeruch zieht stärkend wie Bernsteindampf durch die Bäume, und mit ihm mischt sich das Gewürz der Beeren.

Die Bäume schreiten abwärts, breite Gassen öffnend. Gras sproßt auf, saftige Halme nicken, weißblütiges Galium (Labkraut) zieht saubere Stickereien durch's Grün, ein Grasmückchen läßt sich vernehmen. Alles weist thalhinunter. Da fällt hoch durch den Gurt der Wipfel ein Strahl, und gleich einem Sonnenflügel streift er bis tief vor uns zum Boden hinab. Lichtelfen ziehen die goldene Leiter auf und nieder; sie halten ihre Kerzen an die dunkeln Stämme, daß sie leuchten, hinter den Kanten des Granitblocks schießen sie blitzende Pfeile hervor, und wo aus dem Nadeltrum klugspitzig ein Farrnkraut schaut, zünden sie es an, und so seltsam heimlich gleißt das grüne Flämmchen, als wolle es uns zu gefeiten Schätzen winken.

Hört ihr drunten das Rauschen und Murmeln? Es ist ein rüh-

riger Bach, der eine Bretterschneide treibt. — Wie schüttert das Brausen des Sturzes, das Schwingen der Räder, das Arbeiten der Säge so wundersam durch die grüne Stille! Saubergeschnittene Bretter liegen geschichtet, daneben Stämme übereinandergerollt; frischer Holzgeruch erfüllt Alles umher. Aber man sieht keinen Menschen, das graue Mittelding von Haus und Hütte scheint für sich selber zu schroten und wie zu irgend einem Märchen zu gehören. Man fühlt sich beengt und steigt gern aus dem Druck des Thales zur Berglehne hinauf.

Ein ganzes Purpurfeld zieht da empor: nichts als Fingerhut! Oben aber dröhnt die Axt; dort treiben die Holzschläger ihr Wesen. Sie fällen die Fichte, die Tanne, die hundertjährige Eibe. Die Scheiter werden geklaftert, große Blöcke gespalten oder gesprengt; in einer Grube knistert bei kleinem Gezweig ein Feuer. Auch die Waldwand gegenüber ist bloßgelegt. Mächtige Stämme werden im Frühjahre gehauen und ihrer gerbstoffreichen Rinde beraubt; nun liegen sie in langen Rinnen, in „Holzschurren" umher, in denen sie später den Berg hinabgeschleift werden. Wie riesige Gebeine leuchten sie herüber, wirr und starr hingeworfen: auch dies ein Bild des „langhinstreckenden" Todes. Sprechen sie schon so stumm daliegend die Phantasie an, so noch ungleich mehr in ihrem Fall und Sturze selber. Es ist eine aufregende, fast ergreifende Scene. Zwei, drei Fuß über der Wurzel setzt die Säge ein. Sacht, aber sicher dringt sie vor, frißt immer tiefer in's Mark, und der schrille Ton wird dumpfer. Unerschüttert, unahnend ragt der Baum in die Lüfte. Um seinen Wipfel spielt noch froh das Licht und manch bunter Flügel, er schaut noch prangend und freudestolz über Höhen und Thäler hinweg, und hinweg auch über die Menschen, die unten ihn stürzen werden. Indeß hat schon die Säge ihr Werk gethan: der Stamm ist bis zu zwei Drittheilen durchschnitten. Nun werden die Keile in den Schnitt gesetzt. Die Holzhauer greifen zur Axt, und gellend hallt die Wucht ihrer Schläge durch den erschreckten Wald. Ein Zittern geht durch den Stamm — ein Schwanken — die Krone sinkt

vor den schwindelnden Blicken oben durch die Luft, erst langsam, dann schnell, und im wachsenden Uebergewicht immer jäher, bis sie brausend, krachend, splitternd durch alle die grünen „Nachbararme" hindurchschlägt. Unter dem donnernden, Alles verschlingenden Sturz bebt der Boden. Ein dunkles Echo wälzt durch die Tiefen des Gebirgs, und dann ist's still, und keine Zweigspitze rührt sich mehr [1]).

Ist die Fichte gefällt, so quillt aus dem Stumpfe noch lange der Saft, bis endlich die Wurzel abstirbt. Aber mittlerweile deckt sich die Blöße allgemach mit Grün. Die Senecioarten (Kreuzkraut) mit ihren fliegenden Samen säen sich an, den Vögeln zur Lust; nach Jahren folgt ihnen die hohe Glockenstaude des Fingerhuts; erst wenn auch diese ausgelebt haben, siedelt Gras und Erdbeere und manche andere Blume sich an, und zwischen ihnen schauet ein neues Geschlecht von Waldschößlingen hervor. Acht Jahre daure dieses Zwischenreich des Kreuzkrauts und des Fingerhuts, sagen die Holzschläger.

Weiter in's Dickicht hinein sammeln ihre Buben die Fichtenzapfen. Die schöngeformte Walzenfrucht, die auch in dem knappen Gefüge ihrer Schilder noch den krystallinischen Charakter des Nadelholzes spiegelt, liegt zu Bergen gehäuft. In den harzigen Samen wühlen Heere von Ameisen. Hier ist das Sammeln der Zapfen eine leichte Kinderarbeit, dagegen ist sie auf den Höhen, wo die Tanne herrscht, ungleich mühevoller. Die Früchte drängen sich bei diesen Bäumen nach oben, kerzenartig auf die Zweige tretend, und da in der Maiwärme mit den reifen Samenkörnern auch der Schuppenleib sich löst, so müssen sie im Herbst gebrochen und geschlagen werden. Das ist denn oft ein wagehalsig Stück. Doch der Zapfensucher klettert mit der Gelenkigkeit einer Katze bis in die schwindelnde Spitze, und stehen die Tannen dichter, so schnellt er wohl zuweilen, den Wipfel im festen Schluß der Kniee beugend und schwenkend — ein kecker Reiter — mit einem einzigen Satze auf die nächste Baumspitze hinüber, um sein Geschäft von Neuem zu beginnen [2]).

Bergan, thalab führt der dunkle Pfad. Wir überschreiten wilde

Klippenfelder, wo um den einsamen Horst der Falke kreist, wo der Marder lauert, im Gestrüpp die Nachtschwalbe (Ziegenmelker, Caprimulgus punctatus) schläft. Schnarrend, wie ein fliegendes Rad, fährt sie beim Schall der Tritte auf. Es ist ein großartig wüstes Trümmerbild, das uns umgibt. Unter diesen steinernen Schwellen, tief im Geklüft, grollt der Wildbach; hierher schleudert der Blitz seine Wetterkeile, hier tobt die wilde Jagd der Winde. Verwitterte Baumruinen stehen umher, Waldgespenster, die starre Arme emporheben und uns grausig-skurril anglotzen. Der Sturm schlägt die gewaltige Fichte mitten durch, daß sie knickt wie ein Halm, und hat ein solcher Windbruch („Gotteshau" nennt ihn in frommem Sinn der Erzgebirger) einmal eine Lücke gerissen, so ist damit ein Angriffspunkt gegeben, von dem immer zerstörendere Wirkungen ausgehen.

Wie kontrastirt gegen dieses Chaos die freundliche Bergwiese! In sanftgeschwungener Linie, oft muldenartig vertieft liegt sie ruhig in dem dunkeln, schroffen Tannenrahmen. Ein reizender Teppich, gegen welchen keine Wiese der Ebene kommt. Kamille, Orchis, gelb- und rother Klee, Ampfer, Vogelwicken, zahllose würzige Kräuter drängen sich aus dem saftigen Grase. Hier schwirrt der Bergfink um thauige Kelche, bunte Schmetterlinge schweben darüber hin, aber jetzt in der Dämmerung kommt das Reh zur Weide.

Denn immer tiefer dunkelt es zwischen den hohen Stämmen, und langsam zieht das Gebirge in den Abend hinein. Schon ruft auch die Baumeule über uns hin, in den Gründen beginnt's zu murmeln, am Wege die alten Fichten ächzen, Alles reckt und streckt sich phantastisch-formlos, so daß man eilender das Licht eines Gipfels sucht.

Dort glühet die Sonne aus. Wie aus Graals heiliger Schale ergießt sich segnend der purpurne Strom. In das niederbrennende Roth auf den Höhen schlagen die Glocken der Thäler, und nun verhallen auch sie, wie ein stammelnd Gebet; aber durch die Bäume wandelt mit schwarzen Augen die Nacht.

IV.

Der Laubwald.

— Hier lebt des Lebens welche Fülle!
Ein stummes Räthsel, das sich nie verrathen:
Die Pflanze ist sein Bild und seine Hülle,
Und allwärts grünen seine stillen Thaten.
Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Maß des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern —

Lenau.

Wie der Nadelwald die Gipfel der Gebirge sucht, so tritt der Laubwald gern auf Hügel und Ebenen herab. Jeder stimmt zu der Eigenthümlichkeit seines Standortes: der düster-unbewegte Baumwuchs dort ist nicht charakteristischer als der luftig-heitre hier. Näher gerückt an die Grenze der menschlichen Wohnstätten grüßt der Laubwald im Spiel seiner schwankenden, thauigen Wipfel wie mit heimischerem Laut, und indem er mit der Mannigfaltigkeit seines Grüns das Land überkleidet und die Linie des Gesichtskreises wechselnd bricht, verleiht er der Niederung den ausdrucksvollsten landschaftlichen Schmuck. In welche Fernen er sich auch verliere, fesselt er immer den Blick und lockt den sehnenden Sinn als ein klingender, singender Garten der Wunder.

Wirklich hat die Pflanzenwelt in ihm die ganze Fülle ihrer Kräfte und Reize offenbart und ein Bild entfaltet, das je nach Milde oder Strenge des Himmels, nach Form und Fruchtbarkeit des Bodens, nach

Alter und Zusammensetzung der Vegetation sich auf das Ueberraschendste verwandelt. Wie schön, wenn im Frühling der Hauch wärmender Lüfte die starren Bäume rührt und sie nun den Schnee von der Schulter werfen wie ein drückendes Gewand und wieder frei hinaufstreben in den jugendlichen Aether! Um die Birke zieht sonniggrüner Nebel, die Buche wölbt die Kuppel, und auch um die schwarzen Zacken der Eiche schimmern golden Tausende von Knospen. Alles treibt und ringt hinauf, hinaus an's Licht. Dann wieder im Herbst. Welche unendliche Ruhe liegt da über den Wipfeln! Wie neigt sich Alles zur Rüste! Zwar steht an geschützten Stellen wohl noch ein einzelner Baum im Grün, aber drinnen die hohen Laubgänge leuchten roth und gelb, als blicke farbendämmernd das Licht durch bunte Kirchenscheiben; jedes Blatt glüht aus wie eine stille Flamme — dann fällt es — das Licht verlöscht. Und selbst der winterliche Wald übt noch seine Zauber. Oder wen hätte es nicht ahnend ergriffen, wenn er in die verödeten, beeisten Hallen hinaustrat und überall das stumme, bleiche Glänzen lag? Man glaubt in einem Mausoleum zu wandeln. Da faßt ein Windstoß alle die glitzernden Säulen und Säulchen, daß sie durcheinander klingen und klirren, ein blitzendes Splittern geht die Wände hinab, bis wieder Alles die alte Ruhe deckt.

So bietet der Laubwald immer neue und immer poetische Scenen.

Aber er ist nicht allein ein Schmuck, sondern auch ein Erhalter und Nährer der Erde. Für die Schönheit desselben mag es sogar dem Wilden nicht an Empfindung fehlen; die große kosmische Bedeutung des Waldes aber lernten erst die späten Zeiten einer Alles brandschatzenden Kultur würdigen. Erschreckt haben sie erkannt, daß die Vernichtung der Laubwälder gleichsam den Boden unter ihren Füßen aushöhle, und daß ihre Arbeit, wie sie einst mit dem Chaos begann, fortschreitend mit dem Chaos enden müsse. Denn mit den zahllosen Fächern seiner immer bewegten Zweige und Blätter erregt der Wald, einem Wehre vergleichbar, den Luftstrom zu unaufhörlichen Kreisungen;

Gase steigen in ihm auf und ab; was dem Menschen- und Thierleben Verderben bringen müßte, athmet er begierig ein und haucht es wieder aus als Luft des Lebens; Wolken und Nebel, Regen und Thau, Ströme und Quellen gebiert er in seinem Schoße, und die länderdurchschweifenden Winde sättigt er mit nährenden Elementen [1]). Wie in den Alpen der „Bannwald" den Sturz der Lawine hemmt [2]), so wehrt er am Meeresufer dem Zuge des Dünensandes, und während er um die Saat des Nordländers einen wärmenden Mantel hüllt, deckt er sie im Süden vor dem Strahl der sengenden Sonne. Wo die Laubwälder vertilgt sind, da nehmen die Winde jene Eigenschaften an, welche ihnen Hippokrates beilegt: sie streichen trocken über die Flächen, Vampyren gleich das Mark der Erde saugend, und statt, wie die Orphiker von ihnen sangen, Träger des Lebens zu sein, zeugen sie Siechthum und Tod. Man erinnere sich der Kampagna, deren blühende Gefilde seit Jahrhunderten in eine fieberbrütende Oede verwandelt worden. Oder man durchwandere die Westküste des baltischen Meeres und sehe, wie die Düne leisen, aber sicheren Schrittes in's Land schleicht und über ehedem fruchtbare Striche das zehrende Nessushemd wirft. Meilenweit führen die Winde den losgewühlten Staub, bis dichte Vegetation einen Damm entgegensetzt. Aber auch diese vermag, ihrer alten Vormauern beraubt, nicht mehr zu widerstehen. Bald versinkt das Unterholz in der Ueberwehung, selbst die ältesten Bäume erliegen. Denn in alle Fugen und Poren, in die verborgensten Adern des Stammes und Geästes drängt sich die erstickende, versteinernde Saat, und die Menge der gebrochenen oder mastgleich emporstehenden Säulen mehrt sich von Jahr zu Jahr, und immer tiefer hinein verfolgt man die Siegeszeichen der Verheerung. Mit dem Absterben des Pflanzenlebens verschwand auch das Menschenleben von diesen Strecken. Viele Dörfer, in denen sonst Fischer und Hirten sich nährten, sind vom Sande begraben [3]).

Doch ist Deutschland wenigstens nicht waldarm zu nennen; der Süden ist sogar reich daran. Im Norden unseres Vaterlandes aber

zeigt die Tiefebene noch manches frische, selbst großartige Waldbild, und über die Berge Thüringens und des Harzes spannt sich noch wie vor Uralters der rauschende Bogen. Man wird eben nicht fragen dürfen, wo die schönere Waldlandschaft sei. Denn der Wald entwickelt hier andere Eigenthümlichkeiten als dort, und wenn es gilt, ein allgemeines Charakterbild zu entwerfen, wird es erlaubt sein, den Blick wechselnd auf beide, auf Höhe und Niederung zu lenken.

Was den Laubwald, zumal in der Ebene, sogleich vom Nadelwalde unterscheidet, ist das vor ihm her und in ihn hineinziehende Unterholz. Das Tannicht springt plötzlich und mauerartig hervor, aber den Laubwald melden lange zuvor die Gruppen der Sträucher und Büsche an. Schwarz- und Weißdorn zeigen den Weg, Brombeer kreuzt umher, die Hasel mit schlanken Schossen, sprödzackiger Maßholder, Buschweide, Faulbaum und Pfaffenhut mischen sich ein, und unter ihrem Gezweige blüht Ehrenpreis und Gundelrebe, summen Bienen und Hummeln. Es ist ein krauses, fröhliches Gewirr von Dorn und Blüthen, Stumpf und Loden. In den Senkungen wächst hohes Riedgras, und wo ein Wässerchen sich verhält, steht Schilf und Iris. Der feuchtschwarze Boden verräth alte Fruchtbarkeit. Bei jedem Fußtritt schwankt er elastisch; aber bald führt ein fester Damm waldeinwärts.

Birken drängen sich anmuthig herbei und dunkelblickende Erlen; über sie hinweg schaut die alte Ulme mit wüster Hopfenperrücke auf dem Haupt. Sie nicken und winken weiter, immer weiter hinein in die Waldburg selber, wo Eiche und Buche sich sammeln. Und schon sind wir mitten in ihren irren Gängen. Athem der Gesundheit strömt aus allen Röhren, der saftige Geruch ringsum verkündigt das unerschöpfte Leben der Natur, das stumm die großen Wunder thut. Fremd und bekannt weht's uns an: ein Meer geheimnißvoller Kräfte hat sich ergossen, und mit jedem Schritte senkt sich's tiefer, stiller in die Seele. In diesen Frieden scheint der alte Haß nicht dringen zu können, der die lebendigen Geschlechter entzweit; hier umrauscht uns die nahe Gott-

heit selber, wir sehen, wir hören droben ihren Gang, und ihre Ferse trieft von Segen. So war schon unseren Vorfahren der Wald ein Haus der Götter, und wie der altrömische Philosoph [1]) gesteht, daß er nie den Hain betrete ohne von Schauern des Unendlichen ergriffen zu werden, so sagt ein frommer Christenlehrer [2]) der Vorzeit, daß ihm die erhabensten Entzückungen bei stillen Waldgängen überkommen seien, und daß er keine beredteren Lehrmeister gehabt als die Bäume seines Heimaththals. Unsere Dome endlich mit den kühn aufspringenden Pfeilern und den vielgebrochenen Bogen — was sind sie anders als steinerne Wälder, als die Natur in ihrem herrlichsten Schmuck auf das christliche Kreuz gestellt?

Und wie in alten Tempelräumen fließt's dämmernd um Wurzel und Wipfel. Allenthalben webt das Grün seine duftigen Schleier von Licht zu Schatten, von Schatten zu Licht verschwebend. Es faßt uns wie ein holdes Geheimniß, und beschwichtigt und ahnend zugleich sinkt der Blick in seine Tiefe. In der That, wenn in allen den andern Farben der Erde noch immer ein verborgener Hader der Elemente gährt und glüht, so athmet hier Ruhe und Fülle. Dies Grün,

„der Zeuge des ewigen schönen Lebens der Welten,"

fällt wie linder Thau in Sinn und Seele. Es quillt und schwillt in tausend Blättern und Halmen über uns, unter uns, nah und fern, und mit ihm verschmilzt das himmlische Blau zu Einer Herrlichkeit.

Ueberall ruht heiter-ernstes Schweigen; nur hoch durch die Wölbung klingt rauschend der Zug der wandernden Lüfte. Zwar auch der Tannenwald rauscht. Aber dort ist es immer der Eine mächtigbreite, schwermüthig-dumpfe Grundton, als rolle fern ein Meer. Hier in den vielverwobenen Hallen und Lauben wie unendlich wechselt da das luftige Spiel! Man hört das Flattern der Espe und das Geschwirr der Büsche, das Brausen der Eiche und das Rascheln am verdorrten Reis. — Aus Wolkenklüften springt die Windsbraut! Hochherschreitend, wie im Klange der Waffen, kommt sie gezogen und stürzt sich über die Gipfel, die

alten Kronen schwanken, die Aeste beugen sich knarrend, und alle die hundert und tausend Stimmen münden zusammen in Ein wilddröhnendes Titanenlied. Das ist der Schlachtgesang des Waldes. Aber die Wolkenrosse stürmen vorüber. Leiser wehen die Lüfte, sie flüstern, sie säuseln, sie rieseln Dir zu, nur in weiter Ferne klingt's verworren nach, und um die Glöckchen der blauen Blume spielt noch ein neckender Hauch.

Wie malerisch windet sich die Linie des Fußsteigs durchs Dickicht, mit jedem Augenblicke neue Thore öffnend und schließend! Die Sträucher bilden dunkle Gänge. Sie fassen Dich mit grünen Fingern, hauchen Dir entgegen, hauchen Dir nach, rühren Dir die Schulter und Du blickst um halb erschreckt, als rufe Etwas hinter Dir. Da liegt eine bunte Feder. Dort fliegt ein Rothschwänzchen vom Neste auf. Hier stehen ein paar Pilze, die sich viel wissen mit ihren spitzen Mützen. Hüte Dich! Es ist die Ehrenwache irgend eines Koboldkönigs; sie werden Dich weglos immer tiefer ins Zauberverließ locken. Hüte Dich! ruft das warnende Vögelchen. Aber Du bist gefangen, ehe Du's noch weißt. Die Eichen schlagen ihr Sturmdach immer zackiger zusammen, immer grandioser schwingen sich ihre dunklen Leiber hinauf, und wie um alte Thurmzinnen schlingt Epheu die Ranken hinan. Die Hagebuche hat längst den schlanken Schwesterbaum verdrängt. Aus dem eisenharten Stamm quellen seltsame Wulste, die aus dem struppigen Gewirr fratzenhaft hervorgrinsen. Auch der freundliche Teppich verschwindet, nur die Orobanche (Schuppenwurz, Lathraea squamaria) streckt ihren Todtenfinger aus dem Moder, und eine Ophrys zeigt ihr Hexengesichtchen. Es wird dumpfstill. Du hältst den Athem an, Du lauschest und horchst. Aber Du hörst nichts, als fern aus den innersten Tiefen den Ruf des Wiedehopfs, über Dir das Knarren eines Astes oder den scharfen Schrei eines Raubvogels.

Alles verkündigt, daß das heitere Reich der Feen hinter uns liegt. Wir haben den düstern Sitz gespenstischer Unholde betreten. Die Däm-

merung umher ist zur Nacht geworden, der fromme Waldfriede dem Alpdruck der Furcht gewichen. Dort jener schwarze Kolk blickt er uns nicht an wie ein starres, gebrochenes Auge? Die Nymphäen, die eine breite Straße darüber ziehen, sind es nicht die Fußtapfen finsterer Wassergeister? Die Birken hangen tief und stumm hinein; auch das immer flüsternde Schilf steht unbewegt. Das ganze dämonische Grauen der Wildniß, ihr ewiges Gebären und ihre ewige Vernichtung zeigen sich in allen Abstufungen. Uralte Stämme liegen umher, gebrochen, zerborsten, verwittert, wie Sturm und Blitz sie niederwarfen; andere stehen rindenlos, oft bis auf's Mark verfault, empor oder hangen mit losgerissener Wurzel zwischen Leben und Tod. Oft auch brach ein Baum mitten in der Fülle der Kraft und stürzend schlug er ganze Reihen zu Boden. Aber die Verwesung selber zeugt immer neues Werden. Auf der Leiche des gefallenen drängt sich schon wieder ein anderes Geschlecht gigantisch empor, und wo nicht Bäume den Grund bedecken, da starrt in undurchdringlicher Dichte wüstes Gestrüpp und wucherndes Buschwerk. Betäubender Qualm lagert am Boden; bricht ein spärlicher Sonnenstrahl herab, so steigt er dunstend auf und vermehrt nur noch das Schrecken des Chaos. Hier ist nirgends ein Pfad — selbst der Holzfäller wagt diese Stätte nicht zu betreten, denn allenthalben schleichen trügerische Wasser, die sich unter einem Filze gährender Moose verbergen oder zu grundlosen Sümpfen zusammen rinnen. In ihnen brütet ekelhaftes Gewürm; aber zur Nachtzeit steigen Irrlichter auf und schweifen mit blauen Flammen um's modernde Geweih des Elenns, und über die Wipfelt heult der Uhu [1]).

Das ist der Wald der Ebene, ein Stück deutschen Urwalds.

Schon muß man weite Striche durchwandern, um zu solchen Schauplätzen einer wildwuchernden Natur zu gelangen Denn die Kultur schwingt immer schonungsloser ihre Waffe, reißt immer neue Trümmer nieder, und will man an kleinem Beispiel die Größe ihrer Opfer er=

messen, so möge man sich etwa nur einmal daran erinnern, daß der Bau eines einzigen mäßig großen Kriegsschiffes über zweitausend völlig ausgewachsener Bäume, d. h. also den Ertrag von vierzehn Acker Waldland hinwegrafft.

Ehedem war das anders. Cäsar [1]) und Tacitus [2]) sprechen von Wäldern, die ganz Deutschland überdeckten, und Plinius [3]) findet kaum Worte für die Großartigkeit der herzynischen Urforsten. Dort standen Eichen, Mitgeborene der Erdveste selber, die unsterblich den Druck der Jahrhunderte zu überragen schienen. Unabsehbar drängten sich die Stämme, und ihre Wurzeln ineinanderklammernd hoben die gewaltigen Ringer sich selber empor, so daß die Erde berstend aufsprang und sich Thore wölbten, die weit genug waren, um ganze Reitergeschwader hindurch zu lassen. Und mit gleicher Bewunderung schildert zwei Jahrhunderte später der Dichter Claudian [4]) die Schauer jener Waldwüsten und die Riesengestalten der Eichen, an denen die römische Axt den Kampf begann. Wer wollte diesem Kampfe sein Recht absprechen? Wer wollte die Zeiten zurückwünschen, in welchen die Saat des deutschen Ackers fast regelmäßig dem Froste erlag und der Rhein, den noch kein Rebenufer schmückte, Monate hindurch vom Eise starrte? Und nicht dem Pfluge bloß und dem Lichte der Sonne — jene eisernen Legionen haben auch dem anderen Lichte Bahn geschaffen, in dessen Glanze das alte Heidenthum erblich. Gewiß, wir danken dieser Kultur nicht weniger als Alles. Aber es giebt auch einen Vandalismus der Kultur, eine Barbarei der Civilisation, und diese ist es, die wir verklagen.

Aber wir wenden uns gern ab von solchen Erinnerungen. Denn noch winkt auf Hügeln und Höhen mancher stattliche Wald. Wie schön baut da das grüne Lustzelt sich auf! Wie schwillt und sinkt es im Fluß der Linien und Farben! Frei wiegt sich der Blick auf den bekränzten Firsten oder gleitet ruhesuchend thalhinab, oder verliert sich in dämmernden Buchten.

Ein Erlenpfad zieht gemach hinein; muntere Stimmen grüßen heraus: Grasmücke und Meise in den Büschen, im Wipfel Pirol und Häher, Finkenschlag und Drosselpfiff, und weit herüber ruft Kukuk, der alte Waldprophet — Kukuk! Wie schallt, wie hallt das in die Runde! Dazu blühen die Blumen so sorglos bunt; selber die Schnecke kriecht ohne Dach durch Gras und Moos. Draußen brennt die Sonne, aber laß sie brennen! hier wandelt sich's wie in kühlen Grotten. Jeder Baum ist ein Brunnen, dem aus jedem Blatt die süße Labe quillt, und wenn Dir's nun frisch um Brust und Schläfe weht und Dein Auge auf all' dem tausendfältigen Leben haftet, das er mit seinen Armen deckt, so mag der milde Schattenspender auch Dir wohl wie einer jener Patriarchenkönige erscheinen, die ihre Völker segnend und schützend um sich sammelten [1]). Wer hätte das je im Nadelwald empfunden? Dort drücken die schroffen Wände schwül zusammen, selbst ihr Harzduft erinnert immer an Feuer, und mit den düstern schweigenden Bäumen schweigt auch der Mensch. Aber hier, wo Alles blüht und klingt und duftet, öffnet die volle Lust des Lebens wie von selber Herz und Mund und weckt das Echo mit Gesang.

Bemoostes Geröll wechselt mit sammtnem Rasen. Der Weg klettert auf und ab durch dunkle Nischen, an sonnigen Plätzen vorbei. Manche zierliche Eidechse schlüpft darüber hin, auch wohl einmal ein Haselmäuschen, das erschreckt zwischen Wurzeln verschwindet. Rechts und links aber, durch Stamm und Zweig thut unergründliches Grün sich auf. Da stehn, wie zum Reigen verschlungen, die Eichen, die trotzigen Waldhünen, die Birke wiegt ihr jungfräuliches Haupt im Licht, Ahorn und Buche spreiten die Fächer, und Geisblatt rankt duftend auf. Hoch in den Zweigen schaukelt sich das Eichhorn. Dort lauscht's mit klugen Augen. Und nun ein Sprung — ein Pfeifen — weg ist's — nur die Blätter rauschen, nur die Zweige schwanken noch nach. Seitwärts in den Gründen glitzern und sprudeln die Wasser in hundert Rinnen munter hinunter. Heerden läuten fernheran. Immer dichter, immer

reizender verwirrt sich's umher. Durch's grüne Gegitter zucken silberne Lichter, und leise Düfte fließen. Alles schillert und athmet und wallt, und doch wieder ruht Alles wie verzaubert. Auch die Libelle steht bewegungslos über Farrkrautschirmen, und der Weih dort oben im Blau scheint mitten im Fluge eingeschlafen.

Du streckst dich in's Moos, in die einsame Stille. Es ist so süß ganz aufzugehn in's große Schweigen der Natur. Die Blicke sinken träumend hinab in die grünen Tiefen von Kuppe zu Kuppe und ahnen draußen das freie fernliegende Gelände, und nun wieder steigen sie die schlanken Säulen hinauf von Zweig zu Zweig durch's Geschling der Wipfel bis hoch in's leuchtende Blau, und weiße Wolken ziehn darüber hin, wie Traumbilder des Himmels, und Du ziehst mit ihnen sehnend und selig durch die ewigen Räume. Aber während Dein Auge berauscht sich schließt, geht Dir ein neues Fühlen auf. In dem Sprossen und Drängen umher hörst Du die Pulse der Erde näher und lauter klopfen und darfst lauschend hinabneigen zu den Lebensheerden der Tiefe. Jeder Baum wird zur Welt.

Wie aus Quadern mauert sich der Stamm empor, faßt mit unzerreißbaren Ankern die Erde, aber mit der Krone rührt er strebend den Aether und läßt die Wimpel spielen. Und sprengt nun der Riesenleib den ehernen Zwang — wie treiben und wirken die verborgenen Kräfte! Da schwillt der Zellen labyrinthischer Bau, Simse schwingen sich aus und Treppen, Kammern und Schreine sind aufgethan, und wie goldene Schlangen winden sich Adern und Ströme. Unsichtbare Hände keltern geschäftig in krystallenen Schalen der Elemente Mark und Saft, und tragen die Lebensspende auf und ab zu tausend Röhren. Hier sprudelt es wie ein Springbrunnen, dort sickert ein blitzender Tropfen, ein stilles Quellchen herab Doch oben in den Giebeln hauchen die Erd- und Luftgeister ihren Odem in's zarteste Geäder. Da weben sie aus Himmelsthau und Blumenduft den grünen Kranz. Zahllos sprießt Blatt um Blatt. Winde kommen und Sonnenstrahlen und kosen um das liebliche

Kind, und die Vögel singen ihm, und die Wolken tränken es; aber es vergeht, verweht nach kurzer Sommerlust, und nun schwebt es

„als freundlich bleiche,
Schimmerreiche
Leiche
Unter des Windes Klagen
Vom Herbste zu Grabe getragen.“ (Rückert.)

Das sind Waldträume. Wem hätte sie nicht schon der Mittag im Schatten der Buche erzählt? Und wen hätte nicht in solchen Stimmungen immer wieder mit alter Kraft das ewige Gleichniß der Natur ergriffen, das die Sagen [1]) und die Dichter deuten?

„Gleich wie die Blätter im Walde so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.“ (Homer.)

Aber die volle mystische Glorie des Waldes sieht doch erst die Mitternacht. Wenn da der Mond sein Geisterlicht herab gießt und die Zweige von den Berührungen des Himmels flimmern und beben, dann wehen Ahnungen einer längst versunkenen Welt. Der Berg liegt wie ein schlafender Riese, und die Bäume stehen schwarz und groß. Nur zuweilen rauscht's in den Wipfeln auf, seltsam feierlich, wie Runensprüche. Ein Tauschen und Neigen geht von Baum zu Baum, und die alten Helden greifen träumend nach dem Schwert und ihre Nebelmäntel wehen. Durch's Dickicht schallt dumpf der Trott des fliehenden Rudels und das Rufen der Hinde: denn auch die Thierwelt faßt es mit dunkler Gewalt und treibt sie irrend um. Dann sinkt Alles wieder still zusammen, und die hohen Kronen ragen ruhig hinauf.

Aber lausche genauer! spähe schärfer! wie dennoch Alles summt und athmet, spinnt und webt! Gleich elektrischen Flämmchen knistern die Blätter; in der gespaltenen Rinde der Bäume, in der aufgelockerten Erde wühlt und gräbt verborgenes Leben; ein Igel raschelt den Abhang hinab; ein Vogel flattert auf; tausend geheime ungehörte Stimmen schlagen an's Ohr auftauchend und verschwindend, jetzt plötzlich nah und

dann weit, weit hinaus verloren. Unbestimmt=bestimmt rinnt Alles zusammen in Ein melodisches schimmerndes Getön. Du weißt nicht, ist es das Licht, ist es der Bach, der so wunderbar rieselt, oder singt droben auf ihrem Kahne die Nacht, die einsame Himmelsseglerin, sich selber in Schlummer. Auf feuchtem Steine sitzt der Nix und strählt den greisen Bart, im Grase glimmen grüne Funken — das Elfchen rüstet sich zum Tanz und huscht vorüber,

„Vorüber jagt auf Flammenhufen
Erlkönig sein goldmähnig Roß
Die Geige tönt, die Cymbeln rufen,
Er reitet auf sein Geisterschloß." (Lingg.)

V.

Das Kornfeld.

> Im Korne zwischen seinen Aehren
> Durchschlich es mich besonders. Kehren
> Die mannigfaltigsten Gesicht'
> Aus ihm hervor die Blumen nicht?
> Steht es nicht wie des Waldes Mauer
> Und ladet zum Verborgnen ein?
> Und lebt doch nur so kurze Dauer;
> Die Ernte kommt, es fällt der Hain
> Der schlanken Halmen, darauf sauset
> Der Wind in Stoppeln, wo nichts hauset.
>
> Immermann.

Es ist uns geläufig geworden, wenn wir von Natur und Naturschönheit reden, nur an reine, von Menschenhand unberührte Formen der Landschaft zu denken. Unbewußt oder bewußt liegt dieser Gewohnheit eine richtige Anschauung zu Grunde. Denn wo der Mensch, sei es bildend, sei es zerstörend, eingreift in die Gestaltung der Erdfläche, da ist es fast überall ein Bedürfniß, das ihn treibt, ein Nutzen, den er erstrebt; und wie im Reiche der Kunst, so wird auch in dem der Natur der spröde Zweck meistens der Tod des Schönen sein. Natur und Kultur stellen Gegensätze dar. Aber allerdings keine unvereinbaren Gegensätze. Nichts beweist dies vielleicht deutlicher als der Park oder die Kunstlandschaft, die — wie der Name sagt — eben auf Grundzügen, von der Natur selbst gegeben und im Geiste derselben gefaßt, eine gleichsam ideale Wirklichkeit schafft. Aber man darf vielleicht noch weiter gehen und behaupten, daß keine der Gestalten, in welche der erobernde Mensch den Boden zwang, jener Poesie ganz entbehre, die aus freier Natur allenthalben weht. Ja, selbst die ärmste aller Kulturformen, selbst das Kornfeld hat noch immer einigen An-

theil an dem stillen tiefen Reiz des Erdlebens. Die nachfolgenden Zeilen haben es sich zur Aufgabe gestellt, in dem Bilde, welches sie von unseren Getreidefluren geben, vornehmlich auch diese Seite hervorzuheben. Und gewiß wird, wer diese von vorn herein läugnen zu müssen glaubt, doch die großartige geschichtliche, man kann sagen, ethische Bedeutung der Getreidepflanzen und ihres Anbaues so weit anerkennen, um auf sie einmal den unbefriedigt darüber hineilenden Blick sinnend zurückzulenken und die Wahl eines scheinbar so trivialen Themas entschuldigt zu finden.

Es ist bekannt, daß die Kornarten zu den Gräsern gehören. Mit einer seltenen Fülle nährender Kräfte hat die Natur dieses verbreitetste unter den Pflanzengeschlechtern begabt; aber sie verbirgt sich, dem Auge kaum sichtbar, zumeist in jenen glänzenden, zierlichen Stäubchen des Stärkemehls, welche in den Zellen des Samenkorns lagern und den jungen Keim bedecken. Diese unscheinbaren Pflanzen und ihre wunderbare Ausrüstung machen allein ein Leben in unseren Zonen möglich. Sie, samt der Knolle der Kartoffel, vertreten hier bis über den Polargürtel hinaus das Wälschkorn und den Reis, die Palme, die Banane, den Yam und alle die anderen Brotpflanzen, welche bald mit dem Fleisch der Fruchthülle, bald mit dem Mark des Stammes oder dem Mehle der Wurzeln den schwarzen und den braunen Menschen nähren.

Doch allerdings nicht ganz allein in jenem Mehle sammelt sich der sättigende Stoff des Getreides. Die Wissenschaft zählt hieher auch noch eine andere Substanz, den leimähnlichen, faserigen Kleber, der zwischen den Stärkekörnchen vertheilt, mit ihnen und mit dem Pflanzeneiweiß das kunstvolle Gewebe der Zellen erfüllt. Dieser letztere Name erinnert sofort an das thierische Leben; und in der That ein Ei, ein Pflanzenei ist jeder Same, ist auch jedes einzelne Korn.

Gleich dem des Vogels im Nest ruht es im Schoß der Erde, die Sonne legt sich brütend darüber, und in der feuchten Wärme erwacht das verborgene Leben. Bald sprengt es seine Hüllen, und jenem zwie=

spältigen Triebe folgend, der die Pflanzenwelt vom Dunkel zum Licht, vom Licht zum Dunkel zieht, drängt das Blättergebilde freudig nach oben, aber die Wurzel senkt sich erdwärts. Wie unzählige Male ist dies stille Wunder des Frühlings belauscht und besungen! Und wie erfreut es immer wieder den Sinn, wenn aus dem ersten Grün, vom Regen getränkt, vom Licht umschmeichelt, der Halm mit saftigen Röhren steigt, wenn Glied auf Glied sich baut und endlich die Aehre hervorbricht und in den Sommerlüften schwankt!

„Himmlische Geister — wer sonst? — sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab, von Halme zu Halm, und schaffen gewaltig.“ (Hebel.)

So wächst sie still und emsig fort die „goldene Kraft“ der Aehren, bis die Sichel die gereiften schneidet und der Herbst sie in die Scheunen sammelt. Das ist die Geschichte des Saatkorns [1].

Wir nennen die verschiedenen Arten des Kornes mit zusammenfassenden Ausdruck Getreide. Das fast undurchsichtig gewordene Wort bezeichnet sie als das Getragene (Ahd. gitragidi, Mhd. getregede), das Erdgezeugte, als Gabe der Erde. Und welches andere Geschenk der reichen Mutter verdiente mehr die Auszeichnung eines solchen Namens? Und welch ein Rück- und Ausblick käme an Weite dem gleich, der sich an die Verleihung, gleichsam an die Belehnung des Menschen mit dieser Erd- und Himmelsgabe knüpfte?

Jahrhunderte, Jahrtausende thun sich auf, und in die ersten Zeiten des Menschendaseins sehen wir staunend hinaus. Heimat- und obdachlos streift der Jäger durch's Gewälde, horchenden Ohrs beschleicht er das ruhende Wild, oder erjagt im Wettlauf das flüchtige, fordert es mit roher Waffe um Kampf. Sein blutiges Gewerbe duldet keine Genossen: er bedarf großer Erdstrecken, damit Hirsch und Bison sich nähre, in deren Fell er sich hüllt, deren Fleisch seinen Hunger bändigt, aus deren Blut er neue Wildheit trinkt: einsam wie er gelebt, endet er einsam. Wie ganz anders erscheint neben ihm der Hirt! Sein Geschäft ist nicht mehr der Mord, er nährt, zähmt, erzieht das Thier; schon werden die edleren

Kräfte des Gemüthes wach; nach oben zu den ewigen Gestirnen richtet sich sein ahnendes Auge, und in der Weite der Ebene oder im Thal des Gebirges erhebt er die Stimme zum Wechselgesang. Aber noch folgt er mit dem beweglichen Zelt der weidesuchenden Heerde von Steppe zu Steppe, auch er ist noch fremd und ohne Heimat auf der Erde, und in langen Fehden vertilgt oft ein Geschlecht das andere. Erst wenn er den Jagdspeer und den Hirtenstab weggeworfen, wenn der Pflanzensegen der Erde seine irren Schritte hemmt und ihn die Kunst lehrt säend und erntend mit unblutiger Hand sein Brot zu bauen, wenn er auf die großen Ordnungen der Natur ein stätiges Dasein gründet, dann erst, im Ackerbauer ist der Mensch zum Menschen geworden und mag versuchen die großen Aufgaben der Menschheit zu erkennen und zu lösen. Um die feste Wohnstatt breiten sich umfriedete Marken, gesellt sich mannigfaltiger Schmuck des Bodens; Hütte tritt neben Hütte, auf beschirmtem Altar brennt das Opfer, und bald erwachsen aus dauernder Gemeinschaft die Tugenden und Kräfte der Völker. Nur der ackerbauende Mensch ist zum Herrn der Erde berufen, vor ihm verschwanden und werden noch verschwinden alle die anderen wilderen Geschlechter, wie dies jener Jägerhäuptling, dessen Rede uns Crevecoun aufbewahrt hat, in der eigenthümlich treffenden Weise indianischer Naturberedsamkeit aussprach. „Seht ihr nicht", rief er den Missisaes zu, „daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? daß das Fleisch mehr als dreißig Monden braucht um heran zu wachsen und oft selten ist? daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen hundertfältig wiederkehrt? daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Füße hat zur Flucht, wir aber deren nur zwei besitzen es zu erjagen? daß die Körner da, wo sie die weißen Männer hinsäen, bleiben und wachsen? daß der Winter, der für uns die Zeit mühsamer Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will: Bevor die Zedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein und die Ahornbäume

des Thales aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern die Jäger sich nicht entschließen zu säen." In der That, eindringlicher konnte kaum die praktische Seite der Wahrheit dargethan werden, daß dem Ackerbauer die Welt gehört. Auf seinem Geschäft, als auf einer unzerstörbaren äußeren Grundlage ruht zuletzt Alles, was die Menschheit errungen hat in Sitte und Bildung.

Was dem Ackerbau diese geistbildende, sittigende Kraft gegeben, war ohne Zweifel die hier so augenfällig hervortretende Abhängigkeit des Menschenwerkes von der über ihm waltenden Macht und die Nothwendigkeit unausgesetzter, angestrengter Arbeit. Es ist wahr: auf jenen Inseln der Südsee, auf welche die Sonne mit immer gleicher Liebe blickt, führt der Mensch ein müheloseres Dasein. Der Tahitier, wenn er um seine Hütte eine Reihe von Brotbäumen gepflanzt, hat damit nach Cooks Ausspruch genug gethan für ein ganzes Leben, und er darf alles Weitere der Natur überlassen. Er braucht nicht wie der Landmann rauherer Klimate Jahr aus, Jahr ein im sauren Schweiß dem Erdboden seine zweifelhaften Gaben abzuringen und hinterläßt doch in jenen Bäumen noch ein reiches Erbe. Aber dieses beneidete Inselvolk ist eben auch nur ein „Volk von Kindern" und wird es bleiben, so lange nicht eine andere Thätigkeit die schlummernden Kräfte stachelt. Mit Recht ist deshalb von jeher das Ackergeschäft als ein ehrwürdiges, heiliges gepriesen worden, und die Dichtung aller Völker hat aus dem Wachsen und Reifen, aus Saat und Schnitt der Aehren eine Fülle der schönsten Bilder gewonnen. Fromme Gebräuche begleiteten durch lange Jahrhunderte, ja bis auf den heutigen Tag das Leben des Landmanns, Frucht wie Acker sind geweiht und unverletzlich. Gott selber hat die Hand darüber. Wer Getreide vom Felde stiehlt, der erbricht nach altskandinavischem, noch immer gängem Ausdruck, die Lade, den Schrein Gottes; wer die Grenze frevelnd verrückt, dessen friedlose Seele geht als Irrlicht in Moor und Sümpfen um.

Wer aber hat zuerst dem ärmlichen Halme das Geheimniß seiner Kräfte abgelauscht? Wer hat das erste Samenkorn gesät? In welchem Thal, auf welcher Flur wurde die erste Furche gezogen? Das sind Fragen, die gewiß ihre Berechtigung haben. Allein wie oft sie auch gestellt, und wie viel Fleiß an ihre Erforschung gesetzt worden: eine Antwort ist noch nicht gefunden. Und sie wird auch schwerlich je gefunden werden, denn die Anfänge des Ackerbaues liegen jenseit aller Geschichte. Mythen und Sagen verhüllen sie, ungleich an poetischem wie an historischem Werth, aber frommen Sinnes darin alle übereinstimmend, daß sie das brotspendende Korn als eine unmittelbare Gabe des Himmels bezeichnen. Von da herab brachte es eine milde Gottheit und lehrte mit eigenen Händen den Menschen Pflug und Sichel führen und die Kunst der Spindel.

So verehren selbst die rohen Odjibwaindianer den Mais als die „Beere des großen Geistes", und sie erzählen sinnig, es sei der erste Halmbüschel dieses Kornes in Jünglingsgestalt aus den Wolken herniedergekommen, und gleich bedeutungsvoll ist die mohammedanische Legende, nach welcher das Weizenkorn zugleich mit Adam aus dem himmlischen Paradiese zur Erde sank, aber im Falle zu seiner jetzigen Kleinheit zusammenschrumpfte, damit der Mensch Mühe habe es zu bauen.

Jedenfalls wird der „leitende Instinkt" kaum irgendwo deutlicher in der Geschichte unseres Geschlechts erkannt, als in dem Auffinden des nährenden Kornes, ja überhaupt aller „der Mittel, die der Mensch in den verschiedensten Weltgegenden sowie in den verschiedensten Formen zum Genusse sich angeeignet hat." (Schubert.)

Auch über das Vaterland der Getreidearten hat bis jetzt keine Forschung genügendes Licht verbreitet. Doch scheinen alle Spuren auf die große Heimat im Morgen hinzuweisen; und wäre begründet, daß ein wildes Gras, welches unter dem Namen Aigilops [1]) an den Küsten des Mittelmeers wächst, die Urform des Weizens sei, so dürfte man ähnliche für Roggen, Hafer und Gerste annehmen. Die erste

und letzte dieser Getreidearten waren im höchsten Alterthume bekannt, und die Gerste, in welcher die Rosse Agamemnons schwelgen, war dieselbe, welche heute auf unseren Feldern steht, wie die Wachtel ihren Lockruf schon aus den Weizenfeldern des römischen Landmannes erschallen ließ. Erst später wird der Hafer genannt, am spätesten der Roggen, der jetzt für den deutschen Norden das wichtigste Getreide ist und wohl vorzugsweise mit dem Namen „Korn" belegt wird. Ihn sollen die Hunnen nach Europa gebracht haben. Wie zuweilen die brandende See aus Trümmern der Schiffbrüche werthvolle Erzeugnisse der Menschenhand oder der Natur an's Ufer schwemmt, so wäre uns, der Ueberlieferung zufolge, diese edelste Gabe aus der verheerenden Flut der Völkerwanderung als Erbe nachgeblieben.

Ueberblicken wir, wohin heutzutage der Bau der Cerealien sich ausgebreitet, so öffnet sich ein weites Gebiet, und Staunen ergreift uns über die unzerstörbare Lebensfähigkeit dieser Pflanzen. Denn von den Hochthälern des Himalaya und der Kordilleren, 10 bis 13,000 Fuß über dem Meere, bis zu den Eisfjorden Finnmarkens und den Schneefeldern von Jakutzk streckt sich ihr Bereich. Hier, in einer Breite von 62 Grad, wo die Erde mehrere hundert Fuß tief ewig gefroren ist und nur ein kurzer Sommer dieselbe einige Zoll hinab aufthaut, gedeihen noch Halmfrüchte in Menge. So verläugnet sich nirgends der mütterliche Segen der Natur. Wo Reis und Mais nicht mehr gedeihen, da sprießt der Weizen; ihm gesellt sich der Roggen, um bald ihn ganz zu ersetzen, bis endlich Gerste und Hafer an seine Stelle treten, und noch immer ist es dem Kulturtriebe des Menschen gelungen diese Grenzen mit versuchender Hand weiter hinaufzuschieben. Ueberall umhüllt den Planeten dieselbe Atmosphäre, aus welcher in die mikroskopischen Poren der Pflanze die nährenden Gase dringen; überall in der Erde findet die Wurzel den Wasserquell, der die Organe frisch und geschmeidig erhält und ununterbrochen neue Stoffe gestaltet, überall den Kiesel, der dem dünnen Halme Festigkeit und Dauer, gleichsam das

tragende Gerüst giebt, das zwar die Sense des Schnitters schartig macht, aber auch dem trockenen Halme noch eine lange Brauchbarkeit und selbst jene lieblich rührende Musik verleiht, welche der Kleinrusse seiner Strohharmonika entlockt. In Gegenden, denen diese Bedingungen des pflanzlichen Wachsthums fehlen, ist auch kein Platz mehr für ein menschenwürdiges Dasein.

Je größer sonach die kulturgeschichtliche Bedeutung des Kornes ist, um so geringer erscheint nun dagegen die ästhetische. Die Getreideflur hat wenig malerischen Reiz. In eintöniger, gleicher Linie markt sich Feld von Feld. Es ist, wie der Dichter sagt, die

„— Schrift des Gesetzes des menschenerhaltenden Gottes;
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.“ (Schiller.)

Die Schrift des Gesetzes. Gewiß! Aber darf man sie schön nennen? und ist in der bunten Mosaik, in dem schachbretartigen Getäfel, zu dem die Ackerstreifen sich zusammensetzen, etwas Anderes sichtbar, als die mühende, regelnde Hand des Fleißes? Es ist die Erde in Knechtsgestalt, die wir sehen, abgerissen von ihren Schultern der stolze Mantel der Wälder, von ihrem Busen das Geschmeide der Wiesen; den freien Schwung ihrer Formen fesselt ein knappes, karges Gewand, für welches der Poet vielleicht lieber die Nacktheit der Wüste tauschen möchte. Oder sind nicht etwa gerade jene Erdstriche, aus deren reichem Segen ein großer Theil Europas seine Speicher füllt, verhältnißmäßig die ärmsten an schönen Landschaften? Brot, Brot! das ist der einzige Eindruck, den der Wanderer aus diesen weitgedehnten Getreideflächen mitnimmt. Der Gedanke an die Nothdurft des Lebens ist's, der ihn begleitet und festhält.

Und dennoch wäre in dieser Härte ausgesprochen das Urtheil ein unbegründetes. Denn auch das Kornfeld hat seine Poesie, und sie umwebt uns — wie so oft — auch ungesucht.

Wir betrachten das einzelne Gewächs. Es ist duftlos und scheinlos, wie die meisten Gräser. Es hat keine farbige, üppige Blüte, kein schöngeschwungenes Blatt. Wie viel stolzer erhebt sich der saftschwellende

Schaft des Wälschkorns, um der vielgefeierten Palme ganz zu geschweigen, in deren Schatten und von deren Früchten der Mensch der Tropenzone lebt. Eine spärliche Wurzel, ein dürftiger, kahler Halm, so schwank als könne jeder Hauch ihn knicken, eine einfache Aehre: das ist das Ganze. In das Kleid der Armuth haben sich von jeher die Wohlthäter der Menschheit gehüllt.

Aber wie noch das todte, abgeschnittene Stroh uns vertraulich anspricht, wenn es das Dach der Dörfer so nestwarm und winterlich herbergend überdeckt, so entzückt schon sein erster junger Blätterschimmer. Oft ehe noch die Wiese grünt, grünt das Korn. Aus der Schneehülle selbst hat es Kräfte des Gedeihens gesogen, und fröhlich blickt es in den Frühlingssonnenschein und hinauf in den Aether, durch den jetzt tausend Ströme neuen Lebens ziehen. Wer hätte in solchen Zeiten nicht mitgefühlt die große Erneuerung und Wiedergeburt der Natur? Vor diesem milden, himmelgezeugten Grün löst sich auch der schneidendste Schmerz in Wehmuth und Sehnsucht, und selbst den Bösen rührt ein seliges Erinnern. In die grünen Sprossen aber baut die Lerche ihr Nest, und darüber schwebt ihr Lied, das unermüdliche, kinderlautige, kreisende Lerchenlied, und es singt und klingt im Morgenroth und Abendschein, unter Regenschauer und Windesrauschen, durch alle Himmel weiterzündend — Ein jauchzendes Schöpfungshalleluja!

Weiter, rascher wächst das Korn. Bald schießt der Halm hervor, aber auf der Spitze trägt er die Speise des Menschen. Da ist zuerst die schwanke, grannenbesetzte Aehre des Roggens, und bald folgt ihr auf kleinerem Stengel die schöne Gerste mit den langen Haarstrahlen, jede Aehre ein schimmernder Schweif, das ganze Feld ein glitzerndes Gespinnst. Dann auf dem saftigen, starreren Halme die massive Aehre des Weizens, der man ihre süße Fülle wohl ansieht, und zuletzt die luftige Haferrispe, des Herbstes zierliches Glockenspiel. Welch ein zitterndes, flimmerndes Gewimmel beflügelter Körnchen ist das!

„— Wer hat an sidene Fäden
Do 'ne Chnöspli gehenkt und dört mit chünstligi Hände?" (Hebel.)

Gewiß, auch solch ein Halmenfeld ist schön. Sei es, daß es ein stiller Wald träumend in die Luft stehe, oder daß der Wind in seinen weichen Wellen buhlend wühle. Wenn da in den Tagen der Sommersonnenwende die langen Kornwogen dunkellicht aufschlagen und die Hügel hinauf und hinab, und weiter und weiter ziehen und die ganze Fläche jetzt violett, jetzt silbergrau schimmert, dann ahnen auch wir, gleich unseren Vorfahren, im Neigen und Beugen der Halme den Segensgang der befruchtenden Naturkraft. Dann mag noch immer Frô, der schützende Gott, auf seinem Eber durch die Fluren reiten und Gedeihen geben [1]), oder Walpurgis [2]), die heilige Aehrenhüterin, die Saaten weihen. Aber auch ohne diesen frommen Glauben — welches Auge verfolgte nicht mit Lust die reizenden Linien jenes Spiels? Und wer empfände nicht im Anblick dieses stillen Regens und Lebens dem Dichter nach, wenn er darin ein Bild erkennt der im Menschengeist wachsenden und wogenden Gedanken? [1]) Oder wer hätte nicht schon, wenn er durch das schlanke Geröhre wanderte, jener Scene gedacht, in welcher Dorothea an Hermanns Arm der neuen Heimat zueilt und mit ihm des wankenden Kornes sich freut,

„Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten erreichte" —?

Und was flüstern nun diese schwankenden, wiegenden Halme? Was raunt in diesem leisen Rauschen, in dem es immer wie ein geheimes reifendes Feuer zu knistern scheint? Sie erzählen sich von dem Natursegen, der nun wieder aufgethan ist für so viel sorgende, hoffende, harrende Menschenherzen, aufgethan für Alles, was da lebt. Das ist das unendlich Beruhigende, ich möchte sagen Sättigende im Anblick des Kornfeldes. Es ist die neue Erfüllung der alten Gottesverheißung: „So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Man sieht wieder mit

leiblichen Augen die Hand des Himmels, der mit der Erde den Bund geschlossen, und der Staub der blühenden Aehren dampft ein keusch Geheimniß der Natur in blauen Wolken auf und wird zum Opfer der Scholle.

Aber auch an Schmuck will es Gäa, die ewig junge, nicht fehlen lassen. Mitten in die Frucht des Schweißes wirft sie ihre Blüten. Das schlichte Werkelkleid mit buntem Saume zu zieren, drängt sich die Kornblume (Centaurea cyanus) herbei mit der Federkrone aus Himmelsblau, kommt der lustige Rittersporn (Delphinium consolida), der wilde Mohn (Feuerblume, Papaver rhoeas). An der Sonnenlohe selber hat er seine flatternden Blätter angezündet, und in diesem Brande eilt nun auch das Korn zu reifen.

Lange bevor noch die Weizenähre ihr bronzenes, volles Braun zeigt, wenn noch grün die Gerste steht und der Hafer „wie ein Bräutchen im Kirchstuhl" (Hebel), bleicht das Korn. Manches Wetter zog darüber, oft in breiten Flammen schlug der Blitz aus den fernabziehenden Feldern herauf, doch gnädig verschonte der Hagel. Nun ist es todreif. Aber auch jetzt noch regt es das Gemüth lebendig an, und man fühlt nichts von dem trüben, öden Eindruck, den eine verbrannte Trift oder ein welker Blumenflor macht. Still, segenschwer, demüthig-rührend blickt uns die Aehre an. Komm und brich mich! winkt sie und beugt sich dem Menschen entgegen.

Das ist die Zeit durch die Kornfelder zu wandern.

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus,
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm noch andrer Graus,
Da träumen Blüten nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein;
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein! (Keller.)

Ein Gang durch's Kornfeld — Sonntagslust und Sonntagsdienst des Arbeiters, der eine schwere Woche im Schweiß des Angesichts den Boden bestellt! Freude und Sehnsucht der Alten und Kinder!

Zwischen den Kornfeldern meines Dorfes wie oft bin ich da umhergeirrt! Da sehe ich auch dich, ehrwürdiger Großvater, wandeln mit den Enkeln im Gespräch oder stehen bleibend in einem langen, dankbaren Blicke alle die Fülle um dich her ermessen und mit zitternden Händen die Frucht der Aehre tasten. Ein frommes Lächeln leuchtet über dein greises Gesicht, und du bist selber ein solcher Acker voll Segen und weißt es nicht in deines Herzens Einfalt.

Ein Gang durch's Kornfeld um Mittag! Welch eine eigene fast seltsame Poesie liegt darin! Man streift auf den Rainwegen hin zwischen den hohen Aehrengassen, in denen die Glut des Tages sich verfängt. Da drinnen kocht und gährt und arbeitet es unhörbar; die Sommergeister, die Erdmännchen bereiten aus verborgenen Kräften das Manna der Welt. Schwül und glasig zittert die Luft über den weiten Flächen; aber kein Halm regt sich, keine Wolke zieht über die brennende blaue Wüste des Himmels. Alles steht unbewegt im flimmernden Zauber, und der Knabe, den Radel (Agrostemma githago) und Kornblume immer weiter vom Wege ab in den Halmenwald gelockt, schaut ängstlich, ob nicht aus dem schattenlosen Dickicht Frau Hollas, des Roggenweibes [1]), fahlbeschleiertes Haupt hervordrohe.

Laß stehn die Blume!
Geh nicht in's Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen! (Kopisch.)

Nirgend ein Laut. Nirgend Mensch, noch Thier: fremdes, ödes Schweigen überall. Auch die Lerche ist still geworden; nur die Grille schrillt ohne Aufhören. Wohin euer Auge blickt, Streifen an Streifen glänzen die stummen einsamen Gebreite. Aber gehet weiter! Thalab, wie im Nest versteckt, lugt ein Dörfchen mit seinen Strohdächern und den breitkuppeligen Birnbäumen aus den Feldern; hügelan wartet eine

Mühle auf ein wehendes Lüftchen, während jenseit auf grüner Koppe die Rinder mit gesenkten Häuptern in der Sonne stehen und die Wärme trinken. Wie gern verliert sich der Blick in solche Scenen! Wo ist der Fülle goldenes Horn so reichlich ausgeschüttet und das Mahl so voll bereitet für die bedürftigen Kinder der Erde?

Oder wenn Abends die Aehren im Roth des letzten Lichtes nicken und die Dorfschwalbe lautlos darüber hinstreicht, wenn dann kühlender Thau über den Feldern webt und aus den Halmen das Rebhuhn girrt, die Wachtel ruft und endlich die Nacht niedersinkt und der Himmelswagen seine Straße hinaufsteigt, oder ein Stern im silbernen Bogen durch die unendliche Tiefe schießt, wie der Traum eines Gottes: immer ergreift es, denn immer ist es die lebengebende, unalternde Natur, die uns in ihre heilige Mutterumarmung zieht.

Christus durch die Aehren wandelnd! Es giebt wenig menschlich schönere Bilder im neuen Testament. Es ist eben ein rechter Parabelgang. Die köstlichen Gleichnisse vom Säemann, vom Weizenacker, von den Garben, von dem, was gesäet wird verweslich und auferstehen unverweslich, alle die alten und doch immer neuen Spiegelbilder des Menschenlebens stellen sich wie von selbst dar und bezeugen die innige, gedankenvolle Beziehung, welche zwischen dem Menschen und der ihn nährenden Erde geknüpft ist. Ja, die altchristliche Dichtung steht nicht an den Heiland selbst der Aehre und ihrem Korne zu vergleichen, welches erst zernichtet und dann zum Brot des Lebens wird [1]. Und in ähnlichem Sinne erkennt Calderon unter den streitenden Geschlechtern der Pflanzen die Krone der demüthigen Aehre zu [2].

Eben um dieser ernsten, ja heiligen Ahnungen und Deutungen willen ist nun auch die Ernte den Völkern mehr als eine bloß weltliche Feier. Wie die Aussaat unter Anruf und Opfer geschah und fromme Bräuche beim ersten Umreißen des Bodens gepflegt wurden, so war und ist wieder die Ernte gleichsam ein religiöses Werk, ein göttliches Bundesfest. Der Schnitter ist ein Priester, und Abels Garbenerstlingen

entspricht noch heute der Aehrenletztling, der „Vergoodendeel=strauß" [1]), den der niederdeutsche Bauer in halbunverstandner, uralter Sitte der segnenden Korngöttin (Frau Gooda d. i. Holla) bald im Felde ausstehen läßt, bald unter heiteren Weisen opfert.

Ist das Korn gemäht und eingescheuert, so ist des Jahres schönere Hälfte dahin. Ueber dem Stoppelfelde liegt schon die ganze Herbstschwermuth. Die Wanderspinnen weben ihren Schleier, die Heimatvögel, lange verstummt, rüsten zur fernen Wanderschaft, vom Himmel hangt trübstilles Gewölk. Nur wenn im Spätherbst die Pflugschar von Neuem die Erde spaltet, belebt sich noch einmal dieses Bild. Die Spuren der Vergänglichkeit schwinden wieder, der neuen Saat wird das Bett bereitet, hoffend strebt der Sinn hinaus, und wie der Scheidende wohl dem Bleibenden ein tröstend grünes Reis zurückläßt, so zeigt uns noch im Vorwinter das Korn ein neues Grün. Mag die Schneedecke es auch bald genug verhüllen, sie hüllt es nur, um es desto sicherer einer künftigen Frühlingssonne entgegenzuführen.

VII.

Bilder aus der Thierwelt.

I.

Das Kameel.

> Eile, leg den Sattel auf den Rücken meiner Kameelin,
> Leicht, wie der Onager, rüstig, bepolstert mit Fleisch, fest,
> Eilig zieht es dahin, die knirschenden Zähne geben den Ton der Rolle, die das Brunnenseil dreht.
> Schon ist's den ganzen Tag gejagt; die Sonne sank.
> Noch war mein Kameel frisch wie das Wild, dessen Blick auf die Stelle der Gefahr gerichtet ist.
> Es wird mich hintragen zu Nouman, dem Fürsten,
> Dem Ersten der Sterblichen.
>
> Nabega Dhobyani in einer der Moallakat.

1.

Wenn die Wiederkäuer überhaupt mehr als irgend ein anderes Thiergeschlecht bestimmt scheinen, um kraftgerüstet und geduldig das Joch der Dienstbarkeit auf sich zu nehmen, so gilt dies im höchsten Maße und in ganz besonderer Weise von dem Kameel [1]). Hornlos und widerstandlos ist dieses Heerdenthier zu jedem Mühsal geboren, welches der auf eine unwirthbare Erde geworfene Naturmensch ihm auferlegt. Eben darum aber hat auch wohl kaum ein zweites Geschöpf eine so großartige Bedeutung in der ersten Geschichte und Kultur unseres Geschlechtes erlangt.

Minder begabt als das Pferd, und nicht, wie dieses, über alle tellurischen Räume verbreitet, ist es vorzugsweise dem wüsten= und steppenbewohnenden Nomaden Asiens zugesellt. Es ist sein Reichthum und Schutz, sein Nährer und Pfleger, sein Gefährte und Freund, in dem er der Gottheit höchstes Geschenk verehrt. Der Beduine weiß, daß

er Eins ist mit diesem Thiere, daß er ihm Leben und Freiheit schuldet [1]). Ohne die wunderbare Ausdauer und Fügsamkeit seines Kameels würden jene ungeheuren Strecken, in denen nur der Chamsin die glühenden Schwingen regt, auch ihm unnahbar sein. Aber da hat die sorgende Natur mitten in dieses Sandmeer nun eben das Wesen gesetzt, welches allein seinen Schrecken trotzt und in der pfadlosen Oede die sichere Bahn zu wandeln vermag.

Das Kameel ist in der That das „Schiff der Wüste“, wie es seit Jahrhunderten der Araber so treffend als dichterisch genannt hat. Leicht wie ein Nachen über die Welle gleitet sein Schritt über die Kiesfläche; jedem Winke gehorsam, trägt es den Beduinen und seine Habe, wohin diesen immer der nie rastende Wandertrieb führt, und vergebens wäre es, die Spur des Flüchtigen zu verfolgen. Das Kameel hat die „Füße des Windes“, selbst das schnellere Roß müßte im Wettlauf bald erlahmen, wenn es auch gleich geschickt Hunger und Durst, Glut und Staubwirbel ertragen könnte. So schweift der Beduine, freier als der Schiffer auf seinem Elemente, kühner und ungebändigter als der Jäger der Berge, durch die Steppen, aus Herzensgrunde den Fellah verachtend, der an die Scholle gebunden, unter dem Fuße seiner Dränger sich beugt. In der Wüste, im Kreise seiner Kameelheerden, weiß der Beduine sich jeder menschlichen Gewalt entrückt, und unbekümmert um alle Genüsse und Vortheile der Civilisation jenseits der Sandberge, streicht er bald friedlich und wie sein Thier mit dem Wenigsten begnügt, als Hirt umher, bald naht er als gefürchteter Räuber den bebauten Grenzen seiner Wildniß.

Das ist das Bild der Nomadenwelt noch heute in derselben Ureinfachheit, wenn auch nicht in derselben frommen Weise, wie zu den Tagen der Erzväter. Und für diese primitive Lebensgestaltung ist das Kameel vor Allem geschaffen, und schon insofern ein wirklicher Träger der Geschichte unseres Geschlechts. „Es ist“, wie Karl Ritter sagt, „die Hauptbedingung des nomadischen Völkerlebens auf

der Stufe patriarchalischer Entwicklung in den heißen, fast tropischen, vorzüglich aber subtropischen, regenärmeren Länderstrichen des Planeten."

Hiernach wird es nicht mehr befremden können, daß die Geschichte des Kameels sich in dasselbe Dunkel zurückverliert, wie die der ältesten Menschheit. Sie weist über die beglaubigte Zeit hinaus, und ohne zu berichten, wann und wie die Unterjochung des Thieres stattgefunden, führt sie uns dasselbe sogleich im Dienste des Menschen vor. Schon Abraham's und Hiob's Reichthum bestand in Tausenden von Kameelen (1. Mos. 12, 16; Hiob 1, 3; 42, 12), und als die von Midian und Amalek gegen Gideon, den Richter in Israel, heraufzogen mit Kriegsheeren „an Menge wie Heuschrecken", waren auch „ihre Kameele nicht zu zählen für der Menge, wie der Sand am Ufer des Meeres" (Richter 7, 12).

Aber das Kameel erscheint allerdings nicht bloß auf den Orient beschränkt. Abgewendet von den eigentlichen Gestadezonen wie von den Gebirgsländern (nur im Norden von Afrika nähert es sich ihnen), die südliche Halbkugel nicht übersteigend, erfüllt es fast ein Drittheil der alten Welt. Von Jenesei und Baikal bis Ganges und Indus, von Don und Ural bis Nil und Niger reichen die Grenzen seines Gebietes; aber indem es im Süden die Zone des Elephanten und im Norden die des Rennthieres gleichsam fliehend berührt, breitet es sich am zahlreichsten über das Löwen- und Dattelland aus.

Dieses wunderbare Thier ist wunderbarer und häßlicher gestaltet als irgend ein vierfüßiges. Aber mag hier sogleich im Voraus hinzugesetzt werden: wenn irgendwo der Nutzen die Häßlichkeit in Schönheit zu verwandeln vermag, so ist dies hier der Fall.

Ausgehend von dem auch den Alten bekannten Abscheu des Pferdes [1]) gegen das Kameel, stellt die Lessing'sche Fabel dieses letztere dem ersteren als Zerr- und Schreckbild gegenüber, geschaffen, um dessen unbegnügte Eitelkeit zu strafen. Das Pferd war klagend vor den Göttervater getreten und hatte schmächtigere Beine, einen längeren Hals,

eine breitere Brust erbeten und den Sattel, den der Reiter ihm auflegt, als angebornes Eigenthum verlangt. Da quoll Leben in den Staub, und vor dem Throne Jupiters stand das häßliche Kameel: das Thier mit den höheren und schmächtigeren Beinen, mit dem Schwanenhalse, mit der breiteren Brust und dem anerschaffenen Sattel. Das Pferd aber zitterte beschämt und entsetzt, und erblickt seitdem nie mehr ohne Schauder das Mißgeschöpf. — So erzählt die Fabel. Aber wie wirksam diese Scene immer entworfen ist, so scheint doch vom naturgeschichtlichen Standpunkte aus die Aehnlichkeit des Kameels mit dem Pferde kaum noch beträchtlich genug, um als Motiv einer solchen Situation gebraucht zu werden. Eher noch möchte die dem tübetanischen Kameelnamen Nja-bong (d. i. Höckeresel) zu Grunde liegende Anschauung gerechtfertigt sein, da sie wenigstens auf einer gewissen inneren Verwandtschaft der Charaktere beruht. Aber auch schon ein flüchtiger Blick auf das Kameel zeigt, daß diese Thiergestalt ganz aus den Formen und Maßstäben der übrigen Vierfüßer heraustritt.

Man kann sagen, das Kameel vereinige gleichsam in groteskem Gesamtbilde die Typen der verschiedenen Wiederkäuer. Aus dem großen, plumpen Rumpfe dringt vorn, fast zwischen den Beinen, der mächtige Giraffenhals. Aber er steigt nicht stolz und steil empor, wie bei diesem Wüstenrenner und seinem Gefährten, dem Strauß [1]), sondern gesenkt und in langer Biegung krümmt er sich heraus, um dann erst mühsam sich aufzurichten, als balancire er wie ein Hebel die eigene Körperlast, oder als strecke er sich erwartend dem Joch entgegen. So scheint hierin schon der dienende und duldende Charakter des Thieres ausgesprochen. Auf diesem Halse steht ein unverhältnißmäßig kleiner Kopf mit entschiedenem Schaftypus. Die Stirn kurz, die Nasenlinie einfältig langgezogen und gebogen, die Oberlippe gespalten, die Unterlippe hängend und beim Fressen immer höchst ernsthaft nach dem Takte malmend, das Ohr klein [2]), das Auge in großer Halbkugel gläsern hervorstechend [3]), die ganze Physiognomie gähnend, stupid. Auch die starr geradaus-

gekehrte Stellung des Kopfes, die in einer eigenthümlichen Wirbelbildung ihren Grund hat, trägt dazu bei, diesen geistlosen Ausdruck zu verstärken, obschon gerade sie von den Orientalen häufig gepriesen wird. Der Rumpf selbst schiebt in seiner Masse nach vorn, mehr dem Hirsch- als dem Stierleibe ähnelnd. Der breiten zottigen Brust mit den stämmigeren Vorderfüßen steht das hagere Kreuz mit den hohen Hinterbeinen entgegen, über welche ein Kuhschweif hinabfällt. Mitten aus dem Rücken endlich erhebt sich der Höcker, der Thurm dieses wundersamen Gebäus, auch er gewissermaßen ein Symbol des lasttragenden Schicksals. Dem genährten Weidethier schwillt er (mit dem Dichter zu reden) „gleich eines Schmiedes Blasebalg" in runder Völle, wie er dem darbenden, übermäßig angestrengten zu einem magern Hügel zusammenschrumpft [1]); er ist der Sattel des Reiters und das Proviantmagazin des Thieres, die unschönste und zugleich die nützlichste Mitgift der Natur. Von Brust und Kinn hängt ein langer Bart herab, die Fußgelenke und den Bug bezeichnen kahle Schwielen, eckig ungethüm steht die ganze Gestalt auf den knochigen Beinen: kaum daß ihr der lenkende Beduin bis an die Hüfte reicht. Eine solche Erscheinung ist imposant nur durch ihre abenteuerliche Häßlichkeit. Vertieft sich dazu ihre Farbe aus dem gewöhnlichen Gelbbraun in's Schwarze, und verwandelt sich der Höcker, wie bei dem baktrischen Kameel in ein Doppelgebirg, so wird Lucians Märchen begreiflich, daß einst ganz Alexandrien, durch den ersten Anblick des bis dahin unbekannten Geschöpfes in Schrecken gesetzt, die Flucht ergriffen habe.

Doch nun sehe man die monströse Gestalt sich in Bewegung setzen. Allerdings ist die Haltung unbeholfen. Keine Spur von dem frei ausgreifenden, stolz die Scholle zurückwerfenden Schritte des Pferdes. Schaukelnd schwankt das Thier auf und ab, auch darin dem Schiffe ähnlich; aber gleichmäßiger, sicherer und wie oft! schneller als der wellendurchfurchende Kiel theilt es die Sandwogen, vom Aufgang bis zum Niedergang des Tagesgestirnes ununterbrochen dahinziehend. Seine

breiten, schwieligen Sohlen tragen es, ohne zu versinken, über die Wüste, und so leise schreitet dieser plumpe Fuß, daß kaum ein Ohr sein Nahen vernimmt. Ueber Sand, Trümmer und Felsen sieht man plötzlich ein hochgerecktes, weitgestrecktes Thier daherkommen, still und fast feierlich wie eine wandelnde Wolke. Es liegt, dünkt mich, schon in diesem Gange etwas von dem sanften, ernsten Wesen des Kameeles. Weiß doch der arabische Improvisator die festlichen Tanzbewegungen der Braut in seiner kühnen Bildersprache nicht würdiger zu vergleichen, als mit dem gemessenen Schritte des Kameelweibchens [1]).

Aber mit der Gestalt hebt und belebt sich zugleich die Physiognomie. Das Auge, das unter den Brauenknochen so dumpf und ausdrucklos hervorstarrte, blickt ruhiggroß umher. Es sucht vertrauend den Menschen. Und wenn es nun unter dem Schatten der Wimpern langsam umrollt und der vielfarbige Stern bald in Schwarz, bald in Weiß zu schimmern scheint, dann strahlt aus ihm ein solcher seelenvoller, fast erhabener Ausdruck, eine solche Milde und Sanftmuth, daß es nicht mehr überrascht, von Reisenden zu hören, es weine im Schmerz [2]). Das kleine, scharfhörende Ohr richtet sich auf, die Nase öffnet gleichsam saugend ihre Spalten, der Hals reckt sich höher: das ganze Thier ist ein anderes.

Auch der Charakter entfaltet dem Beobachter erst allmählich seine stillen Tugenden. Es durchdringt sich in ihm der phlegmatisch-melancholische Sinn der Wiederkäuer mit dem mehr cholerischen der Pachydermen. Gleichmüthig, sanft, ergeben, „ein Sohn der Geduld", wie sein Herr, der Beduin, trägt es mit diesem und für diesen alle Beschwerden der Wüste. Es hungert und dürstet mit einer Genügsamkeit ohne gleichen, wandelt in Sonnenbrand und Nachtfrost durch Sand und über Felsgeröll, kaum am Abend seiner Bürde erledigt, nur dann und wann mit dem Stachelgestrüpp der Mimosen den langverhaltenen Hunger stillend. Zutraulich schmiegt es den Hals an seinen Führer, folgt ohne Zaum und Zügel dem bloßen Wort, lauscht der gesprächigen Rede und verdoppelt seine Schritte, vergißt jedes Mühsal, wenn die

Rohrflöte klingt oder der Chor der Huddis die alten Heldenlieder von Iran und Turan anstimmt. So harrt das Kameel Wochen, Monate lang aus, und strengt, dem schmeichelnden Treiber zu gefallen, seine letzten Kräfte an, bis es niedersinkt und ein über den ganzen Körper hervorbrechender Schweiß sein nahes Ende ankündigt. Dennoch würde es zu diesem Dienste, dem jedes andere Geschöpf erliegen muß, nicht tauglich sein, wenn seiner Hingebung und Treue nicht zugleich eine hohe Gelehrigkeit zugesellt wäre. Das Kameel ist ein geistreicheres Thier, als der erste Anblick verräth, und vielleicht eben so sehr Erzieher als Zögling des Wüstenhirten. Es erklettert den Felsen, es schwimmt durch den Strom, es zieht das Floß und den Pflug, es trägt den leichten Reiter und das schwere Geschütz, steht im Treffen, jagt in Angriff und verstellter Flucht dahin, und zeigt dem Bernsteinsucher am Meeresstrand, wenn sein scharfes Auge das Harz im Mondlicht flimmern sieht, niederknieend den kostbaren Fund [1]).

Sind diese Eigenschaften des Thieres, so zu sagen, mehr passiver Art, und entbehren sie jenes stolzen Glanzes, durch den das Pferd besticht, so zeigt doch auch das Kameel erregtere Affekte und selbst wilde Leidenschaft. Da fällt sogleich seine wahrhaft rührende Jungenliebe auf. Keinen Augenblick vergißt die Kameelmutter des noch frei neben dem Lastzuge trottenden Füllens, sie bewacht jeden seiner Schritte, dem verlorenen läuft sie nach, bis es aufgefunden ist, und beklagt das todte in ergreifenden Jammerlauten und mit „strömenden" Thränen Tage und Nächte hindurch. Und wie der Liebe, so ist das Kameel nicht minder des höchsten Muthes fähig. Wenn die Horden der Beduinen ihre blutigen Fehden auskämpfen, ist das Kameel ihr Schutz und Trutz. Den Hals hoch aufgerichtet, das Auge funkelnd, stürmen sie im kühnsten Wurf der Schenkel dahin. Das Klirren der Schwerter, das Krachen des Gewehrfeuers, das Geschrei der Führer entzündet in dem friedlichen Thiere die wildeste Kampflust. Mit Windesschnelle, kaum von dem Pferde gefolgt, dringt es vor; doch auch im höchsten Ungestüme

noch jedem Worte des Reiters horchend, stürzt es ebenso wieder zurück aus dem Bereiche der feindlichen Geschosse.

Diesen Muth steigert die Brunst, aber mehr noch grausame Behandlung zu einer Wuth, in der das Thier nicht bloß über seinesgleichen herfällt, sondern nicht selten sogar dem Menschen Gefahr droht [1]). Es werden dann alle die Untugenden des phlegmatisch-cholerischen Temperaments an ihm wahrgenommen. Seine Ausdauer verwandelt sich in Störrigkeit, seine Sanftmuth in Stumpfsinn, seine Dankbarkeit in nie vergessende Rachsucht. Träg und schreiend widersteht es der Belastung, sucht boshaft zu entspringen, und weist dem Treiber das Gebiß, aus dem die hakenartigen Raubthierzähne drohend hervorblitzen. Er ist verloren, wenn er nicht schnell sich der furchtbaren Schneide entzieht — ein Biß würde ihm den Kopf kosten [2]). Wer erkennt hier noch das vielgepriesene „Thier ohne Galle" [3])? das fromme, duldsame Geschöpf des Arabers? Aber freilich, wer wird sich über solche Entartung noch wundern, wenn er sich erinnert, mit welcher empörenden Härte der Kabyle dieses Geschöpf tyrannisirt! Ein Leitseil roh um die Lippen desselben geschnürt, über Klippen und Schlünde dahinsprengend, und wenn dem müden Thiere die Kraft versagt, es mit unter den Bauch gebundenen Dornen und Feuerbränden zu neuem Laufe spornend — so hetzt der Barbar sein Kameel, bis es zusammenbricht, um dann über das verendende herzufallen und mit scharfen Kieseln aus seinem zuckenden Körper Fleischstreifen zu einem Biwachtschmause zu reißen.

Wohl liegt bei einem solchen Thiere die Frage nach seiner Urheimat nahe. Aber diese Frage ist um so schwerer zu beantworten, je weiter sich mit den Jahrhunderten die Peripherie seines Verbreitungskreises ausgedehnt hat. Ursprünglich vielleicht auf den arabisch-libyschen Wüstenstrich beschränkt, ist es den Eroberungs- und Handelszügen der vorderasiatischen Stämme nach Norden und Süden gefolgt. Im frühesten Alterthume mochten es Hebräer nach Aegypten gebracht haben, doch ward das dem verachteten Hirtenstande zugehörige Thier

erst nach vielen Jahrhunderten heimisch. Die nordafrikanischen Völker lernten es später kennen; in keinem der punischen Kriege findet man das Kameel, ein Siegesbülletin Cäsars erwähnt es zuerst unter der dem König Juba abgenommenen Beute [1]). Die Perserkriege führten es auf europäischen Boden. Das Heer des Xerxes begleiteten Karavanen von Lastkameelen, über welche, nach Herodot's Erzählung [2]) allabendlich die thessalischen Löwen verheerend sich herwarfen. Aber damals so wenig als später, bei dem Anstürmen der Gothen gegen die Römergrenze, fand das Wüstenthier Eingang im Occident. Epochemachend wurden in der Geschichte des Kameels erst die Siegeszüge des Islam. Es erscheint da gleichsam als ein Träger des Mohamedanismus. Denn über ganz Nordafrika drang es mit dem Koran zugleich, und wie es über die Meeresscheide von Gibraltar noch einmal hinüberschritt nach Europa, wenn auch nur zu kürzerer Herrschaft: so sehen wir es im Süden zu den Kokoswäldern des Ganges und Indus hinabziehen, um auch dort eine muselmännische Aera zu begründen. Den Kriegsschaaren Sultan Mahmud's, der im Jahre 1024 aus Kabulistan aufbrach, um den größten noch übrigen Braminentempel bei Somnath zu zerstören, führten allein zwanzigtausend Kameele den nöthigen Wasservorrath durch die Wüsten von Multan und Sind nach.

In ähnlicher Weise verbreiteten die Mongolen das Kameel über die Gobi, in die pontischen und uralischen Steppen, bis nach Sibirien. In diesen Ländern ist es jetzt noch zu Haus. Es lagert vor den spitzen Filzzelten des Kirgisen, dessen höchster Reichthum es ist; der Tatar spannt es, mit dem Joch zwischen Hals und Buckel, an die Deichsel seines kornbeladenen Karrens; der Kalmücke behängt es mit Glocken und zieht singend, Weib, Kind und Götzenbilder auf dem Rücken des Thieres, durch die Salzsteppen; der Samojede treibt es samt dem Rennthiere zugleich in seinen Sumpf- und Waldweiden umher, und der Buräte reitet, wenn Schnee die Thäler füllt und die Flüsse schwellt, auf dem Kameele sicher hindurch, welches er zum Schutze gegen das

feindliche Klima in dichte Hüllen genäht hat. „Das Thier der trockenen und tropischen Sahara ist zu einem Wasserthier an der Schneegrenze Sibiriens geworden.“ Statt des Chamsins und seiner glühenden Sandtromben umbraust es die nordische Wjuga. Millionen blitzender Eisnadeln erfüllen die Luft und dringen wie Pfeilspitzen überall ein, der Schnee kreist in Wolken fallend und wieder emporstiebend, Erde und Himmel zu einem Chaos vermengend, in welchem jede Spur eines Weges verschwindet; aber das Kameel wandert hindurch. Ein Strom schießt durch die Steppe. Das Kameel scheut den ersten Schritt in das ungewohnte Element, es zögert, tritt hinein, und nun einmal von der Welle ergriffen, schwimmt es auf die Seite gelegt, ohne Ruderschlag, gleich einem geschwellten Luftballon hinüber, leichter fast als jedes andere Thier. Aber dies ist auch die äußerste Grenze im Norden, bis zu welcher das Kameel zu kommen vermag, und es ist hier längst nicht mehr das edle Thier von Iran und Nedschd. Seine Gestalt ist klein, sein Haar lang und zottig, sein Gang langsam, sein Sinn widerspenstig. Ebenso bezeichnet das Indusdelta in Asien und die Nigermündung in Afrika die äußerste Südgrenze seines Vordringens. Denn da, wo die tropischen Regengüsse das grasreiche Land in Schlamm auflösen, erweicht sein zäher Schuh, und das Thier stürzt mit auseinandergleitenden Hinterfüßen zu Boden, oder es erkrankt in der feuchten, fieberbrütenden Schwüle. Das Kameel ist, wie schon oben gesagt, insbesondere nur für die trockenen, freieren Kiesflächen des Planeten bestimmt. Es ist das natürliche „Komplement der Wüste“, dem in Europa nicht sowohl das Klima, als vielmehr das „Agrikulturleben der Civilisation“ entgegensteht, während in den regenarmen Steppen der Südhemisphäre, auf den Hochebenen des Kaffernlandes und Madagaskars, die Giraffe an seine Stelle tritt.

Diese Natur des Kameeles und diese Beschränkuug auf die Nordhälfte der alten Welt weist auf Arabien und Innerasien als seine Heimat. An der Grenze der Wüste Schamo lebt es noch heute wild oder

verwildert; es wird gejagt, aber läuft so schnell, daß der bestberittene Jäger es nur selten mit seinem Pfeile erreicht. Anders ist es in Arabien. Hier erscheint das Kameel, wie bereits bemerkt, seit Urzeiten nur als der treuausharrende Gefährte des Menschen, und die Hunderte von Namen (Bochart zählt sechshundert, Hammer sechstausend), mit denen die bilderreiche Sprache des Arabers das Thier belegt, sind fast eben so viel Ausdrücke der dankbarsten Schätzung und Liebe [1]).

Aber noch tritt ein anderer Unterschied hervor, auf welchen schon Aristoteles aufmerksam gemacht hat. Jenes wilde Kameel der heutigen Mongolenländer, von den Alten das baktrische genannt, hat durchgehends zwei Höcker (Trampelthier, δίτυλος bei Diodorus [2]). Sein starkes, wolliges Haar, das an Nacken, Stirn und Schenkel zottig herabhängt, schützt es in den rauhen Klimaten seiner Heimat; der gedrungene, massige Körperbau befähigt es, größere Lasten zu tragen und länger auszudauern, sein Fuß geht in kürzerem, aber sicherstem Schritt. Es ist vorzugsweise das Bergthier. Darum wird es in den heiligen Büchern der Zendvölker als der Erstling der Thiere gepriesen, „nur geschaffen für die Reinen". Das einhöckerige, arabische Kameel mit schlanken, beweglichen Gliedern, kleinem und gestrecktem Kopf, feinen, kurzen Haaren, erscheint dagegen mehr als das Laufthier der Ebenen und Wüsten. Seine Gestalt ist edler, sein Ausdruck intelligenter, doch mag es früher erliegen.

Obwohl nun äußerlich diese zwei Species augenfällig genug von einander abweichen, so wird dieser Unterschied doch nicht allzusehr betont werden dürfen, da ihm nur geringe innere Unterschiede entsprechen. Besonders hervorzuheben ist bei dem baktrischen Kameele der einfachere Bau des Magens. Denn hier gehen Pansen und Haube völlig in einander über, während bei dem einhöckrigen Thiere die vier Abtheilungen des Magens deutlich gesondert sind. Die Meinung Büffon's, der Doppelhöcker sei nur aus einer Ausartung hervorgegangen, bleibt daher unhaltbar. Aber wohl hat man andrerseits immer zu erwägen,

daß jedenfalls auch das Kameel, wie andere Hausthiere der Völker, das Ursprüngliche seiner wilden Gestaltung durch die Kultur verloren hat.

2.

Om el Bel, „Mutter der Kameele“, so nennt der Araber die Mitte seiner Halbinsel, das steinige Hochland von Nedschd. Mit Stolz und mit Recht. Denn hier ist wirklich das eigentliche Zuchtland des Kameels, und hier am ersten könnte dessen Urheimat gesucht werden. Zahllose Heerden durchziehen die Steppen; noch heute wie vor Alters versehen sich die Nachbarländer aus Nedschd mit edlen Thieren, ohne je den Reichthum des Landes zu erschöpfen.

Den hohen Werth des Kameels erkennend, hatte der Beduin es schon in der vormohamedanischen Zeit geheiligt, und tausend Sprüche, Sagen und Lieder feierten dessen Lob von Geschlecht zu Geschlecht. Zahlreiche Schriften sind allein seiner Natur und Zucht gewidmet [1]); ja selbst in die deutsche Thiersage [2]) trat das wunderbare Geschöpf der Fremde ein. Es ist nach der Lehre des Korans aus derselben Erde geformt als Adam, und wie durch das irdische Leben begleitet es den Araber auch in jenes zukünftige. Ohne Dattel und Kameel würde der Himmel, in dessen Wolkenzügen und Sterngruppen er nur die Bilder ziehender Kameelheerden sieht [3]), für ihn eine Oede sein. Den Brunnen Zenzem, den lange verlorenen, welchen Engel in der Wüste öffneten, um Hagar zu tränken, fand ein Kameel wieder auf: hier ward Mekka gebaut. Als der Prophet nach Medina flüchtete, entriß ihn die Schnelligkeit seines Kameels den Verfolgern; es rastete nur Einmal, und auf dieser Stelle erhob sich die erste Moschee. Von einem Kameele herab verkündete er seine letzte Offenbarung; auf einer Kameelstute ohne Flecken (Nagah) ist er in das Thor des Paradieses gezogen. Kein höheres Besitzthum giebt es und kein höheres Opfer als dieses Thier; Blutrache verfolgt den Frevler, der es tödtet. So hatte übermüthig vergossenes Kameelblut einst den Vernichtungskampf der Bakhr und Taghle-

biten entzündet, der über ein Menschenalter währte, obschon beide Eines Stammes waren. König Kuleib, der das friedlich weidende Thier niedergeschossen, war der Erste, der die That mit dem Leben bezahlte. — Will das arabische Weib dem Manne schmeicheln, so nennt sie ihn zärtlich: „Mein Kameel!" und in der Todtenklage der Verwittweten wiederholt sich am häufigsten der Ausruf: „O du Kameel des Hauses, wer hilft mir meine Last tragen?" Das Kameel, der treue Gefährte, dem der Araber Alles dankt, konnte nicht bloß sein Sklave bleiben, es wurde zu seinem Freunde, zu seinem Bruder, ja zum zweiten Vater der ganzen Familie, die ihn so sehr verehrt, daß er mit Theil nehmen muß an ihren häuslichen Gebeten, Waschungen und jedem frommen Brauch [1]). Mit seinem Kameele theilt der Araber Alles, was ihn selbst betrifft, Speise und Trank, Arbeit und Erholung, Lust und Leid; bei seinem Kameele schwört er, wie bei Himmel und Erde.

Die Geburt des Kameeles ist daher ein wichtiges, festliches Ereigniß; man begrüßt das junge Thier bei seinem Erscheinen mit dem Freudenrufe: Es ist uns ein neues Kind geboren! Trifft sich dieses auf dem Wanderzuge durch die Wüste, so nimmt es der Beduin liebkosend auf den Arm, läßt es dann einige Stunden auf dem Rücken der Kameelmutter ruhen; auf der nächsten Station stellt er es ihr schon zur Seite. Die jungen Thiere sehen höchst sonderbar aus. Die Biegung des Maules tritt bei ihnen viel stärker hervor, als bei dem alten Kameele, und giebt dem Kopfe eine gewisse Aehnlichkeit mit dem eines Habichts. Dabei tragen sie den wolligen Körper höchst unbeholfen auf den langen Beinen und sind sehr eigensinnig. Kaum berührt erheben sie ihr unangenehmes Geschrei. Schon zeigt sich der Höcker, aber noch keine Spur von Schwielen, die indeß ebensowenig, als jener, altererbte Male der Sklaverei, sondern vielmehr die natürlichen Polster des gehenden und ruhenden Wüstenthieres sind. Hat das Füllen sein viertes Jahr zurückgelegt, so wird es gezähmt, indem man ihm die Vorderfüße

durch ein um den Kopf geschlungenes Seil fesselt und es zwingt, auf gewisse Zeichen niederzufallen und sich zu erheben. Nun, da es abgerichtet, beginnen die Mühsale des Lasttragens oder der Eilzüge durch die Wüste; das Kameel tritt in den Kreis des Nomadenlebens oder in den Dienst des völkerverbindenden Handels, und hier erst zeigt sich ganz die Einzigkeit und die hohe Bedeutung des Thieres.

Versetzen wir uns in die Karavanserei.

Es ist Mitternacht vorüber, der erste fahle Schein des Morgens, „der Wolfschweif", wie die Beduinen sagen, streicht über den Himmel. Dunkle, plumpe Massen lagern, Felsblöcken gleich, im Sande; es sind die Kameele der großen Handelskaravane. Zwischen ihnen schleichen in langen Mänteln Beduinen umher, den Thieren die Fußgelenke zu entfesseln: denn die Stunde des Aufbruchs ist gekommen. Alle kostbarsten Erzeugnisse der Natur und Menschenhand liegen hier in Ballen und Kisten aufgestapelt. Seide aus Indien, Shawls von Angora, Sammet aus Brussa, Baumwollengewebe von Mosul, damascenische Säbel, persische Dolche, arabische Lanzen, Straußfedern vom Kap und indisches Elfenbein, Perlen von Bahrein, duftende Oele, Gummi, Weihrauch, Myrrhen, Granatäpfel, Datteln, Schnee vom Atlas für eines Pascha's Keller: alle diese Seltenheiten liegen hier bei einander vereint, und die Kameele tragen sie vom Senegal nach Mogador, von Bagdad nach Mekka, von Dschidda nach Kairo, von Tombuktu nach Alexandrien. Jedem einzelnen Thiere wird eine Last von 4 bis 6 Zentnern aufgelegt, die in dem hölzernen Sattelgerippe, mit welchem der Höcker umzäunt ist, ihren Hauptschwerpunkt hat. Das Kameel gibt seine unruhige Verwunderung über die Bejochung zu erkennen, aber es ist nicht widerwillig, und besonnen erhebt sich das mächtige Thier, wenn es seine Last erhalten, in dem gewohnten Zickzack: erst halb auf den Vorderfüßen, dann langsam und wie prüfend mit den Hinterfüßen, zuletzt richtet es sich vorn ganz auf. Ueberbürdet der Treiber das Thier, so bricht es, seine Ohnmacht fühlend, in ein Jammergeschrei aus, bis die Last er-

leichtert wird. Treffend nennt es der Araber deshalb auch „das schreiende Schiff", und er achtet dieser klagenden Stimme wohl. Fährt er aber dennoch fort, das Kameel zu beladen, so wird das Geschrei desselben schwächer, und findet es auch da noch nicht Gehör, so stößt es bald nur noch einzelne Seufzer aus; wenn es endlich schweigt, schweigt es für immer. Es bleibt am Boden liegen, weder Gewalt noch Liebkosungen, weder Hunger noch Durst bringen es von der Stelle; es erwartet ruhig den Tod.

Nach zwei Stunden ist die Karavane gerüstet. Das Signal zum Aufbruch wird gegeben, und ein Kameel hinter das andere gebunden, je 10 bis 20 zu einem Ketar (Kette) vereinigt, setzen sich die Hunderte von Thieren allgemach in Bewegung, bis der ganze Zug in einer unabsehbaren, staubaufwirbelnden Linie sich entrollt. Voran reitet auf einem Maulesel der Führer der Karavane, ein hagerer Araber, die lange Flinte über der Schulter. Den Kameelen zur Seite gehen die Treiber; es sind athletische, schweigsame Neger oder redefertige Söhne der Wüste. Auf dem Rücken der Lastthiere sitzt der Kaufherr, die Hand wachsam an Dolch und Säbel gelegt, sitzt der Pilger, den ein frommes Gelübde zur Kaaba treibt, der phlegmatische Türke im hohen Feß, der Franke, der unbeholfen hin und her schwankt, und weiterhin in Körbe gepackt, je zwei auf einem Kameel, verschleierte, neugierkluge Weiber. Um den Zug aber schwärmt auf kleinen sehnigen Pferden oder hoch auf kleinen Dromedaren die Schaar der Beduinen, welcher das Geleit der Karavane obliegt. Ein weißbärtiger Scheich führt sie an; immer tummeln sie sich, schießen hierhin und dorthin, lauschend, lachend; die Federbüschel ihrer langen Lanzen, ihr weißer, faltenreicher Burnus, ihr schwarzes Haar flattert im Winde.

Jetzt steigt die Sonne empor; über die Wüste rollt der goldene Strom, rein und hehr, wie da er zum ersten Mal über die werdende Veste sich ergoß. Die Karavane kehrt sich dem aufsteigenden Lichte entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Aber ihr Gebet ist

stumm; der Mensch feiert und ist still mit der feiernden, stillen Natur. Nichts hört man, als die heisern Kehllaute des Kameeltreibers oder das Getön der Glöckchen, mit denen er sein Thier behängt. Und höher erhebt sich die Sonne, ihre Glut strahlt herab und wieder von der Erde auf. Der Huddi geht rüstig im Schatten des gleichmäßig fortschreitenden Kameels einher, farbenbunte Märchen blühen ihm aus dem Sande entgegen; er träumt von sprudelnden Brunnen, von Palmen mit goldenen Aepfeln, von Zauberern und Drachen, die im krystallenen Schloß Rubinen und Karfunkel hüten. Oder er erzählt dem Kameel von seinen eigenen Geschichten, Thaten und Thorheiten und freut sich des Zuhörers, der ihm mit gespitzten Ohren lauscht. „Nun berichtet er ihm, um es zu neuer Ausdauer zu spornen, von seiner Race und Abstammung, von seinen rühmlichen Vorfahren, von den Wegen, die sie zurücklegten, von deren Freundschaft und Begebenheiten mit seinen eigenen Ahnen, und verheißt ihm zahlreiche Nachkommen. Dann lobt er es als sein bestes Kameel, bläst ihm Tabacksrauch in die weiten Nasenflügel, verspricht ihm eine baldige Heirat, nennt es Bruder, küßt es, singt ihm Liebes- und Kriegeslieder vor.“ Bei ihren scharfen Takten preßt das horchende Thier die Kinnladen zusammen, es knirscht mit den Zähnen und dreht den Kopf nach dem Sänger hin, dem es dankbar die Hand leckt. Jede Ermüdung ist vergessen, und trotz seiner Bürde legt es unglaubliche Strecken zurück, zur Wonne des Gebieters. In der That sollte man nicht meinen, die Natur habe dem Kameele diesen geistigen Sinn für Musik und Gesang zu der Dauer und Kraft des Körpers als einen zweiten, vielleicht noch mächtigeren Hebel hinzugegeben, um die jedem anderen Geschöpfe unüberwindlichen Beschwerden der Wüste zu überwinden?

Zeigt sich doch das Thier einmal lässig oder störrisch, so fehlt es dem feurigen Araber nicht an Zorn, Schimpfreden und Vorwürfen, wie gegen einen menschlichen Widersacher. „Es muß sich die Namen Hundssohn, Jude, Nazaräer, Ungläubiger gefallen lassen, und oft hören,

daß es seinen Wohlthäter vergessen habe, der es geschmückt und ihm Amulete gekauft, um es gegen den „bösen Blick“ und andere Fährlichkeiten zu schützen. Aber sein Kameel zu prügeln, dazu läßt sich der edle Araber nie herab. Nur durch das Wort lenkt er das kolossale und doch so willige Thier, oder durch den Fuß, mit dem er ihm vom Sattel aus sanft auf den Nacken tritt, oder durch den Stab, mit dem er es nur zu berühren braucht, um ihm die Richtung zu zeigen, welche es gehen soll.“ Wenigen Thieren legt er einen Zaum an, und selbst von diesen sagt das arabische Sprichwort, wenn eine Maus den Zaum ergreife, könne sie das Kameel führen, wohin sie wolle. „So bleibt die große Maschine sich fast ganz selbst überlassen, ein wahres Wunder, mit schwerer Last im gleichmäßig abgemessenen Schritt, oder unbelastet in dauernd flüchtigster Bewegung, die von nichts unterbrochen wird.“ Während das Pferd immer nur gelenkt und beachtet sein will, da jeder Windstoß, jedes raschelnde Blatt, jeder aufschwirrende Vogel seine Phantasie in Schrecken setzt, läßt sich der stoische Gleichmuth des Kameels von keinem vorübergehenden Wechsel oder Zufall beirren.

Es ist Mittag. Die Sonne steht lothrecht am stahlblauen Himmel und drückt mit unbeschreiblicher Schwere auf Mensch und Thier, um den Horizont aber lagert schwefelfarbiger Brodem. Die Beduinen haben sich dichter in ihren Burnus gehüllt, aus dem nur die schwarzen Augen hervorfunkeln; zusammengekauert sitzen sie auf ihren Pferden und Dromedaren, Lanze und Säbel über den Sattelknopf geworfen. Die Treiber schleichen matt neben den Kameelen, die Märchenerzähler sind still geworden, auch die Rohrflöte ist verstummt. Das Knistern des unter den Füßen der Thiere zusammenrieselnden Sandes ist der einzige Laut in der unendlichen glühenden Weite, aber er klingt dem peinlich gespannten Ohr wie meilenfernes Rauschen eines Katarakts. Umsonst sucht auch das Auge nach einer Spur des Lebens. Da ist nirgends Baum noch Strauch, nirgends selbst nur ein Schimmer dürftiger Halme. Nie, das sieht man, hat der Fuß des Fremdlings in dieser Oede geweilt,

als um sie zu fliehen und wieder zu menschlichen Stätten zu gelangen. Grabhügel und Gebein, Tod und Verwesung in allen Gestalten sind die einzigen Spuren der Hunderte und Tausende, die diese Straße der Schrecken gezogen. Langsam kreist der Aasgeier in den Lüften, der Schakal schleicht lauernd hinter den Sandbergen hervor: sie machen Jagd auf Leichen.

Die Karavane lechzt, denn schon sind die Wasserschläuche geleert, und die Kameele haben den letzten aufgesparten Trunk aus der schwammigen Kammer des Magens heraufgepreßt, die Zunge zu feuchten. Es ist der fünfte Tag seit der letzten Tränke, die „Khims", die Durstzeit muß enden, wenn nicht Thier und mit ihm Mensch erliegen soll. „Käme im Sturm eine schwarze Wolke, rissen Blitze die Schleusen des Himmels auf, es würde den Schmachtenden Labung bringen; das Gebrüll des Löwen wäre ihnen erwünscht, würde es doch ersehntes Land verheißen."

Plötzlich dämmert ein dunkler Streifen auf. Maschallah! Die Spiegelung! Ein Strom, ein Meer rollt seine Wellen, schlanke Stämme steigen empor und wiegen ihre Kronen, Mauern mit flatternden Fahnen, friedliche Hütten, sonnige Gärten — Alles, was das fiebernde Hirn sich ausmalt, da liegt und ragt es in die Luft! Aus Glut und Dunst haben die Djinns der Wüste diesen verderblichsten aller Zauber gewoben. Wehe dem Reisenden, der dem lockenden Gebilde folgen, der seinen Durst aus diesem leuchtenden Becken löschen wollte! Immer weichend würde es ihn immer weiter hineinziehen in das Reich des Todes, bis jede Umkehr unmöglich. Die Karavane hat ein stilles Gebet gemurmelt und zieht langsam, muth- und hoffnungslos von dannen.

Immer unerträglicher wird der Durst, jeder Athemzug wirft einen Feuerbrand in die Pulse. Einzelne Kameele der Nachhut erheben ein Angstgebrüll, sie taumeln und zittern. Das Maß der Kräfte ist erschöpft. Ihres Schicksals bewußt strecken sie sich stöhnend auf den Sand, indeß ihre sanften Augen trauernd die weiterwandernde Karavane verfolgen

und wie hülfesuchend umherirren. Religiöse Scheu verbietet dem Araber, das treue Thier zu tödten; er darf es nur des Fleisches wegen, und auch dann noch hat er eine fromme Sühne nöthig. Aber schon sind Geier und Schakal nahe, krächzend und mit schwerem Flügelschlage kommt die Schaar der Raben, um die Beute, noch vor dem Erlöschen des letzten Lebensfunkens, zu zerfleischen. Der Zug schleppt sich weiter, und unbemerkt bleibt wohl ein pilgernder Nachzügler, ein verlechztes Weib zurück. Ihre Thiere sind gefallen. Sie machen einen ohnmächtigen Versuch, der Karavane zu folgen. Bald sinken sie nieder, und den Burnus über das Haupt gezogen, das Gesicht nach Mekka gewandt, betten sie sich todergeben zum letzten Schlaf, der sie freilich oft erst nach langen, schweren Stunden erlöst. So sterben sie einsam in der Wildniß, kein Grab deckt sie, und nach wenig Tagen vielleicht hat der Samum die letzten Spuren ihres Daseins verweht. Das ist das Loos so Vieler in der Wüste. Aber welche Macht wendet das gleiche Schicksal vom Haupt der Karavane, die immer matter dahinwankt?

Die Sonne sinkt. Die Schatten der Ziehenden gleiten seltsam über das hochgelbe Sandmeer, als gebe der Tod selber dem Zuge sein Gespenstergeleit. Da mit einem Male wirft das Dromedar des Scheichs den Hals hoch auf; es schnaubt mit den weit geöffneten Nüstern des emporgestreckten Kopfes und stößt ein wieherndes Geschrei aus. Wasser! Wasser! Aus Stundenferne saugt das Thier einen feuchten Luftstrom: den unwahrnehmbaren Dunst des Quells. Es bäumt sich und mit wilder Hast stürzt es, seine letzte Kraft aufbietend und jede Bande sprengend, der Wasserstelle zu, und ihm nach mit einem Freudenschrei die ganze Karavane. Jedes Auge leuchtet, die todesmatten Glieder durchzuckt elektrisches Feuer. Bald ist das Thal der Oase erreicht. Eine Palme hebt den Wipfel hinan, zu ihren Füßen schlägt die Tamariske das Zelt ihrer dichten Zweige auf, unter denen sich flüchtend das Laufhuhn der Wüste verbirgt; aber zwischen Gräsern und Binsen murmelt der Quell, der lebenspendende Bach. Er hat die Karavane gerettet.

Die Kameele haben getrunken, die Treiber rufen ihr schmetterndes Krri! und nun lagert sich das Thier. Aber vorsichtig und in demselben Tempo, in welchem es sich erhebt, legt es sich nieder. „Es biegt ein wenig das Knie, erst des Vorderbeins, dann das andere, und fällt mit der ganzen Wucht seiner Last und seines knochigen Körpers auf die Gelenkschwielen nieder; dann zieht es auch die Hinterbeine wie die hohen Schenkel einwärts gegen die vorderen hin und senkt sich da eben so gewichtig nieder; die Kniegelenke pressen sich wie Scharniere zusammen, und der ganze Körper, mit dem was er trägt, lastet rückwärts auf der Croupe, bis der gewaltige Koloß zu der vollkommen ruhigen Lage gelangt, die ihm eigenthümlich ist." Nun erst, da es auf den sieben Schwielenpolstern der Brust ruht, kann es entlastet werden; die abgelösten Ballen bleiben zu beiden Seiten des Thieres auf dem Boden stehen; das Kameel zwischen ihnen erhebt sich seiner Bürde frei und geht auf die Weide. Es begehrt nichts als Dornen, aber sein scharfes Gebiß zermalmt die eisenfesten leicht und mit Lust, als seien es Halme [1]).

Inzwischen taucht die Sonne am Horizont hinab, ein glühender Rubin, und übergießt die ganze schauerlich-großartige Wildniß mit Purpur, um im nächsten Augenblick zu versinken und Alles in Dämmerung zu hüllen. Die Zelte sind aufgeschlagen. Man hat sich gelagert, Feuer prasseln auf, von geschäftigen Händen genährt und bei jedem neuen Aufwurf die Lohe in die Nacht hinausstrahlend. In malerischen Gruppen stellt und lagert sich die Karavane umher. Dort an der Palme lehnt ein Neger, regungslos, wie ein Bild aus Erz. Er gedenkt der Heimat, der Hütte am Niger, der wogenden Grasflur, der rauschenden Wälder, drin Jaguar und Tiger hausen. Hier, neben den Kameelen, die mit ihren großen glänzenden Augen wie nachdenkend in die Feuer sehen, lagern die Treiber zum Schlafe bereit. Hinter ihnen, um ein zweites Feuer, kauern Beduinen; sie spielen, treiben Possen oder schmauchen aus langen Pfeifen und „reichen die Trinkschale des Gesprächs umher". Vor jenem Zelte aber sammelt sich im phantastischen

Gemisch der Trachten und Waffen der große Kreis der Reisenden: Araber, Türke, Fezzaner, Jude und Frank in Einer Runde. Sie horchen einem Derwisch, der aus „Tausend und Eine Nacht" erzählt, oder einem fahrenden Improvisator, einem Hariri der Wüste, dessen kecke Lieder der schwirrende Ton der Rababa begleitet, und werden nicht müde, den Sänger durch ihre preisenden Maschallahs oder durch einen Regen blinkender Dirrhem zu immer neuen Weisen zu begeistern.

Allmählich nahet Mitternacht. Der Mond wirft ein grüngoldenes Märchenlicht auf die Scene und kämpft auf den weißen Zeltwänden und den blanken Damascenern mit den Fackelscheinen der niederbrennenden inneren Feuer. Nur die äußeren schlagen noch immer mächtig empor. Sie wehren dem Schakal, der heiser bellend das Lager umschleicht, und zeigen, gastliche Leuchten des Sandoceans, dem einsamen Schiffe der Wüste die Bahn zur Karavanserei. Bei ihnen wacht der Scheich und sein Tribus; aber über das Lager hat der Schlaf die leise Decke gebreitet.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkene Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.
(Freiligrath.)

Und bleichen nun die Sterne, ist Kanopus und Orion am Horizont erloschen, dann erhebt sich mit neuer Kraft die Karavane. Tage um Tage vergehen, Sonnenglut wechselt mit Nachtfrost, bis endlich die grünen Fluren der Fellahs aufleuchten. Im Goldglanz des sinkenden Abends erheben sich die Kolosse der Pyramiden und die kahlen Abhänge des Mokkatam; zwischen ihnen rollt majestätisch der Nil, breitet mit ihren Hunderten von Thürmen und Domen, mit ihren Moscheen und Palästen ohne Zahl die altsarazenische Khalifenstadt sich aus: Kahira, „die Mutter der Welt". Die Karavane hat ihr Ziel erreicht. Und schon warten die Nilbarken der Schätze, sie dem Meere zuzuführen, und das Meer wird sie hinübertragen nach Europa, in die Bazars der

Weltstädte, in die Schlösser der Fürsten, in die Museen der Wissenschaft, in die Hallen der Industrie.

So ist denn das Kameel in einem noch höhern Sinne als in dem des Beduinen „das Wüstenschiff", der wirkliche Träger und Führer, nicht eines irren Hirten und Räubers, sondern des Handels und der Bildung ganzer Völker. Durch das Kameel allein sind jene heißen Erdstriche, welche der „Ocean ohne Wasser" trennt, mit einander verbunden; sie sind nicht mehr vereinzelte unzugängliche Inseln, nicht die disjecta membra der magna mater, sondern lebendige Glieder, eingefügt in den Dienst und die Kraft des großen Weltganzen. Das häßlichste der Thiere ist das nützlichste; das anspruchloseste Geschöpf hat den großartigst weltgeschichtlichen Beruf, es ist, wie Karl Ritter so geistvoll sagt, „der Vermittler, der von Anfang der Schöpfung bestimmt war, die kontinentalen Völker auf friedlichen Bahnen zusammenzuführen und den Verkehr zwischen dem Orient und dem Occident ebenso anzubahnen, wie die menschliche Kunst durch das Meerschiff [1]) die Gestadewelten des Erdballes einander gegenseitig, wenn schon in späteren Perioden, befreunden sollte."

3.

Die gegebene Schilderung hat vorzugsweise nur des Lastkameels (Dschämmel) gedacht; aber noch bleibt das Laufkameel oder Dromedar (griech. Δρομάς, von δρομός der Lauf; arab. Hadschin, Maherry, Sabayi, persisch Revahié = fliegendes Kameel) zu erwähnen. Ist jenes das eigentliche Karavanenthier, so ist dieses das Thier der Beduinen, der Renner, der den plündernden Haramy von einer Wüstengrenze zur andern trägt. Zeigt jenes in der struppigen Behaarung, in dem geschundenen Körper und dem schwereren Gange die Merkzeichen der Dienstbarkeit: so ist dieses wohlgenährt, glänzend, schlank, von freiem, fast stolzem Ausdruck. Es steht wie der Zelter neben dem Ackerpferde, und ist, wie dieser, ohne einer andern Species anzugehören, nur durch Zucht und Pflege gehoben.

Von seinem zweiten Jahre ab zu jenem eigenthümlichen Trabe gewöhnt [1]), in dem es die beiden Beine der einen Seite immer zugleich aufhebt, statt wie das Pferd sie zu kreuzen, entfaltet es eine bewundernswürdige Ausdauer und Schnelligkeit. Mehemed Ali ritt einst die 25 deutschen Meilen von Suez nach Kairo, um einer Verschwörung der Mamelucken zuvorzukommen, in zwölf Stunden auf seinem Dromedar und sein Page, am Schweif des Thieres sich anhaltend, erreichte laufend mit ihm Kairo. Und doch ist dies nicht das Höchste, was ein Dromedar zu leisten vermag. Im Beginn des letzten ägyptisch-türkischen Feldzuges wurde eine Eilbotschaft von Akra nach Kairo geschickt. Diese Strecke von 95 deutschen Meilen sollte der Kurier, so lautete der Befehl, bei Verlust seines Kopfes binnen drei Tagen zurücklegen, und der Beauftragte übergab seine Depesche schon in der Hälfte des dritten Tages. Ja Diodor erzählt von medischen Dromedaren, die in einem Tage 1500 Stadien (etwa 37 deutsche Meilen) zurücklegten, womit auch Strabo übereinstimmt [2]). Das mächtige Thier, das mit langen Schritten aus weiter Entfernung plötzlich zur Stelle ist, hat etwas fabelhaft Großartiges. Kaum hat der heranreitende Rakeb (Hadschinreiter) dem Begegnenden sein Salem Aleik zugerufen, so ist er, ehe noch der fromme Gruß erwiedert werden kann, dem Auge schon entschwunden, denn das Dromedar schießt wie ein Pfeil vorüber. Dabei ist sein Schritt leichter und von sanftwiegendem Takte; der Araber sagt von dem trabenden Omankameel: Sein Rücken ist so weich, daß du eine Tasse Kaffee trinken kannst, während du auf ihm reitest. Der ungewohnte Europäer zwar empfindet nichts davon. Mit Mühe und stets in Gefahr herabzufallen, erklimmt er das Thier; er klagt über die harten, erschütternden Stöße desselben, und nimmt sich meist nicht viel anders aus, als ein hin- und hergeworfener Waarenballen [3]). Wie schön reitet dagegen der Araber! Da erkennt man sogleich den Fürsten der Wüste! Sieben bis acht Fuß über dem Boden, vornehm-nachlässig zurückgelehnt an den Sattelstuhl, der auf dem Höcker steht, den linken

Fuß gegen den Hals des Thieres setzend, schaut er freien, gebietenden Blickes umher. Die Hand stützt sich auf den Säbel, der rothe Turban umleuchtet das ernste Haupt wie mit Flammenschein, der Bart rollt lang herab, „glänzend von Tugend“: als jage ein Geisterkönig vorüber, so prächtig stolz die ganze Erscheinung!

Aber welcher Arm könnte ihn auch erreichen? Durch das Thor der Wüste zieht kein Eroberer, ihn zu knechten; kein Pferd kann ihn erjagen, schnell wie die Wolke vor dem Winde eilt er dahin. Als Muley Abderrhaman verbannt und verfolgt aus seinem Reiche flüchtete, suchte er die Wüste: er hatte nur zwei Dromedare; das eine war mit seinem geretteten Schatze, dem Goldstaube, beladen; das andere, immer gesattelt und gezäumt, stand stets zur Flucht bereit: so entging er seinen Feinden. Ebenso hatte einst ein Dromedar den Darius Hystaspis glücklich durch alle Gefahren des skythischen Feldzuges hindurchgetragen. Der dankbare König errichtete ihm eine Ruh- und Pflegestatt, Gaugamela hieß er sie, Haus des Kameeles, das Andenken des Thieres auch in ferner Zeit zu bewahren.

Gleich dem Lastkameele, ja besser noch, hungert und durstet das Dromedar Tage lang. In seinem Magen hat es, wie jenes, den sparenden Wasserquell, und vermag es einmal nicht mehr den ärmlichen Shuturdorn zu finden, so ist, wie das arabische Sprichwort bezeichnend sagt, „der Höcker seine Speise“. Es saugt das fettige Zellgewebe desselben gradweis ein, um ihn freilich erst nach Monaten, zu ruhiger Weide gelangt, von Neuem zu ersetzen.

Unsere Schäfer rühmen sich, jedes Thier ihrer Heerde zu kennen; aber um wie vieles vertrauter steht der Kameelhirt (Deridschi) mit den seinen! Zieht er aus zu irgend einer Fahrt, so bittet er für sie:

O Herr bewahre sie vor allen drohenden Gefahren,
Laß ihre Glieder eiserne Säulen sein!

und kehrt er heim, so erschallen Lieder zu Preis und Dank der schnellen Läufer. Unter Hunderten kennt der Beduin die Spuren seines Kameeles

heraus; an ihren flachen oder tiefen Eindrücken sieht er, ob es leicht oder schwer ging [1]). Hat er sich verirrt, so läßt er ruhig das Thier gewähren, denn es findet auch in der unwegsamsten Wildniß den Weg. Am Tage ruht und geht der Müde in seinem Schatten, des Nachts wärmt es ihn, wacht sein leises Ohr für ihn. Es tränkt ihn mit seiner Milch, kleidet ihn mit seiner Wolle, speist ihn, wenn es endlich nach 30 bis 50 Jahren treuer Dienste untauglich wird, mit seinem Fleische; selbst das Schlechteste an ihm ist dem Beduinen noch nutzbar. Hat der Beduin ein Kameel, so hat er Alles: es leistet ihm mehr als Pferd, Rind und Schaf zusammen; er bedarf nichts weiter. Man biete ihm alle Reichthümer, von denen seine Märchen erzählen, und fordere ihn auf, das bewegliche Zelt der Wüste zu lassen und sein festes Haus an den Wassern des Nil unter den Palmen zu bauen, und er wird dem beredten Sprecher verachtend den Rücken kehren. Wie den Schiffer das Brausen der Wogen und das Gebrüll der Stürme, wie den Alpenjäger der Donner der Lawinen und das Eis der Gletscher: so lockt ihn die Wüste, die freie, unendliche. Auf dem Rücken des Kameels sie kühn zu durchziehen, am Oasenquell zu ruhen und den langen Durst in langen Zügen zu stillen, das dünkt ihn eine größere Herrlichkeit, als im Bann der Grenzen zu wohnen und von der Fülle der Güter zu schwelgen.

Der Europäer hat Mühe, sich aus seiner Civilisation heraus in eine so ursprüngliche Lebensweise zu versetzen. Er muß die Söhne der Wüste sehen und hören, wenn er ein Bild dieser schrankenlosesten Unabhängigkeit, dieser stolzen, obschon rohen Einfachheit, dieses kühnen, abenteuernden Raub- und Hirtenlebens gewinnen will. So werde denn hier zum Schluß ein solcher wilder Beduinenklang aus dem Liede Shanfarat's, des Dicklippigen, des Sängers vom Stamme Azd vernommen.

Er war Mahomed's Zeitgenosse, schnell im Laufe, wie ein Pferd, „der Mann des Blutes und der Beute, halb Wolf, halb Hyäne", wie er sich selbst nannte. Er hatte geschworen, hundert Mann vom Stamme der Benu Salama zu tödten. Sobald er Einen des Stammes

erblickte, faßte er zum Bogen und schoß ihm durch Auge und Hirn. Neunundneunzig hatte er getödtet, allen Nachstellungen entrinnend, bis er von Asir, dem Schnellsten aller Schnellen, bei nächtlicher Weile an einem Brunnen erschlagen ward. Als später ein Benu Salama an der Quelle vorüberging, trat er auf den Schädel des erlegten Blutfeindes und verwundete sich am Fuße, so daß er sterben mußte. So hatte Shanfara, sagt die Legende, noch im Tode den hundertsten Feind gefällt und seinen Schwur gelöst. — In dem Gedichte dieses wildesten aller Beduinen heißt es:

Kinder meiner Mutter, sattelt eure Thiere; ich suche andere Gefährten als Euch.

Alles ist bereit, das Nachtgestirn strahlt, die Kameele sind gerüstet, sie sind bereit aufzubrechen, wohin es auch sei; schon liegt der Sattel auf dem Rücken.

Ich suche in der Ferne ein Asyl, wo keine Verfolgung; ich kenne die Einsamkeit, in der sich Jeder vor dem Haß der Seinen verbergen kann. Dahin! Dahin!

Da finde ich schon andere Gefährten als Ersatz für mich: den hartherzigen Wolf, den glatten Leopard, die Hyäne mit der dicken Mähne.

Der Fehlende wird da nicht um seines Fehles willen verfolgt; sie stoßen jede Beleidigung zurück; Keiner weicht feige; — an Muth übertreffe ich sie aber alle.

Ich fühle mich verlassen von jenen Menschen, die man durch Wohlthaten nicht bezwingen konnte, deren Nähe keine Reize gewährt.

Ihren Mangel spüre ich nicht, wenn mich nur Dreies nicht verläßt: Mein unverzagtes Herz! Mein funkelndes Schwert! Mein langer, mächtig schwirrender Bogen!

Wenn er seine Pfeile schnellt, dann zittert die schöne Schnur, an der er jetzt über dem Köcher hängt; die Pfeile im Köcher rauschen dann, wie die Klagetöne der Mutter, der ihre Kinder geraubt sind.

Durst kann ich ertragen; die Weiber kann ich lassen; vor keinem aufrauschenden Vogelflug erschrecke ich; nie bangt mir, wenn der Vogel Strauß sich zeigt.

Ich bin nie unbewaffnet, meine Seele nie ohne Muth.

Wenn mein Fuß die Kiesel der Wüste beschreitet, so müssen sie Funken sprühen und in Stücke zerklaffen.

Ich besiege den Hunger durch leere Vertröstungen, bis er zuletzt zu Nichts wird.

Ich verschlucke den dürren Staub der Erde ohne Feuchte, und will den Retter nicht, der mir durch seinen Trank zu gebieten sucht.

Ich kann Alles ertragen; nur keinen Schimpf kann meine Seele ertragen!

Wie ein hungriger Wolf ziehe ich in der Morgenfrühe von Wüste zu Wüste.

Den grimmen Hunger packe ich zusammen in meine Eingeweide, wie die Hand hundert Fäden in sich zusammenfaßt.

Die Erde ist mein Bett; ausgestreckt auf den Rücken, aus dem die knochigen Wirbel hervortreten; den Kopf gestützt auf den sehnigen Arm.

Ich bin der Sohn der Geduld [1]) — und das ist auch mein Gefährte, das Kameel [2]).

II.

Das Elennthier.

> Siehst du den Geier über jenen Tannen?
> Auf's Wild herab bald senkt er das Gefieder;
> Es lüstet ihn das Elenn der Savannen —
> Dort, sollst du sehen, stürzt' es leblos nieder.
>
> Freiligrath.

Während das Kameel den Typus der Wiederkäuer in mißförmiger Extravaganz darstellt, ist dagegen der Hirsch eine der edelsten Gestalten dieser Gruppe, ja aller Vierfüßer überhaupt. Sein Körper vereinigt Stärke mit schwungvoller Anmuth; im schlanken Zug des Halses und der Füße giebt sich der Renner, im Zackenschmuck des Geweihs der Herrscher der Wälder zu erkennen, und sein frisches Auge darf mit dem der Gaselle wetteifern. Wir kennen aus eigener Anschauung nur die nächsten Glieder dieser Familie; aber sie sind eben auch zugleich die schönsten.

Ein Hirsch im stillen Bergsee die Krone spiegelnd, oder stolz und verwundert die freie Waldstraße hinabschauend; eine auf der Halde äsende Rehgruppe, die einen ruhend, die anderen in zierlichen Sätzen umherspringend und mitten im Spiele immer sichernd, immer aufschauend und beim leisesten Geräusch in die grünen Schatten davonschnellend, eine Hinde, die ihr Junges zur Tränke führt: das sind Scenen, denen gewiß schon Jeder einmal mit stillem Entzücken gelauscht hat. Indeß gehören auch sie bereits zu den Seltenheiten, und wenn wir das Hirschgeschlecht in seiner Massenhaftigkeit und ganzen natürlichen

Wildheit, wenn wir die historisch bedeutendsten Vertreter dieser Thierordnung sehen wollen, so müssen wir den Norden der alten und neuen Welt aufsuchen.

Unter ihnen steht das Elenn (Elch, Cervus alces) obenan. Der alte Name bezeichnet es als das schnelle und starke Thier[1]), denn es ist wirklich nicht sowohl eine schöne, als vielmehr eine gewaltige Erscheinung. So hoch als ein Pferd und länger gestreckt als dieses — denn es mißt acht Fuß — erfüllt seine Gestalt beim ersten Anblick fast mit Schrecken und ist wohl geeignet, uns in jene Zeiten zurückzuversetzen, in denen die kühnen lobebären Helden unseres Volkes mit Schwert und Speer das Dickicht der Wälder durchzogen, um Ur und Bison zu fällen.

„Darnach sluoc er schiere einen wisent und einen elch
Starcher ure viere und einen grimmen schelch,"

heißt es von Siegfried in jener verhängnißvollen Jagd des Nibelungenliedes.

Ein plumper Kopf, halb dem Pferde, halb dem Stiere zugehörig, hängt ihm groß und schwer am mähnigen Nacken. Auf ihm lastet mit Schaufeln und Gabeln gerüstet die Wucht des Gehörns, zuweilen von der Schwere eines halben Zentners; unter ihm aber quillt ein langer Bart hervor. Dunkles, starres Borstenhaar erhöht den imposanten Eindruck des Thieres, das man nicht ganz mit Unrecht den „Elephanten des Nordens" genannt hat. Sein Gesamtgewicht steigt bis zu zwölf Zentnern.

Will der kurische Edelmann dem deutschen Gaste zur Winterzeit ein Fest bereiten, so veranstaltet er gern eine Elennhetze[2]). Denn das Elenn ist ein echt baltisches Wild, und die Jagd desselben hat noch Etwas von jenem chevaleresken Ceremoniell, mit dem das mittelalterliche Waidwerk sich umgab. In der Frühe eines Dezembermorgens ist der Wald, in dessen Brüchen das Elenn wohnt, von Schützen und Treibern umstellt. Das Jagdhorn erschallt. Seinen langgezogenen Tönen antwortet ein zweites. Gleichzeitig klingt der eigenthümlich

melancholische, fast melodische Jagdruf der Treiber aus weiter Ferne her, zuerst nur schwach und vereinzelt, dann allmählich lauter und immer näher heranrückend. Noch vernimmt man kaum, wie das durcheinandergehende Ticken der Uhren bei einem Uhrmacher das Geklapper der Stöcke, womit sie an die Bäume schlagen. Aber plötzlich schreien sie lauter, die Hunde schlagen heiser, in einzelnen Sätzen an: das Jagdthier ist aus dem Lager aufgestanden. Bald fällt ein Schuß — Halang! (d. i. Elenn) — ein zweiter — Halang! Halang! Schon klingt Alles ganz nahe, schon hört man die brechenden Aeste — Halang! Halang! — Immer neue Schüsse — immer neues Rufen. Aber umsonst späht das Auge zwischen dem schwarzen Gewirre des Unterholzes umher. Endlich stäubt der Schnee, endlich splittern und knattern die Aeste und hervor trabt schüttelnden Hauptes der riesige Hirsch. Jetzt könnt ihr ihn in seiner ganzen Größe sehen. Eure Pferde aber wenden sich wiehernd und schaudernd. Seine schnaubenden Nüstern — faustgroß aufgebläht — seine tiefherabhangenden Ohren, die klatschend an die Kieferbacken schlagen, die emporgesträubte Mähne, das laute Knacken der Hinterzehen, der dumpfe Trott seiner Flucht: Alles dies giebt ein wildes, mächtiges Bild. Kein Strom, keine Eisfläche würde seinen Lauf hemmen; sogar über die grundlose Decke der Moore trägt ihn sein Huf, der sich mittelst einer besonderen Vorrichtung bald enger zusammenschließen, bald zu größerer Fläche ausbreiten kann. Aber jetzt fällt ein Meisterschuß: der Hirsch macht zwei ungeheuere Sätze und verschwindet im Dickicht. Hunde und Jäger ihm nach. An einen Baum gelehnt ist er in die Knie gesunken. Wie er seine Feinde gewahrt, rafft er sich mit verzweifelter Kraft auf, sich zum letzten Kampf zu rüsten, er senkt Nacken und Geweih — da giebt ihm ein neuer Schuß den Tod. Und wieder blasen die Hörner. Man sammelt sich, und hat der glückliche Schütz die saubere „Cüree“ beendet, so geht unter Freudenschüssen und Fanfaren der Zug heimwärts. Vor der Rampe des Herrenhauses wird die tannengeschmückte Beute niedergelegt, die Edelfrauen kommen herbei, und indem

sie über die ausgestreckten Läufe des Thieres hinwegschreiten, schmettern abermals die Hörner, schallt jauchzendes Hussah. Denn mit diesem Schritte erst ist das Jagdwerk gleichsam geweiht. Wie über einen gefallenen Helden werden die Gewehre über dem Elch in die Luft gefeuert, und so schließt feierlich das kriegerische Spiel.

In dieser Weise jagt man in den Ostseeprovinzen das Elenn.

Strenge Gesetze beschränken indessen auch hier, wie im nachbarlichen Schweden, die Lust der Schützen, um die völlige Ausrottung eines Thieres zu verhindern, das einst durch ganz Deutschland verbreitet und selbst Griechen und Römern nicht unbekannt war. Cäsar [1]) sah es in den herzynischen Wäldern. Es habe Füße ohne Gelenke, sagt der sonst so besonnene Beobachter, und könne, wenn es gefallen, sich nicht wieder erheben, daher es im Stehen schlafe und so von den Jägern überrascht werde. Der fabulirende Plinius aber überbietet seinen Gewährsmann noch dadurch, daß er hinzusetzt, die überhängende fleischige Oberlippe nöthige das Thier rückwärts schreitend zu weiden [2]). Wichtiger ist eine von Diodorus [3]) aufbehaltene Ueberlieferung. Ein furchtbares feuerathmendes Thier, Alcis genannt, kam nach Phrygien und entzündete die Wälder dieses Landes, so daß bald der unlöschbare Brand über die Gebirge hinweg bis nach Indien schlug. Ueber das Meer sich zurückwendend trug es die Flamme nach Phönizien, Aegypten und Libyen, zuletzt in die Länder des Abends. Dort erlegte Athene das dämonische Geschöpf. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß in dieser Erzählung eine Erinnerung an unermeßliche Waldbrände nachklingt, deren Anlaß man nicht kennt. Das friedliche Elenn, dem entfesselten Elemente vorausfliehend, gestaltete sich der dichtenden Phantasie zum Ungeheuer, und ward nicht bloß als der Bote, sondern als der Urheber des Verderbens betrachtet und verfolgt. So verwechselt der rohe Naturmensch Ursache und Wirkung [4]).

Der Größe des Elennthiers entspricht seine Stärke. Ein einziger Schlag des Fußes tödtet den verfolgenden Wolf, und selbst kühne Jäger

flüchteten vor dem ergrimmten Hirsch, der noch im Sterben gefährlich ist. Sein Gang, so schwer er schwankt, vermag sich zum reißenden Galopp zu steigern, sein Ohr vernimmt das Fallen eines Blattes, das ihm den lauernden Feind verräth; seine Haut ist so stark, daß sie von einer Pistolenkugel kaum durchdrungen wird. Daher gehörte zu dem Kostüme der Helden des dreißigjährigen Krieges immer der Elennkoller. Gustav Adolf trug einen solchen in der Schlacht von Lützen, und die Sage erzählt, daß Wallenstein oft im dichtesten Kugelregen ritt — ein gefeites Haupt — und sich den Pulverschmutz vom Lederpanzer wischte. Aus Allem sieht man, daß Kurland, als es den Elch zum Wappenthiere machte, kaum ein gewaltigeres wählen konnte.

So phlegmatisch-trotzigen Sinnes das Elenn zu sein scheint, so leicht läßt es sich zähmen. Es hat, wie in seiner Gestalt, so auch in seinem Charakter Etwas vom Rinde. Doch soll die Zähmung in Rußland und Schweden verboten sein, weil zuweilen Verbrecher durch die außerordentliche Schnelligkeit des Thieres entrannen. Unter der Regierung Karls XII. bediente man sich ihrer zur Beförderung von Staatscourieren, die auf diese Weise täglich 36 schwedische Meilen zurücklegten.

Das dunklere amerikanische Elenn (Musethier, Moose-deer, C. alces americanus) kann nur als klimatische Abart angesehen werden. Es unterliegt der ausgedehntesten Verfolgung, indessen kommen in den Thälern Kaliforniens angeblich noch Heerden von zweitausend Stück vor. Die Indianer überjagen sie entweder auf Schneeschuhen oder fangen sie durch Lockung. Das Instrument, dessen sie sich bedienen, ist ein Horn aus Birkenrinde. Dämmert der Abend, so schleichen die Jäger auf die Heide, und vom Gipfel eines Felsen oder Baumes herab schallt nun das Horn in die weite, lauschende Stille. Nichts kann größere Gefühlserregungen hervorrufen, als wenn man, in wollene Decken gehüllt, am Saume der waldumgürteten Ebene sitzt, der Mond durch die Nebel dringt, die wilde Scene schwach erleuchtet, dann an der Oberfläche einer Granitklippe aufblitzt und endlich mit ruhigem Licht in dem Gewässer

eines Sumpfes und auf den bethauten Sträuchern der Moorweide funkelt. Nichts kann, wenn nun die rohen Töne der Lockpfeife über dem wiederhallenden Walde ausgeklungen, aufregender sein, als die dem Rufe folgenden Augenblicke des Horchens. Kaum sollte man glauben, daß das menschliche Ohr einer solchen Spannung fähig sei. Und wenn dann, weit über die Hügel daher und durch das Föhrengebüsch hindurch die dröhnende Stimme eines männlichen Elenns Antwort schickt und endlich der König des amerikanischen Waldes aus den Bäumen hervortritt, und schnaubend und brüllend auf dem Blachfelde steht, eine nebelumdampfte Riesengestalt: dann ergreift den Europäer ein übermächtiges Gefühl des Schreckens und der Kampflust zugleich; er faßt kaum wissend, was geschehen soll, nach der Büchse und duckt sich in's schützende Gesträuch, um von hier aus die Kugel zu senden [1]). Oft entgeht noch das tödtlich verwundete Thier seinen Verfolgern. Es sucht mit den letzten hinschwindenden Kräften eine Schlucht, ein Thal, um dort im tiefsten Waldversteck einsam zu verenden. — Die Jagd auf Schneeschuhen, die nur im Februar und März betrieben wird, gilt für edler; denn sie fordert große Anstrengung, Ausdauer und nicht selten auch den kühnsten Muth. Franklin erzählt die Geschichte einer solchen. Mehrere Jäger hatten sich zu gemeinschaftlicher Verfolgung verbunden. Aber obgleich die blutige Spur schon am vierten Tage die Krankheit des Elenns verrieth, setzte dieses die Flucht fort und ermüdete seine Feinde bis auf Einen, der, nachdem er zwölf Stunden geruht, das Thier endlich einholte und erlegte [2]). Die Indianer verarbeiten die starke Haut zu Nachen, und schätzen das Fleisch für das edelste Wildpret, ohne daß sie einen Versuch unternähmen, dies nutzbare Geschöpf zum Hausthiere zu machen.

III.

Das Pferd.

Gedrungen, rund von Huf, die Fessel lang,
Welch Aug' am kleinen Kopf! die Nüstern weit,
Breitbrustig, fein von Gliedern, drall im Gang,
Dickschweifig, schlichte Mähn', im Kreuze breit:
Schaut, welch ein Roß! Kein Mangel kann es drücken —
Ein stolzer Reiter nur den stolzen Rücken!

Jetzt rennt's dahin, jetzt wurzelt's an der Erde;
Rührt sich 'ne Feder, seht ihr's pfeilschnell jagen,
Wohl wettet's mit dem Wind, wer Sieger werde:
Ha, ob es läuft, ob fliegt, wer kann es sagen?
Hört ihr durch Mähn' und Schweif des Sturmes Lieder?
Wie wogt das Haar, als wär' es ein Gefieder!

Shakespeare.

1.

Als Richard der Dritte in der Schlacht von Bosworth sich ringsum von Feinden bedrängt sieht, die sein Leben suchen, ruft er verzweifelnd über das Blachfeld hin nach einem Pferde. „Ein Pferd! — mein Königreich für'n Pferd!" Wenn es noch ein Heil gab, so konnte nur die Schnelligkeit dieses Thieres es bringen, und der Preis, den der fliehende König bot, war nicht zu hoch. Doch Richard ruft umsonst; er fällt unter dem rächenden Schwerte seines Gegners. Aber was ihm verweigert blieb, das hat Unzähligen schon das treue Pferd gebracht: Rettung aus Todesnoth. Schon um dieser einen Thatsache willen würde dem Pferde der Vorrang vor allen anderen Thieren zuerkannt werden müssen. Aber es verdient diese Stelle auch in jeder anderen Beziehung.

Denn an ihm scheint gleichsam die Natur den ganzen Reichthum der Gaben erschöpft zu haben, welche sie dem Thiere vorbehielt. Schönheit, Kraft, Dauer, Schnelle, Muth — jeder Vorzug ist ihm verliehen, und kaum hat deshalb je der Naturmensch eine größere Eroberung gethan, als da er den Nacken desselben beschritt, es zu seinem Diener und bald zu seinem Freunde zu machen. Das Pferd ist dadurch ein welthistorisches Thier geworden.

Wäre aus der Geschichte des Menschen dieses Geschöpf hinweggenommen, wir würden in der That uns dieselbe schwer zu denken vermögen. Giebt es doch noch jetzt zahlreiche Stämme, deren Dasein ganz an das Pferd gebunden scheint. Was Ammonius und Jornandes von den Hunnen erzählen, daß sie auf ihren zähen, zottigen Reitthieren sitzend und liegend alle Geschäfte verrichteten, kauften und verkauften, aßen und tranken, Rath hielten und schliefen, als seien sie Eins gewesen mit dem Pferde: dasselbe gilt noch immer in gleicher Ausdehnung von den Reitervölkern, welche die Steppen Asiens und Amerikas nomadisch durchschwärmen. Ohne das Pferd weder ein Alexanderzug noch eine Völkerwanderung, weder ein islamitisches Weltreich noch ein christliches Ritterthum; ohne das Pferd mit Einem Worte wären alle jene großen Bewegungen, welche hochflutartig die Welt erschütterten und in ihrem innersten Grunde aufregten, nicht möglich gewesen, und die Völker hätten still und dumpf auf ihrer Scholle sitzend, nie die altgewohnten Gränzen verlassen, um wandernd, kriegend, abenteuernd und kolonisirend das Menschheitsband von Land zu Land zu schlingen.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit, wo aus ferner Dämmerung die ersten Gestalten auftauchen, erscheint neben dem Menschen das Pferd. Keine Ueberlieferung hat den kühnen Namen aufbewahrt, der es zuerst gebändigt. Aber bedeutsam erzählen die Sagen, daß der Mensch es als ein unmittelbares Geschenk von den Himmlischen empfing. Als im Wettstreit mit Athene Poseidon um das Land der Hellenen warb, stieß er, es mit dem höchsten Gut zu schmücken, welches seine Götterhand

verleihen konnte, den schaffenden Dreizack in die Erde, und aus ihr hervor sprang freudewiehernd das Roß. Auf sturmfüßigen Rennern jagen die Olympier über die Wolken, unter dem feuerflammenden Hufschlag der Asen zittert die Himmelsbrücke, und der Riese der Edda verbirgt sich vom Verfolger bedroht in Ohr und Haupt seines zauberkundigen Rosses. Ja, die Unsterblichen erziehen und pflegen sogar die Pferde ihrer sterblichen Lieblinge. Diomedes verspricht sich ewigen Ruhm, wenn er die erlauchten Rosse des Aeneas, die Zeus einst geschenkt, erbeute, und die griechischen Königstöchter halten es nicht unter ihrer Würde des Thieres zu warten, das den Vater aus der männermordenden Feldschlacht siegreich und unversehrt zurücktrug. Wen kann es noch Wunder nehmen, daß von Hiob und Pindar an die Dichter es gepriesen, daß die größten Künstler alter und neuer Zeit das Roß in Marmor und Erz gebildet haben?

Aus der mächtigen Brust strebt wie gebogener Stahl der Hals, mähnenumwallt, und hebt das edle Haupt empor mit den klugvordringenden Augen und dem aufhorchsamen Ohr. Die kraftstrotzende Rundung der Rumpfgestalt, aus der im vollen glänzenden Strahl der Schweif herabfließt, trägt der Fuß zierlich und doch stark. Denn im hürnenen Huf ist ihm Hammer und Keule gegeben. Ungeduldig scharrt er den Boden, das Auge blitzt, die Nüster dampft, herausforderndes Wiehern schmettert in die Lüfte!

Schon diese Stimme allein würde das Pferd über die meisten anderen Erdthiere hinwegstellen. Germanen und Orientalen glaubten darin den Ruf der Zukunft zu vernehmen, und wir wenigstens müssen gestehen, daß — den Löwen ausgenommen — kaum je aus der Brust eines Thieres ein heroischerer Klang hervordrang. „Sein Wiehern ist wie eines Königs Machtgebot“, sagt Shakespeare. In jubilirender Höhe beginnend, rollt es stark und immer stärker schwellend die Schallhöhlen der Gurgel hinunter, bis es mit einem tiefhervorgestoßenen, erschütternden Laute endet. Den Reiter ergreift ein eigenes Gefühl,

wenn ihm hinter dem emporgeworfenen Haupte des Rosses der wilde Schrei durch Herz und Glieder zittert. Und doch stimmt sich dieses Gewieher selbst zu weichen und milden Tönen, wenn es dankbar die Liebkosungen des Herrn erwiedert, und die verhauchenden Seufzer des sterbenden Pferdes bleiben Jedem unvergeßlich, der sie etwa einmal auf einem verlassenen Schlachtfelde vernahm [1]).

Man betrachte weiter die Bewegung des Thieres. Bei welchem andern wäre sie so mannigfaltig, so ausdrucksvoll, so individuell? Wo sonst gäbe der Rhythmus, sei es des würdevoll gemessenen Schritts, sei es des stürmenden Laufes, sich so zugleich dem Ohre wie dem Auge kund? Welches andere Thier prägte seine stolze Spur so fest dem Boden ein und schwebte doch so leichten Fußes darüber hin? Sonipes (Klangfuß) nennt es mit vortrefflichem Ausdruck der Römer [2]), und Xenophon sagt, des edlen Rosses Huftritt töne gleich der Cymbel. Wie majestätisch bäumt es sich empor! Wie kühn springt es an! Einem Vogel gleich schießt es dahin feuerschnaubend, schaumwerfend, schwebt über der Kluft, dreht sich im Wirbel, um von Neuem davonzufliegen, gleichsam den Raum verschlingend und die Schollen hinter sich in den Abgrund schleudernd, und nun ein Ruck des Reiters — und regungslos, wie aus Stein gehauen, steht es da. Wahrlich, man begreift wohl, warum Dichter und Rhetoren so gern bei diesem Bilde verweilen, warum sie sprechen vom hochtrabenden Gange der Rede [3]), warum sie die Sprache, die Dichtung, ja das Leben, die Seele, das Schicksal selbst mit dem Rosse vergleichen, das nur den kühnen Bändiger dulde, den Schwächling zu Boden werfe [4]).

Eine solche Gestalt schien sich selbst die feinste Erregbarkeit der Sinne fordern zu müssen. Der Mustang der Prairieen riecht wie das Kameel der Wüste aus weiter Ferne den Quell und rettet den verschmachtenden Reiter; aber ebenso wittert unser in die Enge der Ställe geschlossenes Pferd den verborgen glimmenden Brand. Es wirft den Kopf empor, bäumt sich, schnaubt, und aus seinem Auge stiert Schrecken

und Furcht: denn es kennt die Gefahr. Sein Ohr, das der Araber dem schlanken, immer spielenden Schilfrohr vergleicht, faßt jeden Laut, und mitten in der Steppe darf der Gaucho ruhig schlafen, da der Stute selbst der schleichende Tritt des Jaguars nicht entgeht. Nahe an das Ohr stellt sich das Auge, als wollten beide Sinne sich zu Einer Alles durchdringenden Kraft vereinigen. Die Schärfe dieses Organs erprobt sich auch noch im Dunkel. Ein phosphorischer Schimmer scheint von ihm auszustrahlen, und der Orientale sagt in seiner hyperbolischen Weise: es erkenne in der Nacht selbst ein weißes Haar aus der Milch [1]).

Mit dieser Ausrüstung verbindet sich eine gleich bewundernswürdige Intelligenz und Charakteranlage, so wie eine Dauer und Kraft, die nur von wenigen Geschöpfen überboten wird. Schon aus der edelruhigen Physiognomie leuchtet eine gewisse Klarheit und Einsichtigkeit hervor („Falte denkender Menschlichkeit" sagt Lavater). Man sieht aus jeder Bewegung des Auges, der Nüstern, des Ohres, aus dem leisen Spiel dieser, man könnte sagen, monumentalen Stirn, wie es dem Gebieter den Gedanken vorwegnimmt, wie es Deut und Wink, Wort und Ruf bedenkt, begreift, befolgt und immer sich lehren lassen will. Wozu ist dieses Thier nicht gebraucht worden! Was haben Kunstreiter mit ihm versucht und geleistet! Es giebt die Stunde an, beantwortet Fragen, springt durch Papierwände, stellt auf's bloße Wort hin sich krank, hängt den Kopf, schwankt, sinkt, bricht zusammen und liegt wie todt. Es läßt den Buffo auf sich sitzen und seine tragikomische Nänie plärren, es läßt sich die Beine auseinanderrecken, die Finger in's empfindliche Ohr bohren — aber auf's bloße Wort wieder, es durch den Henker abholen zu lassen, springt es auf und rüstet sich munter zu neuen Proben [2]). Es kennt jeden Weg, den es auch nur Einmal gegangen, und findet ihn sicherer als der Mensch, selbst in finstrer Nacht. Der berauschte Fuhrmann darf sich und sein Gefährt getrost dem Gedächtnisse des Thieres überlassen. Und wer hätte nicht schon mit Lächeln und Verwunderung bemerkt, wie genau es das Wirthshaus, vor dem

es etwa einmal eine Handvoll Körner bekam, in dankbarer Erinnerung behält und sogleich vom Wege daraufzulenkt, als wollte es den vergeßlichen Führer korrigiren?

Aber vielleicht noch größere Eigenschaften sind sein Gehorsam und seine Ergebenheit. Es folgt, und jederzeit, in Spiel und Ernst; fast möchte man sich verleitet fühlen zu sagen, es folge, weil es die Pflicht erkenne. Wenn der Beduine Kraft und Willigkeit seines Pferdes mit all' den wagehalsigen Künsten eines Wüstenritts versucht hat, wenn er es über Klippen und Gründe, durch Staub und Sonnenglut gehetzt und endlich müde vom Sattel springt, dann wirft er dem gewaltigen Thiere sorglos den Zügel über den Hals, und es geht ihm nach auf Schritt und Tritt mit der Treue eines Hundes und der Sanftmuth eines Lammes. Da ist nichts von Knechtsfurcht; es ist die freie und deshalb so rührende Anhänglichkeit des befreundeten Dieners. Dominum generosa recusat (den Zwingherrn weis' ich stolz zurück) schrieb die Stadt Pisa auf ihr Roßwappen. Ganz richtig. Das Pferd will eben, daß man seine Würde erkenne, es bei seiner Ehre fasse. Denn ehrliebender ist kein Thier [1]). Hat man doch mehr als einmal beobachtet, daß es auf der Rennbahn den schnelleren Wettläufer mit den Zähnen zurückhielt. Wie fühlt es sich im Schmuck der schimmernden Decken! Wie fast menschlich eitel schüttelt das arabische Pferd die Silberglöckchen, mit denen es der Reiter behängt hat! Aber wie nervig ist seine Anmuth, wie stolz seine Koketterie! „Großherzig" nennt es der römische Dichter [2]), einen „Krieger und Sieger".

> Es spottet der Furcht und erschrickt nicht, und fliehet vor dem Schwert nicht,
> Wenn gleich wider dasselbe klinget der Köcher und glänzet beides Spieß und Lanze.
> Es zittert und tobet, und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall.
> Wenn die Trompete klinget, spricht es: Hui! und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und Jauchzen.
>
> (Hiob, 39.)

Auch dem alternden Thiere versagen seine Tugenden nicht. Im rührenden Bilde vergleicht daher Orestes den greisen Erzieher, der ihm die Seele zum Werk der Sühne entflammt, dem königlichen Roß,

Das ob auch wohlbetagt
Nicht bebt im wilden Drang der Schlacht
Und hochaufreckt das muth'ge Ohr. (Sophokles.)

Und wie im Kampfe selber ist es ein Held auch im Sterben. Mit markdurchdringendem Schrei empfängt es wohl den tödtlichen Streich; aber ist es getroffen, so fällt es schicksalergeben in sein Blut.

Wie nahe scheint es nun gelegen zu haben, daß der dichtende Sinn der Völker dazu fortging, diesen Thieren menschliches, ja übermenschliches Wissen, gleichsam einen Dämon der Weissagung zuzuschreiben! Die prophetischen Sonnenrosse der Perser und die der deutschen Herthapriester sind bekannt; am großartigsten aber und in genialer Vertiefung erscheint dieser Zug bei Shakespeare. In jener Mordnacht, der König Dunkan zum Opfer fällt, faßt plötzlich seine Rosse die furchtbare Ahnung mit der Gewalt des Wahnsinns. Sie,

Die Kleinod' ihres Bluts
Brechen verwildert ganz aus ihren Ställen
Und stürzen fort, sich sträubend dem Gehorsam,
Als wollten Krieg sie mit den Menschen führen —

bis sie in ihrer Wuth sich selber würgen.

2.

Der Verein so glänzender Vorzüge machte das Pferd zu einem Thiere ohne Gleichen. Es ward der Gehülfe und Genoß, der dem Menschen nicht allein auf das ehrenreiche Feld der Waffen folgte, sondern willig und treu auch zu der ruhmloseren Arbeit des Friedens sich bot [1]).

Allerdings mußte erst der Mensch das Pferd veredeln. Er hat jene Naturanlagen entwickelt und eine Mannigfaltigkeit von Racen hervorgerufen, wie etwa nur noch beim Hunde. Vergleicht man den störrischen, struppigen Wildling der Gobi mit den stolzen Gestalten

unserer Marställe, dann erkennt man diese erziehende Macht des Geistes, und das Pferd erscheint uns mit Recht als eine Neuschöpfung des Menschen. Wo es unter seiner verständigen Hut und Pflege steht und vor Entwürdigung bewahrt wird, ist es überall schön, in welchem Dienst es erscheine und welchem Stamme es angehöre. Was für ein vornehmes Bild giebt die Attelage, die ein Achtgespann gleichfarbiger Rosse durch die Straßen der Czarenstadt reißt! Hinter den schnaubenden Thieren steht unter einem Jochbogen, wie unter einem Triumphthor, der bärtige Lenker in hoher pelzverbrämter Mütze, um den flatternden Kaftan den Silbergurt geschlungen und unaufhörlich mit den Pferden plaudernd, jetzt mit Scheltworten sie anregend und dann mit tausend Schmeicheleien sie wieder versöhnend. Oder man erinnere sich an jene kolossalen Thiere der Napoleonischen Heere, die mit blaurothen Quasten betroddelt, blumenbemalte Scheuklappen vor den Augen, ihrer vier bis sechs hinter einander geschirrt, die Last der Geschütze über die Schlachtfelder schleppten. Selbst unsere hochgethürmten Frachtwagen, vor denen der friesische Hengstzug schnauft und stampft und bei jedem Schritte die Messingplatten seines Kummets klingelnd zusammenschlägt, bilden eine zwar schwerfällige, aber immerhin malerische Erscheinung.

Je näher der Mensch dem Pferde tritt, um so mehr spiegelt es gleichsam dessen geistigen Widerschein. Einen engeren Bund aber hat der Mensch niemals mit einem Thiere geschlossen, als der Reiter mit seinem Rosse. Er hat die Kraft des Thieres zu der seinen hinzugenommen, hat seinen Muth dem Thiere eingehaucht, und dieses leiht ihm die Schnelligkeit des Blitzes. In der That, wer zuerst gewagt, sich auf den starken Nacken zu schwingen, mußte ein Heros sein. Man darf es dem Entdecker Amerikas wohl glauben, daß die Völker der neuen Welt die niegesehene Zwiegestalt seiner rossetummelnden Reiter für Dämonen hielten und erschreckt die Flucht ergriffen. Und doch reichten wenige Jahrzehnte aus, diese zitternden Söhne der Steppe in ein Reitervolk von der vollendetsten Geschicklichkeit umzuwandeln und so dem ganzen amerikanischen Festlande

einen anderen Charakter aufzuprägen. Es giebt außer dem Beduinen und dem Kirgisen kaum einen wildkühnern Menschen als den Gaucho der Pampas. Träg, fast vorsichtig am Boden schleichend, sein Pferd lässig einige Halme raufend, werden beide, Roß und Reiter, zu anderen Wesen, sobald dieser nur die Hand auf die Mähne des Thieres legt. Er springt hinauf, seine hagere Gestalt schnellt empor, ein elektrisches Feuer scheint beide zu durchströmen, sie zu Einem Körper, zu Einer Seele zusammenzuglühen. So saust der Gaucho dahin, das Roß jauchzt wiehernd auf, mit dem Schweif des Reiters Rücken peitschend, und in einem Augenblicke zeigt nur noch am Horizonte die Staubwolke die flüchtige Spur. Da darf man denn wohl mit dem Dichter sagen:

Du Reiter selbst mit deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! (Freiligrath.)

Darwin erzählt, wie ein Kazik derselben einst aus einem mörderischen Treffen entrann. Der greise Häuptling warf sich auf ein bereit stehendes Roß ohne Sattel und Zügel; mit sich nahm er seinen kleinen Sohn. Um vor den Kugeln der verfolgenden Spanier gedeckt zu sein, schlang er den einen Arm um den Hals des Pferdes und legte nur ein Bein auf dessen Rücken. So auf einer Seite hängend, an seiner Brust den Knaben, schoß er pfeilschnell davon, immer den Kopf des Pferdes streichelnd und mit feurigen Liebkosungen es zu immer neuem Lauf entflammend. Die Verfolger strengten sich auf's Aeußerste an; dreimal wechselten sie die Pferde; aber vergebens. Bewundernd sahen sie endlich selbst die nackte braune Gestalt dieses Wüstenmazeppa und sein weißes fliegendes Roß in der Savanne verschwinden.

Dem Reiter erst erprobt das Pferd seine ganze Treue. Es warnt den gefährdeten, hilft dem kämpfenden, über dem gebliebenen klagt es und legt sich auf sein Grab zu sterben. Darum sind von den redenden, weinenden Rossen des Achilles an alle die Heldenthiere der großen Völkerkämpfe in Sage und Gedicht durch die Jahrhunderte hindurch verherrlicht. Aber Schöneres ist außer dem Liede vom Pferde des Vevros [1]),

das dem gefallenen Jüngling mit seinen Silberhufen die Gruft gräbt, und an die Liebste und den Bruder die letzten Grüße des Sterbenden bringt, um dann gleich ihm in's Schattenreich hinabzusinken — etwas Schöneres und Ergreifenderes ist außerdem nicht gedichtet worden, als Bayart in den Haimonskindern. Wie Pegasus die griechische, so ist Bayart die deutsche Apotheose des Pferdes. Oder wen rührte es denn nicht mit tragischem Schauer, wenn er liest, wie dem Kampfroß die Mühlsteine angebunden werden und es dennoch immer wieder über die Fluten des Rheines emportaucht, mit zärtlichem Auge nach seinem Herrn schauend, bis dieser zuletzt, den Jammer zu enden, die Blicke wegwendet vom kläglichen Schauspiel und nun das edle Thier versinkt? [1])

Es konnte nicht anders sein: ein solches Geschöpf mußte der Mensch lieben. Der Araber nimmt es mit in sein Zelt, seine Kinder spielen und schlafen unter den Füßen, auf dem Rücken desselben; es ist Aller Freude, Reichthum und Schutz. „Dreierlei Arbeit", sagt ein orientalischer Spruch, „darf der Edle thun ohne zu erröthen: die Arbeit für den Vater, für den Gast und für das Pferd"; und jedes Gerstenkorn, das man ihm giebt, erkauft nach dem Koran einer Sünde Vergebung. Gleich dem Kameele nimmt es an den Festen der Familie, aber auch an deren Trauer Theil; es wird in die Gebete mit eingeschlossen und büßt mit dem Reiter und für denselben. Als Suhrab, der junge Perserheld, gefallen, da weiß die schmerzüberwältigte Mutter nicht, wie sie ihr Leid ausweinen soll:

Das Roß war ihr gebracht, geschwind von Schritten,
Das er in alter froher Zeit geritten,
Den Kopf des Renners an den Busen preßte sie,
Mit heißen Zähren seine Mähne näßte sie,
Sie küßte ihm die Stirn mit Jammerruf
Und drückte ihr Gesicht auf seinen Huf,
Sie zog die scharfe Klinge des Suhrab,
Lief zu dem Pferd und hieb den Schweif ihm ab. (Rückert.)

Auch unsere Vorfahren ehrten das Thier in beinah menschlicher Weise. Das salische Gesetz stellte den Raub eines Pferdes dem eines

Knechtes gleich; ja bei den Alemannen hatte, wer dem Pferde eine Wunde schlug, dies zu entgelten, als habe er den Reiter selbst getroffen [1]). Und an den Ufern des Doubs, in der französischen Freigrafschaft gilt noch heute das Pferd als ein Mittelglied jener Gruppe, die aus den nächsten Angehörigen des Hauses besteht. Es waren ihm bis in die letzten Zeiten Vorrechte eingeräumt, welche Knechten und Mägden versagt sind. Der Zelter, welcher der Dame des Hauses zum Lustritt oder zur Fahrt dient und selbst die Kinder gutmüthig auf seinen Rücken nimmt, hat Eintritt in das Gesellschaftszimmer oder den Speisesaal, darf aus der Hand der Herrin weiches Brot holen und aus einer Schale, die ihm eigens bestimmt ist, vom schäumenden Rebensaft zaudernd schlürfen [2]).

Aber bei alledem lohnt der Mensch dem gealterten Diener nur allzuoft tyrannisch. Die Zeit, während deren das Pferd im Vollbesitz der Kräfte bleibt, ist keine lange. „Sieben Jahre für den Bruder, sieben für mich, sieben für den Feind", sagt der Araber von seinem Thiere, die Dauer und gleichsam die Werthstufen desselben zu bezeichnen. Mit dem Beginn des dritten Jahrzehnts erlahmt es. Der Sporn hat seine Weichen mit Narben bedeckt, das Eisen seinen Huf zerrissen, die Schenkel schwellen, das Auge dunkelt, es senkt lebensmüde das Haupt. Dennoch wird ihm keine Ruhe gegönnt; eine rohe Hand fesselt es an den Lastkarren und führt die Peitsche mit grausamer Uebung, bis es ein schmachvoller Tod erlöst [3]). Das ist das Greisenloos des Pferdes, das schon bei den Griechen sprichwörtlich geworden war.

3.

Es war gewiß der Mühe werth, das ursprüngliche Vaterland und die Geschichte eines solchen Thieres zu ermitteln. Aber wie bei dem Hunde und dem Kameele werden diese Fragen vielleicht auch hier ungelöst bleiben. Mannigfache Spuren scheinen nach Hochasien zu weisen, und dort suchen wirklich einzelne Forscher die Heimat des Pferdes. Gewiß ist, daß auf den Hochrücken der Mongolei ungeheure Heerden

umherschweifen: kleine zottige Renner mit boshaft blickenden Augen, in denen man kaum noch das edle Roß erkennt. Doch können dieselben mindestens ebensowohl wie die Mustangs von Amerika vor Jahrhunderten von wandernden Völkern zurückgelassen und in der Freiheit entartet sein. Zu Hunderten und Tausenden durchirren diese Wildlinge die Steppen, den Menschen fliehend und im Kampfe mit Bären, Wölfen und Jaguaren ihre Stärke messend. Ein schöner Anblick ist es, sie in langen Zügen friedlich weiden zu sehn, wie sie dabei immer witternd und spähend den Kopf emporheben, während wachsame Hengste die Heerde umkreisen. Aber plötzlich ergreift wohl ein unerklärbarer Schrecken die Schaaren — man hört aus der Ferne, wie Meeresbrausen, ihren donnernden Huf, immer näher wälzt sich's heran, und als hetze sie der Prairiegeist selber, so stürmen sie daher, mitten durch das Lagerfeuer der Reisenden, durch das einsame Gehöft des Kolonisten, eine dämonische, wildwiehernde Jagd, die alles Gethier der Steppe in ihre rasenden Wirbel reißt und meilenweit die Erde beben macht. Die Nebelseen der Ferne, aus denen man bald nur noch die mähnenumflatterten Köpfe der Thiere hervortauchen sieht, verhüllen endlich ganz die räthselhafte, auch den Indianer mit Furcht erfüllende Erscheinung [1]). Solche Scenen mögen an die Gespensterrosse der Apokalypse erinnern, auf denen Hunger, Krieg und Pest mit ihrem grausen Gefolge einhersprengen.

Das Pferd, soviel ist klar, bot sich dem Menschen nicht willig zum Dienst, wie das Kameel, und da es auch nicht bloß halbgezähmt blieb, wie Renn und Elephant, so mußte seine widerstrebende Kraft im Kampfe überwunden werden. Dies konnte nur das kühne Werk des Reiters sein. Das Pferd ist eben deshalb ohne Zweifel Jahrhunderte zuvor, ehe es der Wagenlenker in's Gewühl der Schlacht trieb und der Landmann an den Pflug schirrte, allein das Lastthier des Reiters gewesen. Auch darf man annehmen, daß die Art seines Fanges und seiner Zähmung eine allen Völkern ureigene und gemeinsame war, wie sich etwa

der Gebrauch von Bogen und Pfeil bei allen Völkern wiederfindet. Den langen Wurfriemen über dem Haupte schwingend jagt der Pferdebändiger dem Rudel nach. Er hat sich ein Roß ersehen und verfolgt es stundenlang in athemloser Hetze. Da mit einem Male schleudert die nie fehlende Rechte dem Flüchtling die Schlinge um Fuß oder Genick, und gefesselt bricht es zusammen mitten im Lauf. Auf das hingestreckte rauchende Thier springt blitzschnell der Reiter. Er faßt es in die Mähne, die Peitsche saust, der Sporn bohrt in die Weiche — und wie das geängstete Roß sich bäume, wie es renne, es schüttelt den eisernen Reiter nicht ab und erkennt besiegt den Herrscher. So zähmt der Gaucho und der Hirt der Camargue, der Kirgise und der Czikos der ungarischen Heiden noch heute das feurige Roß [1]). Solche Reiter und solche Thiere mochten einst die numidischen und parthischen Geschwader zum Schrecken der römischen Legionen machen; ein solches Roß hat auch den kühnen Barciden über die Alpen und von Schlachtfeld zu Schlachtfeld getragen [2]).

Aber welche Mannigfaltigkeit von Racen erzeugte nun die Kunst des Menschen im Verein mit den umbildenden Einflüssen der Klimate, innerhalb deren das Pferd sich fast über die ganze Erde verbreitete! Welch ein Wechsel selbst nur in der Farbe! Milchweiß und falb, schwarz und goldbraun, getigert und gescheckt zeigen sie fast alle Stufungen des Kolorits. Unter ihnen galt das weiße Pferd bei allen Völkern als vorzüglich edel, als das echte Fürsten- und Priesterroß. Aber es fehlte keiner Farbe an Bewunderern, vielmehr wurde jeder derselben gleichsam eine bestimmte Tugend zugeschrieben [3]). Nur vom Schecken sagt der Araber: „Flieh ihn wie die Pest, er ist ein Bruder der Kuh!" Und doch erscheint gerade das doppelfarbige Streitroß in der Geschichte in besonderen Ehren, von dem Bucephalus Alexanders und dem Rosse des Attila [4]) bis auf jene Schecken herab, welche die blutigen Helden des Bauern- und des deutschen Krieges trugen [5]). Doch nun vergleiche man vollends die Größe, den Bau, die ganze Lebensweise der ver-

schiedenen Pferdearten. Man stelle neben das elephantenähnliche Thier, welches die Porterfässer durch die Straßen von London schleift, den zwerghaften Ponny, der schon zu Augustins Zeiten im Circus das Becken schlug und Possen trieb, und bewundere neben beiden den gasellenartigen Renner des Sportsman, den eigentlichen Tory unter den Pferden. Mit welcher Grandezza hebt der Andalusier den stolzen hochgefesselten Huf![1]) wie schwer und derb, aber auch wie arbeitstapfer schreitet dagegen der bezottelte Fuß des Brabanters! wie sicher steigt das Saumthier des Aelplers über den Abgrund! wie flüchtig rennt das kleine Korsenpferd, oft zwei Reiter auf seinem Rücken! wie unermüdlich trabt der struppige Klepper der Ukräne mit dem diebischschlauen Kosacken durch Moor und Schnee und Sand! Es braucht nicht eben erst gesagt zu werden, daß mit einer solchen Verschiedenheit der Gestalt und der Organisation überall auch eine Verschiedenheit der inneren Begabung Hand in Hand geht, wie denn der achtsame kundige Hörer schon am bloßen Gange die Natur des Pferdes errathen mag und sofort wenigstens das edle Thier vom gemeinen Karrenpferde unterscheidet.

Wäre eine eingehende vergleichende Charakteristik der Pferdearten eine jedenfalls dankbare Aufgabe, so hätte der Hippolog zugleich auch die für die Geschichte des Thieres epochemachenden Zeiten zu schildern. Er würde — natürlich abgesehen von den Orientalen — unter den Völkern des Alterthums die Griechen, nicht die Römer hervorzuheben haben. Denn selbst schlechte Reiter würdigten diese die Bedeutung des Pferdes für Krieg und Frieden allzuspät. Erst als die Araber auch den Süden Europas ihrer Herrschaft unterwarfen, begann hier eine wirkliche Pflege und Zucht des Pferdes, und wie der Maure das Ideal orientalischer Ritterlichkeit darstellte, so trat ihm nacheifernd bald der deutsche und wälsche Kreuzfahrer zur Seite[2]). Es war das andalusische Pferd, aus arabischem Blute entsprossen, recht eigentlich das Thier dieser und der nachfolgenden Jahrhunderte. Eine neue Epoche begann

erst wieder, als mit dem Ausgang des Mittelalters England, das einst schon dem Cäsar kriegsgeübte Reiter entgegenführte, das wahre Gestüt- und Zuchtland des europäischen Pferdes wurde. Jakob I. verpflanzte das Roß des Orients auf brittischen Boden und erzog so jenes Geschlecht von Rennern, die wie Firetail in einer Minute wohl eine englische Meile zurücklegten, und die Niemand herrlicher beschrieben hat als Shakespeare. In Deutschland erwarb um die gleiche Zeit Günther von Oldenburg den Ruf die trefflichsten Pferde zu besitzen. Christine von Schweden nannte ihn den Erzstallmeister des römischen Reiches. Denn er hegte nicht bloß zu eigener Lust 1500 Rosse von ausgesuchter Schönheit, sondern versah auch aus seinen Marställen die meisten Höfe Europas. Noch lebt das Prachtexemplar eines Oldenburger Rosses, der Kranich, im Andenken der Menschen. Es mochte ein gewaltiges Bild sein, wenn es, den stattlichen Grafen auf seinem Nacken, dahinflog, indeß die über sieben Fuß lange Mähne wie ein Königsmantel über den Boden rauschte [1]).

Das schönste aller Pferde aber bleibt immer das persisch-arabische. Ein elastischeres und dauernderes, genügsameres und feurigeres, sanfteres und stolzeres Geschöpf hat es nicht gegeben. Und wie im Alterthum schon die Ebene von Nisäa [2]) um ihrer Rosse willen hochgefeiert worden, so hat die „volle Krippe“ (wie jenes Gefilde jetzt heißt) noch heute den gleichen Ruhm. Die dort heimische Atakrace, die Haymourrace der Sahara und die Kohlani [3]) der arabischen Halbinsel können als die Urtypen dieser Thiere betrachtet werden. Sie sind geboren „aus Feuer und Wind.“ Zu ihrer Stammmutter sprach Allah: „Ich habe dich erschaffen ohne Gleichen; die Güter der Welt werden zwischen deinen Augen ruhen; ich will dich glücklich machen vor allen Thieren, denn stets wird Liebe zu dir im Herzen der Menschen wohnen. Du wirst fliegen ohne Flügel, und deinen Rücken werden nur besteigen, die mich erkennen.“ Man muß dieses herrliche Thier sehen vor dem Zelte der Wüste, den Kopf zwischen den Beinen, die lange schwarze

Mähne wie einen beweglichen Sonnenschirm ausbreitend und mit dem purpurbemalten Schweife seine bronzenen Weichen bewedelnd; man muß es sehen in der Pracht seiner Schabracken, bedeckt von einem rothen Seidennetz, behängt mit klingelnden Nesteln, welche bis auf die Nüstern herabfallen und bei jeder Schwingung des Halses den glühenden, stolzen Ball seiner Augen bald verhüllen, bald entschleiern. Hauptsächlich muß man es sehen in einer Masse von zwei=, dreihundert: die einen im Staube gelagert, die andern mit Ringen gefesselt, noch andere los und ledig, mit einem Sprung über die Reihe der Kameele setzend, die sich ihrem Lauf entgegenstellen. Dort steht eine Gruppe an der Hand schmucker Neger und legt kosend den Kopf auf die Schulter dieser Knaben, während hier eine vierte Schaar auf der Weide sich tummelt. Eins springt gegen das andre auf, oder sie reiben sich behaglich die Stirnen, oder lecken gegenseitig ihr schönes goldglänzendes Haar. Unglaublich ist die Beweglichkeit und Durchsichtigkeit dieser Thierphysiognomie. Alle ihre Gedanken malen sich in Auge, Lippe und Nüster so rasch und deutlich, als die Empfindungen auf einem Kindergesicht. Ein ungewohnter Anblick, ein fremder Laut erfüllt sie mit Widerwillen und doch mit Neugier; bald werden sie zutraulich und entfalten nun die ganze Anmuth ihres Spiels. So schildern die Reisenden das arabische Pferd [1]).

Der Dichter Mahomet=Ebn=Mansur begann alle seine Lieder mit dem Lobe dieses Thieres, und möchte man nicht zustimmen, wenn der Beduine singt [2]):

Mein Roß ist aller Rosse König
Und alles Volk ist seines Ruhmes voll!
Sag nicht, es sei mein Pferd,
Sag du, es sei mein Sohn,
Denn es ist goldeslauter.
Es jauchzt, wenn um sein Ohr
Die Saat der Kugeln saust,
Und ruft dem Adler: Komm herab,
Sonst steig' ich auf zu Dir!

Hört es der Jungfraun Sehnsuchtslieder,
So wiehert's hell vor Lust;
Es naht wie bettelnd mit der Hand
Und wirbt um ihrer Liebe Zeichen,
Und hat so sanften Fuß,
Daß es schier tanzen könnte
Auf Mirjams schönem Busen
So leicht, so zier,
Als rührt' ihn nur dein kecker Finger!

IV.

Die Katze.

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.

Es giebt Stillleben, Idyllen im Stübchen der Großmutter, die man nie vergißt. Vor den Fenstern des lieben Hauses blüht der Kirschbaum und die Bienen summen und wühlen in den Kelchen. Innen, im Gemach tickt die Uhr, duftet ein Veilchenstrauß, liegt stummer, goldener Sonnenschein; aber auf den Polstern des Armstuhls streckt sich die Katze. Sie ruht im Halbschlaf und schnurrt. Wen hätte solch ein Bild nicht irgend einmal schon traulich angesprochen? Und wer hätte in solchen Stimmungen wohl daran gedacht, daß das weiße sammetne Thier mit den sonnenblöden Augen und dem müden Gemurmel geradeswegs vom Volk der Löwen und der Tiger stamme? Aber wer — so darf man die Frage umkehren — hätte sich wiederum wohl noch nicht daran erinnert gefühlt, wenn er nun dasselbe Thier im Kampf mit seinesgleichen oder mit dem gefürchteten Hunde gesehen: den Rücken steilgekrümmt, den Schweif wild ringelnd, aus den Tatzen rasche, grimmige Krallen hervorschnellend, mit sprühendem Zischen den Gegner fordernd?

Die Katze ist ein Raubthier vollkommenster Art, freilich in winziger Verkleinerung. Dies bezeichnet ebenso launig als treffend der

griechische Mythus, wonach Hekate, da Apollo sie durch den Löwen zu schrecken meinte, gleichsam als Travestie des Ungeheuers die Katze schuf. Auch die deutsche Thierfabel hebt die Verwandtschaft derselben mit den Raubthiergeschlechtern entschieden heraus. Der Kater tritt da in hoher Gesellschaft auf, wird vom Fuchse, selbst vom Bären „Ihr" und „Neffe" angeredet, wie er seinerseits dem Meister Reineke das respektvoll=vertrauliche „Oheim" giebt, und fast überall erscheint er als Helfer und Genoß des rothhaarigen Räubers.

Mehr noch als die furchtbaren Katzen der Tropenzone und die wilden unserer Wälder, ist die Hauskatze auf lauernde List gestellt. Sie ist ein Nachtthier. Ihr Gang geduckt, ohne Tritt, fast kriechend, mit hängendem Kreuz und gekrümmten Hinterfüßen. Zu zähster Kraft gesellt ihr Körperbau die lockerste Weichheit. Wenn sie nach ihrer Weise zusammengekugelt daliegt auf dem warmen Pfühl oder unter dem scheinenden Ofen, so erkennt man kaum noch eine Gliederung, es schwillt alles im rundesten Umriß: das Thier ist in sich gerollt wie ein Muff.

Der stumpfgespitzte Kopf ist eulenartig und doch nicht ohne einen gewissen menschenähnlichen Ausdruck, die Stirn schön gewölbt, das Ohr klein, aber immer lauschend und wunderbar feinhörig. In ihm spannt sich die Psyche der Katze auf's höchste; man kann sagen, sie habe eine „Ohrseele". Von minderer Schärfe mag vielleicht das Auge sein. Und doch giebt es wohl nur Wenige, welche die grüngelbglimmende Kugel nicht schon einmal im Dunkeln erschreckt hätte. Es ist gegen volles Licht sehr empfindlich und verengert sich mit der wachsenden Helle so sehr, daß der Augapfel um die Mittagszeit nur noch wie ein haardünner Strich erscheint. Nach Mittag erweitert er sich allmählich wieder, und arme Chinesen benutzen so die Katze gewissermaßen als Stundenzeiger [1]). Desto durchdringender sieht das Katzenauge in der Dämmerung; eben jener senkrechte Spalt, in den die Pupille sich zusammenzieht, verschärft den Blick und giebt ihm die stechende Spitze,

welche das Thier beim Herabstürzen auf seine Beute niemals fehlen läßt. Niedlich geschnitten und immer geschneuzt ist die Nase, das Maul rund, klein, ganz entgegengesetzt dem frechvordringenden Fuchsmaul, das Gebiß das schärfste. Kein Vierfüßer hat größere Beißkraft.

Um diesen Kopf biegen sich die Schurrhaare her, die Fühlfäden des reizbaren Thieres, auf denen die Sicherheit seiner Wahrnehmungen nicht zum kleinsten Theile beruht. Sie bilden emporgerichtet einen Kreis von dem Umfange des Körpers, und mit diesen Tastern soll die Katze z. B. sogleich ermessen, ob irgend ein Paß in Dorn und Hecken für ihre Wenigkeit noch praktikabel. Aber auch der lange, schmeidige Schwanz ist kein müßiger Schnörkel. Er ist voll feinster Empfindung, gleichsam der Seele anderer Pol und eben deshalb ein so bedeutsam pantomimisches Glied. Eine Katze ohne Schwanz [1]) ist um ihres Wesens besseren Theil verkürzt, und haben böse Buben ihn gefällt, dann verbirgt sie ihre Schmach in Einsamkeit und achtet trübsinnig selbst der Mäuse nicht mehr.

Den ganzen, auf's Schlüpfen gebauten Körper deckt glatter Pelz. Wie den Vogel das Federkleid, hüllt er in dichter Füllung die Magerkeit der Glieder und giebt jene weichen, gefälligen Linien, welche vornehmlich die Schönheit der Katze bedingen. Er wechselt mannigfaltig in Zeichnung und Farben, vom zartesten Weiß bis zum martialischsten Schwarz, so daß ein solcher schwarzer Kater daliegt wie ein Stück Nacht, aus dem nur die grünen Augensterne hervorblitzen. Auch giebt es Blondinen unter ihnen. Die meisten aber sind gar schön gezeichnet mit Flecken, Tüpfeln und Streifen, weiß mit schwarzen Strümpfen, blaugrau mit weißer Kapotte, wie eine Klosterfrau u. s. w. Dabei ist das Haar sehr weich. Weiches Haar aber deutet Aristoteles auf Furcht, und paßt dieser Satz nun zwar besser auf den Hasen, so wird er doch auch an der Katze nicht völlig zu Schanden. Denn scheu ist die Katze allezeit, zu offenem Kampfe nur entschlossen, wenn jede Flucht abge-

schnitten, und dann mit der kühnen Seele richtet sich auch der zornige Pelz empor.

Auf seidenweichen Zehen, den Muskelhals eingezogen, den Leib schleppend, die Füße stets zum Sprunge bereit, schleicht die Katze umher und jagt in allen Ecken nach kriechender, fliegender Beute Am liebsten jedoch nach Mäusen. Die Katze läßt von Mäusen nicht, sagt ein altes Wort und schon in der ältesten Ursprache der Erde, im Sanskrit, heißt sie deshalb Akubuk, d. i. Esser der Mäuse. Selbst Salomons Weisheit mühte sich vergeblich des Thieres Neigung zu bezwingen. Sein Kätzchen hatte gelernt einen Leuchter zierlich darhalten, aber da er nun im Wettstreit mit Morolf die Kunst der Katze pries und diesem ein Mäuschen aus dem Aermel hüpfte, ward die Katze irr und es schwankte der Leuchter bedenklich, und als nun ein zweites und gar ein drittes Mäuschen hervorsprang: da erwachte übermächtig die alte Würgernatur, den Leuchter wegwerfend war sie wieder die Mäusejägerin.

Als solche ist sie jetzt allenthalben verbreitet, ein unentbehrliches Hausthier, und doch oft mehr gehaßt als geliebt. „Wer die Katze lobt, kennt kein anderes Thier“ heißt es in einem finnischen Spruche.

Freilich gilt dies eben nicht allgemein.

Aegypten, in dessen Niederungen wir vielleicht die ursprüngliche Heimat der Hauskatze [1]) zu suchen haben, hat sie im hohen Alterthum heilig gehalten. Das kornreiche Nilland erkannte den Werth der Mäusevertilgerin, und wie dem Ibis und dem Ichneumon wurde auch der Katze göttliche Verehrung zu Theil. Neben den wundersamen Figuren der Pharaonen begegnet auf zahlreichen Denkmälern ihr Bild, und in dem tausendjährigen Staube der ägyptischen Grabkammern finden sich zuweilen ganze Lager von Katzenmumien, balsamirt und sorgsam umhüllt.

Herodot, der alte kundige Weltfahrer, und nach ihm Diodor erzählen von diesem Cultus. Die Katze war der Göttin Bubastis

geweiht (einer Venus im ägyptischen Geschmack), und die gleichnamige Stadt muß ein wahres Katzenstift und Katzenparadies gewesen sein. In Tempeln wohnten sie, wurden köstlich gepflegt, und riß endlich doch der zähe Lebensfaden, so setzte man sie feierlich bei. Eine Katze tödten war ein Verbrechen, welches nur mit dem Leben gebüßt werden konnte; traf der Aegypter irgendwo einen Katzenleichnam, so erhub er, das Unglück und seine Unschuld kund zu thun, lautes Klaggeschrei. Der Tod des Thieres setzte das ganze Haus, den ganzen Gau in Trauer, und mit geschorenen Augenbrauen gingen die Leidtragenden einher. Ja, es gab exaltirte Verehrer, welche eine etwa in der Fremde aufgefundene Katzenleiche mit heimnahmen, denn sie hatten so wenigstens den Trost, das geheiligte Gebein mit ägyptischer Erde decken zu können. Auch der Islam hat dem Thiere diese Gunst bewahrt. „Ehret die Katzen, denn sie umschwärmen euer Haus bei Nacht!" heißt es in der Ueberlieferung Mohammeds, und es war eine hohe Auszeichnung, als einer der ersten Gläubigen des Propheten den Beinamen „Katzenvater" erhielt. Die Derwische in Kairo haben sogar einen besonderen Katzenscheich, der verpflichtet ist, jeder obdachlosen Katze ein Asyl zu gewähren. Die Moscheen nähren deren eine große Zahl, und fromme Moslems setzen wohl bedeutende Summen aus, um Katzen zu speisen (Katzenfreitisch). Aehnliche Vermächtnisse kommen in Afghanistan vor.

Im Abendlande war eine derartige Verirrung der Religiosität unmöglich. Die Griechen und Römer mochten die Katze überhaupt weniger beachten und bedienten sich statt ihrer meist des Wiesels zur Vertilgung der Mäuse. Doch war das im Dunkel der Nacht sehende Thier, wie die Eule, der Göttin der Weisheit, der *γλαυκώπις Ἀθήνη* heilig. In anderer Weise widmeten die Germanen die Katze der holden, thränenschönen Frouwa: ein Gespann weißer Katzen zog ihren Wagen durch die Lüfte, und mancher heutige Gebrauch und Glaube mochte sich vor Alters daran knüpfen. Doch ist die Katze erst mit der Völkerwanderung in Europa heimisch geworden, am spätesten in Skan=

dinavien und England. Einen Beweis hiefür geben die wälischen Gesetze des Howell Dha aus dem zehnten Jahrhundert. Denn wer eine Katze der fürstlichen Kornspeicher tödtete oder stahl, hatte diesem Gesetze zufolge ein ungeschoren Schaf nebst Lamm oder soviel an Weizen zu entrichten, als nöthig war eine aufgehängte Katze zu bedecken, von der Schwanzspitze zur Nasenspitze in Hülle und Fülle [1]). In Amerika haben die Europäer dieses Thier eingeführt, und nach Kalifornien gingen noch in diesen Jahren Transporte theuerbezahlter Katzen zur Kolonisirung [2]).

Jetzt nimmt die Katze überall neben dem Hunde ihre Stelle ein, wie groß auch der Gegensatz und die Feindschaft zwischen beiden Geschlechtern.

Bi hunden und bi katzen
was je biten und kratzen

sagt schon Vridank.

Das Wesen des Hundes ist geradsinnig, tief, treu, theilnehmend und tapfer bis zur Aufopferung. Seines Gleichen hat er nicht in der Thierwelt. Die Katze ist immer ein halber Wildling. Ferne von dienstbarer Unterwürfigkeit hat sie sich einen unbezwinglichen Freiheitstrotz bewahrt. Adel eines freigebornen Geschlechts, sagen ihre Lobredner, und mit Emphase ruft sie beim Dichter aus:

Auf dem Dach in freier Luft
Eine freie Katze bin ich. (Heine.)

Aber in der That ist das doch nichts als roher Egoismus Sie hängt selten am Menschen, fast immer nur am Ort, so daß schon der grübelnde Witz der Talmudisten die Frage aufwarf: warum die Katze ihren Herrn nicht erkenne, da doch der Hund es thue? Die Antwort Ben Jadoks war barock genug Wenn Derjenige, erwiederte der Rabbi, so von der Speise der Maus [3]) genießt, schon das Erlernte vergißt — dies war allgemeiner Glaube —, um wie viel vergeßlicher wird Der sein, der die Maus selber speist!

Wo des Hundes Gelehrigkeit und Intelligenz uns staunen macht, da setzt die Katze nur ihre gewissenlose List entgegen; aber doch überflügelt sie den bei aller Treue etwas täppischen Genossen mit allerlei schmeichelnden Künsten und Weisen.

Denn Falschheit und List ist einer ihrer Grundzüge. Sie ist dafür sprichwörtlich geworden, und selbst in der todten Welt der Gesteine spielen noch die Namen Katzengold und Katzensilber (metallähnliche Glimmerarten) darauf hin. Auch spricht ihr ganzes Erscheinen, der ganze schlangenhafte Körper diesen Charakter deutlich aus. Hat die Katze gleich des Fuchses vielberühmte rothe Höslein nicht, so steht sie doch dem glatten Schelm nur wenig nach. Ja im Märchen überlistet sie ihn je zuweilen, und er tröstet sich dann mit der sauren-Traubenphilosophie. Si is mi to krumm, sai de voß, da satt de katt met 'ne worst oppem boome (Sie ist mir zu krumm, sagte der Fuchs, da saß die Katze mit einer Wurst auf dem Baume). Vortrefflich benutzt die deutsche Thierfabel diese Wahlverwandtschaft Als es gilt den Räuber Reineke vor Gericht zu stellen und ein Ende zu machen all den Gräueln und Klagen, und als der ehrenfeste Bär an dieser Aufgabe schon schmählich zu Grunde gegangen, da ist am ganzen Hofe Nobels nur Ein Mann, der Alle geschickt genug dünkt, die verfängliche Post nach Malepartus zu überbringen. Dieser Mann ist Hinze, der Kater. Vergebens bemerkt er, daß er zu klein sei solchem gefährlichen Werke.

Du beredest mich nicht, versetzt' ihm der König, man findet
Manche kleine Person voll List und Weisheit, die manchem
Großen fremd ist. Seid Ihr auch schon kein Riese gewachsen,
So seid Ihr doch klug und gelehrt. Da gehorchte der Kater und sagte:
Euer Wille geschehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, so wird die Reise gelingen.

Aller List Anfang ist das „Trau, schau, wem?" Vorsichtig, mißtrauend, argwöhnisch ist die Katze gegen Alles, auch gegen den Menschen. Auf eine gewisse Entfernung läßt sie wohl den Fremden herankommen; aber dann mit einem Sprung ist sie auf und davon, blitz-

schnell und spurlos davon, wie ein Vogel. Vor Hunden flieht sie, sobald sie ihrer ansichtig wird, und an Schlupfwinkeln fehlt es ihr nie. In höchster Noth springt sie auf einen Baum, schaut wohlgemuth aus ihrer Warte und läßt den Kläffer unten austoben. Sie kennt alle Gelegenheit ihres Aufenthalts, zumal in der Küche. Giebt es da etwas zu naschen, ein gebackenes Fischchen oder vom Milchhafen die Sahne, so wartet sie gewiß immer den günstigen Augenblick ab, und hat sie ihr Gelüst gestillt, so liegt sie in der nächsten Minute mit schlafenden Augen unter dem Ofen. Wie listig belauert sie im Garten den armen Vogel! den kleinen, vorwitzigen Graurock von Staaren, der zum ersten Male sich aus dem Nestchen gewagt und stürzend unter ihren Krallen sein Leben läßt! Von Luke zu Luke kriecht die Katze, spaziert von Dach zu Dach. Sie hat nichts Arges im Sinn, will sich sonnen, aus stiller Höhe die Welt beschauen; oder sollte sie's doch auf ein Schwälbchen abgesehen haben? Die klugen Vögel kennen ihres Herzens Tücke. Aber sie wissen sich sicher im luftigen Reich. Schaarenweis, in wildem Wettflug, kreischend und schreiend schießen, stoßen sie auf das kauernde Thier, jetzt von dieser Seite, jetzt von jener, klatschen ihr mit den langen, pfeilgeschwind vorübersausenden Schwingen um Backen und Ohr, wie sie sich auch schüttele, bis sie, der üblen Posse satt, verstimmt das Weite sucht. Ein andermal wird es ihr besser glücken. Und habt ihr sie nie auf der Mäusejagd gesehen? auf den alten Böden, wo die verstaubten Truhen und Laden stehen? Durch das dämmernde Dunkel schlüpft ein Sonnenstrahl, als wollte er den ehrwürdigen Plunder aus dem Schlafe wecken, aber Alles bleibt still. Todleise hat die Katze sich herbeigeschlichen, vor einer Ritze lauert sie geduckt, sie hat da drinnen das Stimmchen der Maus gehört. Unverwandt, mit gierig funkelndem Blicke stiert sie auf das Mäusepförtchen. Da lugt die kleine heraus mit den scheuen, schwarzen Augen; jetzt hüpft sie hervor, aber ehe sie noch die Feindin gewahrt, im Nu hat diese sie schon ergriffen.

Jedermann kennt das marternde Spiel, welches die Katze mit der

Gefangenen beginnt. Statt sie mit scharfen Krallen zu packen und zu würgen, drückt sie dieselbe nur nieder, rollt sie wie einen Teig, schüttelt sie, läßt sie wohl einen Augenblick los, doch kaum wagt das Thierchen, das wie ein Häuflein Angst am Boden liegt, zu fliehen, so sitzt die Katze ihm wieder im Nacken, um von Neuem ihren wollüstigen Muth zu kühlen. So steht auch hier neben der List die Grausamkeit. Sind doch selbst die eigenen Jungen vor dem Blutdurst des Katers nicht sicher, trotz der Katze mütterlicher Hut.

Man müßte sich wundern, wie ein solches Thier noch Duldung und gar Gefallen des Menschen gewönne, hätte es nicht auch seine Lichtseiten. Es ist eben an jedem Bösewicht noch immer ein gutes Haar. Und da darf man nun wohl sagen — oder dürfte man es nicht? — daß in der Katze schier etwas Mädchenhaftes liege. Sie ist eben darum ein Liebling, und oft ein sehr verzärtelter, der Frauen, was denn ebenso bezeichnend sein mag, als die Vorliebe des Männergeschlechts für Hunde. Vor die Thür des Invaliden gehört der Hund, wie in den Schoß der alten Base die Katze. Diesen sympathischen Zug haben Sage und Dichtung wohl beachtet, und der Froschmäusler weiß ausführlich zu berichten, wie die Katze ursprünglich eine falsche Dirne [1]) gewesen, die zur Strafe verwandelt sei; und wo Bröseldieb auf seiner ersten Ausflucht in die Welt die Katze erblickt, erzählt er geblendet von der Erscheinung:

Es saß im Hauß im Sonnenschein
Ein schönes weisses Jungfrewelein,
Seine äuglein glentzten hell vnd klar,
Es leckt vnd schlichtet seine hahr,
Küsset die hend, vnd wusch sich rein
Vber die zarten wängelein.
Das hertz im leib verlanget mir,
Das ich nur möcht tretten herfür,
Dasselb mit adelichen sitten
Vmb seine lieb vnd freundschaft bitten,

Küssen ihre schneeweisse hend,
So hätt all meine sorge ein end.
(Froschmeuseler, Ausgabe 1595.)

Dies führt uns hier, wo wir gewissenhafte Bilance zu ziehen haben, auf eine Kardinaltugend der Katze. Das ist ihre Reinlichkeit. Mit dem scharfen, hakenbesetzten Zünglein strählt und glättet die Katze jedes Haar ihres Pelzes, und die einzigen Stellen des schmiegsamen Körpers, welche diese Striegel nicht erreicht, Braue und Stirn, säubert das saubergenetzte Pfötchen. Immer putzt sie sich; kommen Gäste in's Haus, so sagt es ihr der vorahnende Genius, und sie macht ihre Toilette mit gedoppelter Sorgfalt [1]). Man sehe sie nach einem Regen über die Straße gehen. Wie vorsichtig, wie jüngferlich, wie delikat! Ueberall sucht ihre leichte Sohle die reinsten Steinchen aus. Deutsche Enthusiasten preisen den Gang der Pariserinnen, die über den Koth der alten Lutetia mit zierlichkeckem Schuh hinwegeilen; aber jedes Kätzchen thut es ihnen zuvor an Sicherheit und Nettigkeit. Lauert sie am Rande des Teiches auf ein Fischchen, so streckt sie wohl einmal, vom Triebe verführt, die Pfote in's Wasser, doch rasch und wie erschreckt zieht sie zurück und schüttelt so lange, daß auch kein Tröpfchen mehr haftet. Ueberhaupt fürchtet sie das nasse und doch so lockende Element; sie hat mit den Alten zu reden, eine κρᾶσις ξηρά, ein trockenes d. h. mit Feuer gesättigtes Temperament, und darum ist eine „gebadete Katze" allerdings immer ein sehr herabstimmender, beweglicher Anblick [2]).

Auch das Schamgefühl der Katze ist gleichsam nur eine Strahlenbrechung jenes obenangestellten Charakterzuges. Und hier wirft sie den Hund, dessen Cynismus schon den Alten verrufen war, in tiefen Schatten. Während dieser dreist allen Blicken sich aussetzt, sucht die Katze das geheimste Versteck. Rabbi Jochanan sagte: Wenn das Gesetz den Kindern Israel nicht wäre gegeben, so hätten wir Zucht und Art von der Katze gelernt. Zucht und Art — gewiß, der Rabbi hat Recht, dafür ist die Katze ein Muster. Alles an ihr ist fein und hat Schick. Mit

lässiger Grandezza, leicht und bedacht schleicht die weiße seidene Angora über die Teppiche, durch die Blütensträucher der Salons im Faubourg St. Germain; auf den schwellenden Divans darf sie ruhen, hat am Kamin ihren Ehrenplatz, so recht eine Staffage für diese schimmernden, intriguanten Stillleben. Unhörbar leise ist ihr Schritt und Sprung, wie kaum eines anderen Gethiers. Darum gehört zu den Wunderdingen, aus denen allein die Fessel Fenrirs, des götterfeindlichen Wolfes, gewoben werden kann, neben dem Bart der Weiber, dem Speichel des Vogels und dem Schrei der Fische auch der Schall des Katzentritts. Item, ihre Stimme ist fein, zartbesaitet und doch des mannigfachsten Ausdrucks fähig. Die Katze ist kein Renommist und Polterer wie der Hund. Es erschreckt kein auffahrendes Blaffen, kein jauchzendes Geheul: aus der Tiefe des Innern zieht sich der empfindungsvolle, langsam und verlangend durch alle Vokale durchläuterte Laut. Man höre, in welchen weichen, schmelzenden Tönen sie der Köchin, hinter deren Rücken eben ein Topfdeckel zerbricht, das Unglück verkündet: „Amarei, Amarei, wär hät dä Hafedeckel verheit? D'r Klaus. D'r Klaus.“ (Anna Marie, Anna Marie, wer hat den Hafendeckel zerbrochen? Der Klaus. Der Klaus.) Dle Welt spricht von Katzenmusiken, weiland Lichtwer [1]) hat sie mit klassischer Bosheit beschrieben; aber wenn alle Kreatur Ein großes Organon ist und selber aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge dem Schöpfer ein Lob bereitet wird, so mag auch der Katze nächtlich Lied nicht länger verunglimpft werden. Und was käme nun gar ihrem wunderbaren Schnurren gleich, dieser sanften Brummstimme des Wohlbehagens, in der das reiche Gemüth dieses Geschöpfes ausklingt! Ganz dahingegeben an die „süße Gewohnheit des Daseins“, in somnambule Delirien verloren liegt die Katze, und indem sie die seltsamen Häutchen ihres Kehlkopfs, dies von der Mutter Natur ihrem Geschlecht verliehene Tambourin erschwirren läßt, umspinnt sie auch den Hörer mit einem magnetischen Netze.

Daß eine so weichgeschaffene Seele nicht gern auf harten, kalten

Fliesen ruht, kann nicht befremden. Im warmen Bett, im Sophawinkel ist das Reich ihrer Träume; auf dem Fensterkissen, von der Sonne beschienen sich strecken, in einer Schürze lagern, von linden Händen gestreichelt, das ist ihr Vorrecht. Es zieht auch sie das „Ewig-Weibliche.“ Rollenhagen singt:

Sie wollen gern bey Weibern sein,
an jhrem Kleid sich schmücken fein,
In jhren Menteln rugen, schlaffen,
Wo sie es nur je können schaffen,
Als ob sie jhres gleichen währen
Vnd mitgenossen jhrer Ehren.

Der Hund mag ihr solches Loos wohl beneiden, auch er eifert der Herrin zu gefallen; aber wie beschwerlich fällt er mit seinen Liebkosungen, und wie pedantisch ist seine Dienstbeflissenheit! Die Katze schmiegt sich vertraulich, mit sanftem Reiben an; ihr pathetisch gehobener Rücken, der in Wonne starrende oder leise schwingende Schweif sind beredsamer, als alles Ungestüm, als alle die stockgelehrten Exercitien des Hundes.

Es muß wiederholt werden: Manier, liebenswürdige, artige Manier, sittsame Grazie ist in allem ihren Bewegen und Thun. Schon dies Talent, den Schweif in immer wechselnde Kreise und Arabesken zu schlängeln, steht über jeder Nachahmung. Wie ein Fühlfaden, wie eine Seelenflamme spielt und züngelt der weiche Schmeichler, von dem die Griechen der Katze den Namen (Wedelschwanz, αἴλουρος) gaben, und den mit Unrecht die deutsche Phrase verachtet, wenn sie den „Kattenstert“ als Bild des Nichtigen und Werthlosen gebraucht. Bald schlägt sie ihn ruhig sitzend mit Würde um ihre Vorderfüße, bald schmiegt sie ihn gesammelt und lauernd zur Erde, oder sich dehnend und streckend läßt sie ihn in kraftschwellendem Strahl emporsteigen, oder schwingt ihn drohend, wenn sie dem Hunde gegenübersteht. Humoristischen Spiels dreht sich um diese Achse schon das junge Kätzchen, sie müht sich, den

kuriosen Zopf zu greifen und „will es anders haben." Oder weiß sie noch nicht, daß es ihr Eigenes ist? Etwa wie kleine Kinder, die ihre Zehen auch als etwas Fremdes in den Mund stecken und daran saugen? Stundenlang führen sie die gemüthlichsten Scenen auf, wenn sie wohl und wählig um die vergnügt dreinschauende Mutter sich tummeln und kugeln und, auf den Rücken geworfen, die kleinen boshaften Tatzen spreizen. Dann geht der Alten der Schwanz mutterfröhlich hin und her, und das muthige Völkchen wälzt sich in krausen Sätzen darüber hinweg, schnappt darnach, zerrt daran, läßt ihn entwischen, hascht ihn wieder oder faßt sich im bunten, durcheinander purzelnden Wirrwarr an dem eignen Quast, was denn nicht weniger lustig ist. Ist es das Schwänzchen nicht, so muß es ein Knäuel, ein Ball, eine Kugel sein, die sie tändelnd fortrollen und nachspringend zurückholen. Aber auch in solchem Ergötzen liegt tiefe Bedeutung. Es ahnt sich im Spiel die That der Zukunft. Wie phantasievoll belebt sie das Blatt, das der Herbstwind vom Baume weht und über den Boden treibt! Sie duckt sich, lauert sprungfertig, stürzt darüber her, packt es, läßt es wieder fliegen, oder paßt, sobald es liegen bleibt, auf ein anderes. Das Blatt ist zur Maus geworden, und die Katze ergeht sich in dieser Vorstellung mit der Lust des Genies, das den Kampf sucht, nur um sich zu erproben.

Selbst da, wo das Thier am meisten Thier ist und bleibt, beim Schmausen vergißt sie des Decorums nicht. Der Hund schlingt roh und jäh hinein, was ihm zusagt: die Katze, nachdem ihre Nase erst den Hochgeschmack vorweggenommen, leckt und schleckt durchaus appetitlich, nobel, immer von der Peripherie des Tellers aus agirend. Ein Hund verbrennt sich wohl am heißen Brei, die Katze umkreist ihn bedacht und greift erst die Außenwerke, sozusagen die gemäßigteren Zonen an. Auch ihr Wohlgefallen an Aromen verräth feines Wesen. Die Macht des Geruchsinnes, dem wir mit Fug eine gewisse Geistigkeit zuschreiben, ergreift sie zuweilen sogar betäubend, und nicht bloß mit jenen Schwär-

mereien, deren sich selbst der Herr der Schöpfung nicht entschlägt, wenn die Mittagsdüfte einer Garküche seine Seele treffen. Sie liebt auch den ambrosischen Hauch der Blumen, und wie verzückt wiegen sie sich auf den Kräutern des Baldrian (Valeriana minor), des Gamander (Teucrium Marum), der Münze (Nepeta Cataria), drehen sich in Tanz und Reigen, schleifen die Glieder und stimmen feurigen Gesang.

„Brauchen keine Instrumente,
Sie sind selber Bratsch' und Flöte,
Eine Pauke ist ihr Bauch,
Ihre Nasen sind Trompete.“ (Heine.)

Aber der Ekstasis folgt freilich unerbittlich die Stunde der Schwäche, jene wehmüthig resignirte Selbstbetrachtung, die der rohe Verstand mehr bespöttelt als begreift:

„Perser nennen's bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.“ (Göthe.)

Zu diesem Ausbunde und Angebinde sonderlicher, verborgener Gaben gehört denn auch der elektrische Nerv der Katze. Es wohnt in ihrem Haar das Licht der Blitze, und wenn lange schon die Seele entwichen, so spukt es noch immer aus dem Felle in den so wohlbekannten knisternden und stechenden Fünkchen. Deshalb scheut sie vor Gewittern. Sie erkennt in der Himmelsmacht die eigene geheimnißvolle Kraft ihres Wesens und flieht sie, verkriecht sich in Keller und Löcher.

So mag denn die Katzenliebe nicht allein der Frauen, sondern selbst großer Männer erklärlich und gerechtfertigt sein. In Gottfried Mind haben diese Thiere ihren Raphael gefunden, und Meister Tieck und Magus Hoffmann haben das Dichten und Trachten des Katers in tiefsinnigen Poemen wiedergespiegelt. Richelieu ergötzte sich an den anmuthigen Künsten der Heuchlerin, Petrarca und Boccacio hatten ihre Lieblingskatzen, sogar Lessings antike Natur vermochte sich mit diesen Thieren zu befreunden. Auf dem Schreibtische lagerte seine Katze, und man liest nicht ohne Rührung, wie der immerarbeitende Denker, als das Thier einst das ganze Manuskript seines „Nathan“

verwüstet hatte, ruhig und geduldig die Dichtung von Neuem niederschrieb, ohne der Unheilstifterin ihren gewohnten Platz zu entziehen. Noch Größeres zwar erzählt der Koran. Mohamed ruhte einst in der Mittagsstunde, und neben ihm in den Falten des Kaftans eine seiner Katzen. Da weckt ihn die Kunde von einem plötzlich ausgebrochenen Aufruhr. Der Prophet springt auf, aber den schlafenden Liebling nicht zu stören, schneidet er zuvor den Zipfel des Mantels ab, in den die Katze sich gebettet, und nun erst eilt er die Empörung zu stillen [1]). Auch mag endlich nicht ungerühmt bleiben, daß in einzelnen Fällen die Katze wirklich aufopfernder Anhänglichkeit fähig ist und so gleichsam über ihre Natur hinausgeht. Auf der Wahlstatt von Sebastopol fand man die Leichen von Zuaven, bewacht von großen schwarzen Katzen, welche auf den Tornistern sich festklammernd ihren Herrn in's Feuer der Schlacht gefolgt waren und durch furchtbare Bisse den Tod derselben an ihren Mördern zu rächen versucht hatten.

Im Glauben des Volkes haftet bei alledem immer etwas Dämonisches an dem schleichenden nächtlichen Thiere. Und so erscheint neben Eule und Fledermaus die Katze als beständiges Hexengeleit, und schwarze Katzen zumal gehören zu allen Scenen des Gespenstergrauses. Sie hüten in Bergen und Schlüften geheime Schätze, liegen auf Kreuzwegen, treiben Nachts in verfallenen Waldmühlen ihr Wesen. Ja, sie sind selber nur verkappte Hexen. Daher gilt ihr Angang als Warnung und böses Zeichen. „Der Athem, der aus dem Halse der Katze gehet, ist Pest," predigt Berthold von Regensburg; „und wenn sie aus einem Wasser hastig trinkt, so fällt wohl eine Zähre aus den Augen und vergiftet den Born, so daß, wer davon tränke, den grimmen Tod erkiese." Von der Katze, dem verderblichen, „todunreinen" Thiere, sind darum nach des frommen, aber offenbar verblendeten Bruders Deutung die Ketzer benannt [2]). — Nur die zierlichere weiße Katze scheint eine Ausnahme zu machen. In solche werden oft Prinzessinnen ver-

zaubert, die dann irgend ein abenteuernder Ritter oder auch ein tapferes Schneiderlein zu erlösen hat.

Das Leben der Katze ist das zähste. Fuchs und Katze sind nicht todt zu machen; sie haben neun Leben, geht die Volksrede. Daß ihnen kein Wurf noch Sturz von einem Thurme etwas anhat, liegt in der seltenen Sprungkraft und Geschmeidigkeit ihrer Glieder. Aber wie leicht heilen ihnen auch die gefährlichsten Wunden! Wie lange ertragen sie Hunger und Durst! Eine Katze war in einen Ballen Hanf gerathen, ohne daß es bemerkt worden. Das mit dem Hanf beladene Schiff ging von Petersburg ab, und vier Wochen später, als man in Leith die Ballen öffnete, fand man die Katze noch lebend[1]).

Sterben hat die Katze wohl nur selten Jemand gesehen. Fühlt sie den Tod, so sucht sie, ein echtes wildes Thier, die Einsamkeit. Auch darin, wie im Leben, der Gegensatz des Hundes, der sterbend noch seine Treue bezeugt und des Menschen hülfreiche Nähe oder wenigstens sein theilnehmendes Mitleid sucht.

V.

Der Walfisch.

1.

> Das Meer wimmelt ohne Zahl,
> Da sind Walfische, die Du gemacht hast,
> Daß sie darinnen scherzen.
> Psalm 104.

Unter Allem, was unser Planet gezeugt, ist der Wal ohne Zweifel das riesigste, aber auch zugleich eins der seltsamsten Geschöpfe. Denn während wir sonst gewöhnt sind, das Säugethier freien Fußes über den Erdboden hinziehen zu sehn, taucht das Walgeschlecht noch einmal zum dunkeln Ursitz alles Lebens hinab, um ganz in die Natur des Fisches zurückzukehren.

Die unförmliche Keulengestalt, hinten in den Fischschwanz sich ausbreitend, die Vorderfüße zur Flosse umgewandelt, der ungeheure Kopf ohne Spur eines Ohrs, mit tiefliegenden glasigen Augen, die Haut, die diesen Torso überzieht, schwarz und nackt wie das Wasser selbst: ein solches Wesen scheint in der That außerhalb der Grenzen unserer jetzigen Welt zu stehen. Erst die neuere Naturforschung hat die Wale als Säugethiere erkannt. Aber als mißtraue sie ihrem eigenen Ergebniß, hat sie den Namen der Fischsäugethiere für dieselben beibehalten. Und mit Recht, da der ästhetischen Anschauung der Wal sicherlich immer ein Fisch bleiben wird. Der Laie übersieht und überhört, daß dieser Wasserspeier durch Lungen athmet wie die Landthiere, daß er fast einzig unter

allen Geschlechtern der Tiefe ein warmes Blut hat, so warm als das des Vogels in der Luft, er übersieht die innere, ganz säugerartige Organisation: denn Alles dies wiegt den widersprechenden Eindruck der äußeren Gestalt nicht auf. Es tritt eben das Ganze aus den gewohnten Verhältnissen und Maßen heraus in's Kolossale und Fabelhafte.

Plinius im neunten Buch seiner Naturgeschichte giebt dem Walfisch eine Länge von 4 Juchert, d. h. von beiläufig $\frac{1}{6}$ Wegstunde, und fügt wie um sich selbst das Gleichgewicht zu halten hinzu, der Sägefisch messe 200 römische Ellen, der indische Aal bis 30, und die Heuschrecke am Ganges gegen 4. Diese Ausgeburten einer wundersüchtigen Phantasie werden bei dem leichtgläubigen Polyhistor nicht befremden und lassen, ähnlich wie die Märchengeographieen des Mittelalters, auch in ihren bizarrsten Ausschweifungen noch immer die Wahrheit einigermaßen erkennen [1]).

Es giebt bekanntlich mehrere Arten von Walfischen, die der Seemann schon aus der Ferne an dem bald vorwärts, bald rückwärts, bald einfach, bald gedoppelt aufsteigenden Strahl ihres Odems unterscheidet. Sie alle liefern Thran und sind deswegen Gegenstand eifriger und kühner Verfolgung. Die nachfolgende Darstellung beschäftigt sich ausschließlich mit dem bekanntesten unter ihnen, dem Polarwal (grönländischer Wal, Balaena mysticetus, right wale).

Derselbe erreicht eine Länge von 60, auch wohl 70 Fuß; der Umfang entspricht derselben und wird auf 40 und mehr Fuß angegeben, das Gewicht aber steigt bis zu 2500 Zentnern, d. h. zu einer Last, welche der einer Elephantenheerde von Dreißig bis Funfzig gleichkommt. Man hat Mühe, sich diese Dimensionen lebendig zu vergegenwärtigen und muß mit dem Einzelnen beginnen, um so das riesige Bild sich selber zusammensetzen zu lassen. Besonders auffällig erscheint dabei das Mißverhältniß des Kopfes zu der übrigen Masse. Denn das Gewölbe desselben, das man treffend einem umgestürzten Boote verglichen hat, nimmt allein den dritten Theil der ganzen Körperlänge ein. Es ist

fast nur Rachen, da die Organe der höheren Sinnesthätigkeit entweder gar nicht sichtbar oder nur höchst unentwickelt auftreten. Oeffnet sich aber der gewaltige Spalt, so blickt das Auge in eine Tiefe, in welcher ein Kahn mit sechs Personen verschwinden könnte. Auf dem Grunde der schwarzen Höhle liegt wie ein Schlammbett 20 Fuß lang und 10 Fuß breit die Zunge; an den Seitenwänden aber stehen statt der Zähne die Schichten des Fischbeins zu Hunderten aneinandergekeilt und zwischen ihren Fugen franst sich ein zottiges Netz langer Roßhaare aus. Die Rippen des Wals messen 20 Fuß und darüber. Alexander des Großen Admirale sahen sie von den Indern zu Dachgebälk verwandt, während sie bei uns wohl an Domen und Rathhäusern als Reste alter Fabelthiere prangen. Welche Blutmasse diesen Körper nähre, ist wohl noch nicht einmal ungefährhin geschätzt worden; aber es wird auf sie ein Schluß gemacht werden können, wenn man erwägt, daß der Hauptstamm der Adern die volle Stärke eines Mannesarmes erreicht und sich stellenweis zu förmlichen Becken erweitert. Um das Fleisch lagert eine ellenhohe Speckschicht, welche dem Blute seine außerordentliche Wärme erhält und über die endlich wie ein dicker Kautschukkoller die Haut gezogen ist. Der halbmondförmige Schweif, die Waffe des Fisches, dehnt sich über 20 Fuß breit. „Flukes“ nennt ihn die Seemannssprache.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um die Monstrosität des Thieres darzuthun. Die plumpe Walze, unter deren Last das Wasser ächzt, der glieder= und halslose Rumpf, die steinerne Unbeweglichkeit des Skeletts, lassen den Wal fast kaum noch als etwas Lebendiges erscheinen. Dazu erinnere man sich, daß auf diesem Körper zahlreiche Schmarotzerthiere, Muscheln, Würmer und dergl. sich nähren, die ihre krallenartigen Füße oft so tief einschlagen, daß sie sich eher zerreißen als abreißen lassen. Sollte man nicht meinen, es sei ein urweltlicher Trunkus, ein todter Erdrücken, auf dem hier wie in üppiger Brutstätte das häßliche Gewürm sich pflege? Und ist es zu verwundern, daß ein solches Geschöpf den rohen Völkern, an deren Küsten es schnaubend

und brausend erschien, ein Schrecken war, und daß noch heute dieses Staunen in ihren Sagen nachklingt? Auf vier Walen steht nach finnischem Glauben die Welt. Als ein feindlicher Gott den ersten getödtet, schwankte zitternd die Achse der Schöpfung, die Wasser des Oceans schwollen über, und in der allenthalben sich ergießenden Flut ging ein Menschengeschlecht unter. Ein gleiches Ereigniß droht, wenn der zweite und dritte Wal sterben werden; wenn aber auch der letzte endet, dann wird diese Erde zertrümmert in den Abgrund zurücksinken, aus dem sie hervorgegangen.

Noch wenig beachtet ist das Leben und die Weise dieses Thieres. Denn welches Auge könnte seine dunkeln Pfade verfolgen! Dennoch wissen wir genug, um behaupten zu dürfen, daß gerade die Cetaceen (Walthiere) sich dem Menschen psychisch näher stellen als viele andere Säugethiere, und der menschenliebende Delphin ist wahrlich nicht ohne Grund bei Griechen und Römern gefeiert.

Der Polarwal unterscheidet sich vor den übrigen durch friedlichen Sinn. Die Fischermärchen erzählen von einem kleinen Fisch, das Mäuschen genannt, welches dem Beherrscher der Meere vorausschwimme, und dem er gelassen und vertrauend folge. Vorsichtig, fast furchtsam den Feind vermeidend, zieht der Gigant durch den Ocean, und selbst von Menschen angegriffen, sucht er eher Flucht als Kampf. Sein kleines, scheinbar lebloses Auge, das man dem des Stieres verglichen hat, ist ebensowenig dumm als dieses; es hat sogar einen empfindungsvollen, sanften Blick. Noch im Tode blieb an harpunirten Walen der tiefste Schmerz auf lange sichtbar, und zwei Einschnitte über dem Auge, welche von fern fast Brauen ähneln, erhöhen diesen Eindruck auf besondere Weise. Nichts aber ist rührender als ihre Mutter- und Jungenliebe, die auch an Robben so beinahe menschlich sich kund giebt. Sie liefert den Wal nicht selten in die Gewalt seiner Verfolger. Denn nie verläßt er das junge Thier. Er richtet sich beim Schwimmen nur nach diesem, erwartet das zurückbleibende, zieht das müde oder gefährdete

unter seine Flossen, es zu bergen, und hat gar die Harpune das „Kalb“ getroffen, dann eilt der Wal Hülfe bringend hinzu, ohne der jetzt auf ihn selber fliegenden Eisen zu achten. Er deckt es mit seinem Körper, und erst wenn es getödtet, erhebt er sich in grimmiger Wuth gegen den Menschen, der sein hingebendstes Gefühl so grausam betrog.

Zur Frühlingszeit entzündet den Wal leidenschaftliches Leben. Wild peitschen sie die Wellen, schießen blitzschnell fort und sammeln sich zu grotesken Turnieren. Wie Thürme richten sich die Riesengestalten auf dem Kopf stehend empor, daß sie halben Leibes aufragen, dann mit einem Male stürzen sie hinab und donnernd schlagen die Wasser zusammen. Es sind todtschlägerische Spiele, abenteuerliche Mischlinge des Skurrilen und des Furchtbaren, bei denen man an den Triumphzug des Meergotts denken mag, wie der griechische Dichter [1]) ihn schildert:

„Die Wunder des Abgrunds
Schossen jauchzend empor, Poseidon den Mächtigen grüßend,
Und es barst die Woge vor Lust!“

Aber mit den Spielen des Walfischhumors wechselt der wahnsinnigste Zorn, wenn plötzlich der Sägefisch sein zackiges Messer oder der Narwal den Hornspieß dem Riesen in die Seite jagt. Mag auch der fabulirende Sinn der Matrosen die Meereseinsamkeit mit manchem Märchen bevölkert haben, so sind diese Kämpfe doch thatsächlich und gehören zu den großartigsten Scenen. Schrecken ergreift den Schiffer, der an der Grenze des weitwogenden Schlachtfeldes zurückhält, um nicht macht- und rettungslos in den Aufruhr hinabgerissen zu werden. „Die See zürnt, wie Plinius sagt, wider sich selbst, und unter den Schlägen und Streichen der Kämpfer thürmen sich die Wogen in der windlosen Stille höher als im Orkan.“

Wer wollte dieses Thier noch ein stumpfes nennen? Man hat darauf hingewiesen, daß es keine Stimme habe. Aber gerade die stumm in sich geschlossene Gewalt dieser Natur hat etwas eigenthümlich Ergreifendes. Und berücksichtigt man, was bereits gesagt ward, erinnert

man sich des leisen Gehörs, das im Wasser auf weithin den Schlag des Ruders vernimmt, des scharfen Auges, das außerhalb des Elementes wie geblendet, in demselben bergetief den Feind wie den Genossen erkennt: so ahnt man doch wohl etwas Anderes und mehr, als nur die brutale Naturkraft.

Auch der gesellige Trieb des Walfisches darf nicht unerwähnt bleiben. Er theilt ihn mit Walroß, Robbe und Delphin, obgleich er nie in so mächtigen Schaaren erscheint als diese. Man hat Walroßheerden von 2000 Stück, und Delphine bis zu 5000 gezählt, während der Wal meist nur in „Schulen" von 60 bis 100 zieht. In solchen Gewalthaufen aber wandert das Thier durch die Meere, indem es den Strömungen folgt, welche von den arktischen Regionen aus die Festlandsküsten bestreichen und in ihren grünen Wassern Myriaden jener gallertartigen Quallen mit sich führen, welche die Hauptnahrung des Polarwals bilden [1]). Seine Wanderungen gehen aber nie bis zur tropischen Zone des Oceans hinab. Während der Potfisch (Kaschelot) gerade hier in großen Mengen gefangen wird, flieht der nur in kalten Strömen lebende Polarwal dieses Feuermeer. Den Rachen weitaufgerissen schwimmt er dahin. Eine Flut stürzt in das gähnende Thor und mit ihr unzählige Medusen, Sepien, Aktinien und dergl., die in den Haarmaschen der Barten zurückbleibend allmählich den engen Schlund hinabfließen. Aber ein ungleich grandioseres Schauspiel ist es, den König der Meere auf freier Fläche ziehen zu sehn, sei es, daß er auf der Flucht fast mit der Schnelligkeit eines Dämpfers fortschieße, oder daß er ruhig und im majestätischen Bogen die Wellen theile. Es ist nichts weiter sichtbar als der Vorderkopf und die Wölbung des Rumpfes. Nur wenn er hinabtaucht, hebt er den mächtigen Fächer, mit dem er die Wasser unter sich hinwegschleudert, daß sie schaumzersplittert emporspritzen. Und nun nehme man das erschütternde Brausen seines Athems. In der Minute etwa zweimal die Lungen entleerend, wirft er aus dem Trichter seiner Nüstern den hochaufdampfenden Doppelstrahl: wunder=

bare Springbrunnen, die in den Lüften funkeln und sausen. „Sein Niesen glänzet wie ein Licht, und aus seiner Nase gehet Rauch als von siedenden Kesseln.“ Diese Worte aus Hiob [1]) malen in der That ganz die seltsame Erscheinung. Wie aus dem Bauche der Lokomotive dröhnt langausgezogen das tiefe Keuchen, und sieht man den Strahl wohl auf eine halbe Stunde, so hört man ihn mindestens noch einmal so weit über die stille Wüste schnauben.

2.

> Du zerrennest das Meer durch Deine Kraft
> Und zerbrichst die Köpfe der Drachen im Wasser.
> Du zerschlägst die Köpfe der Walfische
> Und giebst sie zur Speise dem Volk der Einöde.
> Psalm 74.

Zur Jagd auf ein solches Thier fehlte mannigfacher Anreiz nicht. Liefert doch die Speckhülle allein mehrere hundert Zentner Thran, und mußte nicht am Ende auch das Wagniß selbst etwas Verlockendes haben? Aber zu einer kunstgerechten Jagd gehörte mehr als die bloße Kühnheit des Seemanns; hierzu bedurfte es der ganzen wissenschaftlichen und technischen Ausbildung, welche in neueren Zeiten die Schifffahrt erhalten hat. Allerdings haben die Wikinger, haben Isländer und Angelsachsen schon in frühen Jahrhunderten dem Walfisch nachgestellt. Aber es war keine Jagd auf offener See. Ein glücklicher Zufall trieb den Fisch in die felsumschlossenen Buchten oder auf Untiefen; man blokirte oder erlegte ihn vom Eise oder vom Boote aus und schleppte dann die seltene Beute dem Lande zu, sie nach strengen Gesetzen zu vertheilen. So wenigstens war es vor Alters auf Island. Wer den Wal zuerst entdeckte, auf wessen Grund und Boden das Thier strandete, hatten ein Hauptanrecht; in anderen Fällen betheiligten sich alle diejenigen noch, von deren Gehöft aus man etwa Segel oder Mast des benutzten Fahrzeugs zu erkennen vermochte. Immer war ein solcher Fang eine wichtige Begebenheit, die trotz der zahlreichen und genauen Rechtsbestimmungen nie ohne blutige Streitigkeiten vorüberging [2]). In diese Zeiten mochte

auch das altenglische Gesetzbuch zurückweisen, wonach ein gestrandeter Walfisch Eigenthum der Krone war. Doch hatte der König mit der Königin zu theilen; jener bekam den Kopf, diese das Endstück: eine ungalante Theilung, die man lange damit rechtfertigte, die Garderobe ihrer Majestät sei mit Fischbein zu versorgen, und wogegen erst neuere Kronanwalte die allerdings schlagende Thatsache anführten, daß das Fischbein eben aus dem Kopfe genommen werde [1]).

Eine wirkliche Walfischfängerei trieb zuerst der kühne Stamm der Basken. Schon Isidor von Sevilla beschreibt den Fang, bei welchem man sich mehrspitziger Harpunen bediente. Sie besuchten lange vor der Entdeckung Amerikas, um 1370, die Bank von Neufundland und drangen, allen Gefahren unbekannter Meere und feindlicher Klimate trotzend, bis in den Lorenzstrom und an die Küste von Labrador, ein Jahrhundert später selbst bis Grönland und Spitzbergen. Ihre schutzlose Flagge verschwand indessen vor den seemächtigen Völkern des ausgehenden Mittelalters. Die Holländer folgten der Spur und trieben, von ausgewanderten Basken selbst geführt, den Walfang in einer bis dahin nicht gekannten Ausdehnung. Ihre auf Spitzbergen gegründete Kolonie Smeerenberg, aus elenden Hütten aufgebaut, war der Sammel- und Stapelplatz des Walfischfanges und verdunkelte einen Augenblick selbst die Metropole des holländischen Handels am Aequator, die stolze Batavia. Aber freilich beschäftigten damals auch die Holländer allein 260 Schiffe in den grönländischen Meeren. Jetzt sind wohl kaum noch Reste davon vorhanden. Der Walfang hat weitere ergiebigere Reviere aufgesucht, und längst nicht mehr vlämisches Monopol, ist er das wetteifernde Gewerbe der seefahrenden Nationen Europas geworden. Sie alle aber hat Amerika [2]) in raschem Fluge überholt.

Es begann mit kleinem Anfang. Thomas Macy, ein Puritaner aus Massachusetts, hatte vier in Sturm und Ungewitter wandernden Quäkern ein Obdach gegeben. Er hatte diese Pflicht der Menschlichkeit geübt, obgleich ein barbarisches Gesetz jeden Puritaner, der einen

Quäker beherbergen würde, mit einer Buße von 4 Pfund Sterling für die Stunde belegte. Der Fanatismus seiner Glaubensverwandten drohete ihm selbst den Tod. Dem zu entgehen, besteigt Macy mit den Seinen ein Boot und flieht nach der Insel Nantucket. Bald folgen ihm Andere. Aber der karge Boden gewährt kaum das zum Leben Allernothwendigste. Da wirft einst, im Jahre 1690, der Sturm einen Walfisch an den Strand. „Seht, rief Macy auf das Meer weisend, dort zeigt uns der Himmel eine grüne Weide, von welcher unsere Kinder und Kindeskinder Brot holen werden." Das prophetische Wort hat sich in ungeahnter Weise bestätigt. Nantucket, das öde, sandige Eiland, ist der Vorort des amerikanischen Walfanges geworden, und der Ertrag, den dieser in einem Jahrzehnt der Union liefert, beläuft sich auf 70 Millionen Dollars. Die Flotte der amerikanischen Walfänger zählt jetzt 700 Schiffe mit 20,000 Mann, während alle übrigen Nationen zusammen nicht eben viel über das Fünftel dieser Summe stellen.

Die außerordentliche Wichtigkeit dieser Jagd rechtfertigt wohl den Versuch einer Schilderung. Denn wenn auch der Verfasser darauf verzichten muß, die Naturfrische und die wilde Pracht der Farben für ein Süjet zu finden, welches nur ein Rubens oder Biard würdig darstellen könnte, so darf doch vielleicht selbst die Skizze auf die ergänzende Theilnahme des Lesers rechnen. Wer es liebt, den Menschen im heroischen Kampfe mit überlegenen Gewalten zu betrachten, und wer sich der siegenden Größe desselben zu freuen weiß, dem öffnet sich hier ein Theater und ein Drama von unvergleichlichen Dimensionen. Es ist der Walfischfang in der Südsee, den ich darzustellen unternehme. Er hat dort einen großartigeren Charakter als in allen anderen Meeren.

Das Loos des Walfischfängers ist den meisten Seeleuten selbst ein Schreckbild. Die es nicht verwünschen, verachten es. Von jenem Glanze, der sonst wohl das Seeleben verführerisch umgiebt, ist hier keine Spur, und statt der Genüsse, in denen von Zeit zu Zeit selbst der Matrose schwelgen darf, bietet es nur Mühen, Gefahren und Ent-

behrungen der äußersten Art. Vornehm lächelnd oder geekelt blickt der Kauffahrer und der Seesoldat auf den thranduftenden närrischen Gesellen, der unter den nordischen Eisfeldern die Monstra des Meeres jagt. Und auf den ersten Blick möchte ihnen diese Geringschätzung nicht zu verargen sein. Man vergleiche nur! Dort das Kriegsschiff, die stolzhinschwimmende Festung, hochgegipfelt, wimpelgeschmückt, mit einem zwei=, dreifachen Gürtel von Feuerschlünden trotzig in die See blickend, daneben der schlanke, pfeilscharf zugespitzte Klipper mit adlergleich gespreiteten Segeln hinausfliegend, die kecke Brigantine im Zierrath ihrer Linien und des sauberen Takelwerks, die schmucke Galeass', die leichte Yacht — und nun hier der Walfischfänger! Wie ungestalt liegt der schwerfällige Bau da! Wie wüst und vernachlässigt! An den Seiten des Rumpfs hockt eine Reihe von Booten, andere liegen auf dem Quarterdeck; auf den Mastspitzen überall wie Krähennester die „Auskukke", vorn am Steuerbord, wo der Speck eingeschnitten wird, die unvertilgbare schmutzige Oelung: gewiß ein solches Haus ist nicht lockend. Aber ist es nicht lockend, so ist es fest und bequem [1]). Der Bug wie gemauert, die Rippen wie eisern, die Wände gedoppelt, so steht der Erdumkreiser unerschüttert unter dem Druck drängender Eismassen, und in der Kajüte des Kapitäns — horch! — singt ein Kanarienvögelchen ebenso lieblich als auf manch anderem Schiff.

Aber die Bemannung? Es ist wahr: noch nie fand sich ein seltsameres und vielartigeres Gemisch an Bord zusammen, als auf dem Walfischfänger. Hier begegnen sich die Abenteurer und Heimatlosen aller Nationen, und nicht diese allein. Manches geheime Verbrechen, manch zertrümmertes Schicksal sucht und findet hier, was es vielleicht auf dem Festlande umsonst suchen würde: ein Asyl. Da fragt Niemand nach Deiner Vergangenheit, und Dein Arm gilt nicht mehr als der nervige Deines Nachbarn, der vielleicht an eine Galeere geschmiedet war. Und dieses trotzige, von der Welle des Lebens ausgeworfene Volk hält nichts zusammen als gemeinsame Gefahr und das Gesetz des Schiffs.

Aber das bindet auch mit eiserner Klammer. Und mag noch so viel dagegen gesagt werden, mag der Gebildete unter den dunkelen, zweifelhaften Gestalten wohl nicht ohne ein gewisses Grauen weilen, so ist doch Eins gewiß: der Walfischfänger ist tapferer, verwegener, ausdauernder, als je ein Seemann war. Hat er nicht eben zu gewinnen, so hat er doch noch weniger zu verlieren, und er ist jede Stunde bereit, das Leben auf einen raschen Wurf zu setzen. So erscheint der Walfang als die hohe Schule der Marinen, und der junge Riese jenseit des Oceans nimmt gerade aus dieser sturmgehärteten, vom Schicksal zusammengehämmerten Masse den Sockel seiner wachsenden Macht.

Doch der Walfischfang hat nicht bloß eine mercantilische und politische, er hat auch eine culturhistorische Bedeutung [1]). Ueber Kalifornien und die Westküste Amerikas hinaus bis nach Australien und in die Inselwelt des großen Oceans läßt sich dieselbe verfolgen. Denn diese Gegenden sind großentheils erst durch die Waljagd in den Kreis der völkergeschichtlichen Bewegung gezogen. Ohne den hierdurch angeregten Verkehr würde Südamerika nicht so leicht dazu gekommen sein sich von Spanien loszureißen, das eifersüchtig jede fremde Flagge überwachend das Kreuzen bis auf 100 Seemeilen von der Küste nicht gestatten wollte. Walfischfänger besuchten Australien und Vandiemensland, ehe noch der Kauffahrer ein Interesse hatte dorthin zu segeln; sie erforschten die Küsten und Häfen, setzten Ansiedler aus, unterhielten mit diesen regelmäßige Verbindungen, und Walfischfänger sind es gewesen, die mehr als einmal die ersten Colonisten von Botanybay dem Hungertode entrissen. Sie endlich brachten das Christenthum auf die Südseeinseln, und der edle Lawry hat hier seinem apostolischen Eifer ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Auch führte der Walfang auf die erste s i c h e r e Vermuthung einer Durchfahrt der nördlichen Eismeere. Sie ist bekanntlich im Sommer 1850 wirklich aufgefunden [2]). Man hatte in der Nähe der Behringsstraße Walfische gefangen, welche erst kurz zuvor an den entgegengesetzten Küsten Amerikas gejagt waren. Die

in ihrem Leibe vorgefundenen Harpunen, nach seemännischem Gebrauch mit einer Angabe der Zeit und dem Schiffsnamen versehen, bewiesen dies, und ließen nur die Annahme zu, daß die Thiere, ohne den ungeheuren Weg um den 1800 Meilen langen Continent von Amerika zu machen, durch eine offene Straße des Eismeers von einer Seite desselben zur andern gelangt waren [1]).

Hat der Walfischfänger Kap Horn umsegelt und auf den Hawaïinseln noch einmal gerastet von der langen Fahrt, dann strebt aus allen Buchten von Honolulu der gewaltige, nur nach Hunderten zählende Mastenwald der Südseeflotte. Es ist Ende April. In der deutschen Heimat grünen die Wiesen und von den Hügeln läutet Heerdenglockenklang. Hier erinnert nichts an dies friedliche Idyll. Durch die graue Meerwüste zieht der Waljäger hinauf nach Norden, dem Reich des Winters entgegen. Statt der Pflugschar führt seine Hand Harpune, Beil und Lanze, und ihre Schneide ist scharf genug geschliffen, ein Haar zu spalten. Die großen Ströme des Meeres dienen dem Schiffe als Führer. Aber die Wale haben längst die offenen Gründe verlassen, und bis hinauf in die Polarzone, zu den Barrieren des ewigen Eises, muß der kühne Jäger vordringen. Dort, wo die Meerströmungen sich begegnen und stauen, hat er den Fisch zu suchen. Er bringt im günstigen Falle immer vier Monate zu, und erst wenn bei uns der Herbstwind die Bäume entlaubt, kehrt er zurück: der Kupferharnisch des Schiffs zerschlitzt, die Segel zerrissen, die Maste gebrochen, die Mannschaft decimirt; aber die Räume im Innern bergen Speck und Oel.

Während unserer Sommermonate durchziehen die Walthiere das Behringsmeer und verweilen an gewissen Punkten der asiatischen Küste. Ebenda, am Saume des aufbrechenden Eises, sind die Gründe oder wie der Seemann poetisch sagt, „die Wiesen“, auf denen der Fisch gejagt wird. Aber immer hält es schwer genug, eine „Schule“ zu finden und die gefundene nicht zu verlieren. Oft irrt das Schiff wochenlang ohne jede Spur. Wild durcheinander wälzende Eistrümmer, Pinguine

und Albatros, die auf ihnen neugierig wiegen, heulende Walrosse und Robben sind die einzigen Gestalten dieser Oede. Den Horizont verhüllt das Grau der höheren Breiten, aus dem nur dann und wann die Sonne tritt und ein fahles Licht in's Spiel der Nebel wirft. Mit ihren Spukgebilden blenden und verwirren sie die Sinne, jetzt wie ein hundertarmig Gespenst über den Himmel greifend, jetzt verstäubend in schattenhafte Fetzen, um dann zum Berge sich zu gipfeln oder in ein kolossales Schiff mit Mast und Segel auszurecken.

Endlich nimmt das Meer eine schwarze Färbung an und verkündigt die Nähe des Landes, meistens auch der Fische. Und schon wird auch vom Auskukk ein „Spaut" (Dampfstrahl) gemeldet, bald ein zweiter und dritter. Die Mannschaft jubelt, die Schule ist gefunden! Dort durch die brausenden Wogen drängt eine Riesenphalanx ihre schwarzen Leiber, eine Wolke von Dunstsäulen bezeichnet ihren donnernden Gang, und mit ihr mengt sich der Gischt der zerpeitschten spritzenden Wasser. Wo gäbe es einen Anblick wie diesen? Aber es ist kein Jagdwetter; in der Stille, die dumpf auf Meer und Himmel liegt, vermag keine List den feinhörigen Fisch zu beschleichen. Wind, Regen, brandende Wogen will der Seemann zur wilden Schlacht. Er braucht nicht lange zu warten. Im Westen wölkt sich's auf, und bald stürzt der Föhn zwischen den klingenden Eismauern daher und beginnt auf der Meerorgel sein dämonisches Lied. Das ist die Musik des Walfischjägers.

Das Schiff legt bei. „Heißt und schwingt die Boote!" schallt das Kommando über Deck, und nun werden die Boote hinabgelassen, das Schlachtfeld zu umstellen. Aber es verlohnt sich wohl, die kühnen, wetterfesten Männer einen Augenblick zu betrachten, die jetzt in dieselben hinabspringen. Vorn am Bug steht die hochgereckte Gestalt des Bootssteurers, der wenigstens der Zeit nach die erste Rolle in dem Drama hat. Es ist der Harpunierer, und seine Aufgabe den Fisch „festzuwerfen". Von der Kraft und Gewandtheit seines Arms hängt zunächst aller Erfolg ab. Der am entgegengesetzten Ende, der eiserne Alte, führt das

Boot; ihm bleibt die zweite und größere Rolle zugedacht. Er ist der eigentliche Matador, nur daß er statt des breiten Schlachtschwerts die lange furchtbarere Lanze schwingt. Die andern Vier haben nur zu rudern.

Das Boot stößt ab, schießt fort wie ein Pfeil, eine breite Schaumfurche hinter sich lassend. Und doch, wie schnell es eile, ist es immer noch zu langsam. Denn was gliche der Aufregung, die nun den Walfischfänger ergreift? Das Auge funkelt, die Pulse fliegen, er muß auf den Wal, gälte es auch sein Leben. Aber selbst die wildeste Leidenschaft zügelt die Strenge des Kommandos. Kein Ruderer wagt den Blick vom Ruder abzulenken, keiner ein lautes Wort, denn Ein unvorsichtiger Ruf, Ein bloßes Scharren des ausgleitenden Fußes könnte genug sein, um auf hundert Schritte hin das Ohr des Wals zu treffen und ihn unerreichbar in die Flucht zu jagen. Inzwischen eilt das Boot dem Koloß immer näher, der im stolzen Rhythmus die steigende, fallende Welle durchschneidet, ohne den Feind zu ahnen, der sich verderbend an seine Spur geschlossen. Die Matrosen haben ihre Kappen abgeworfen und liegen keuchend auf den Rudern. Auch der Harpunierer hat Hand mit angelegt. Aber noch ist das Fahrzeug nicht wurfgerecht. Der alte Steuerhalter weiß wohl, welch schweres Stück Arbeit zu thun bleibt, und hat er bis jetzt geschwiegen wie ein Stein, so wendet er nun, mühsam die rauhe Stimme dämpfend, seine ganze Seemannsberedsamkeit daran, die Mannschaft zum Aufgebot aller Kräfte zu spornen. Er schmeichelt, er bittet, er beschwört. „Wollt Ji den Fisch hebben, Jungens? — Wollt Ji en nich?! — He is so nah! He wiest uns Flukes! Min löwe Jungens! Man noch dree Schläg' — man noch twee — man noch een!“ Die Matrosen geben dem Boote Flügel. Bleibt ihnen auch der Blick auf das schnaubende Wild selbst versagt, so darf doch dann und wann wohl ein verstohlenes Auge an dem Graukopf, der wie eine Säule im Boot steht, hinaufschielen und da sich Kunde holen. Denn noch ist kein Steuermann so eisig und greisig gewesen, daß man nicht auf seiner alten zerknitterten Physiognomie, in

Blick und Gebärde, den Verlauf des wilden Rennens auf's deutlichste hätte lesen können.

„Sta op!" winkt er jetzt dem Harpunier. „Give it to him!" — und zischend fliegt das Eisen aus der Faust, nachsaust die Leine, ein rother Streif zieht kochend über die Oberfläche des Wassers: der Wal ist getroffen. Aber habt Acht! Noch war es kein Kampf, sondern nichts als ein Angriff! Das erschreckte Thier bäumt hoch auf, um im Nu mit rasender Gewalt in den Abgrund zu stürzen. Es flieht, und doch ist eben jetzt die größte Gefahr. Denn mit Sturmeseile schießt der Kiel, der mit dem Seil der Harpune sich selbst an den Leviathan gekettet hat, dem fliehenden nach, unaufhaltsam fortgeschleift. Die Leine, im schwindelnden Wirbel abrollend, raucht und droht in Feuer aufzugehn, und obgleich der Wal bereits dreitausend Fuß mit sich hinabgerissen hat, hört das Rollen noch immer nicht auf.

Endlich steht das Tau. Der Wal ist regungslos zu Grunde gesunken, und nun folgt eine willkommene Pause der Ruhe. Denn während er sonst mindestens in je zwei Minuten einmal auftaucht, um zu athmen, dehnt er jetzt die Intervallen so lang als möglich aus, freilich nur, um dann desto ermatteter emporzukommen. Mittlerweile schließen die von allen Seiten herbeieilenden Boote den Ring dicht über ihm zusammen und erwarten sein Aufsteigen. Das Thier kann nicht mehr entrinnen. Aller Augen sind auf die schwarze wallende Fläche gerichtet, und die Eisenschleuderer stehn, die Waffe in der Hand, und suchen gierenden Blicks das Ziel ihrer Würfe. Ueber diesen Momenten liegt in der That ein feierliches Grauen; der älteste Seemann, der sie vielleicht schon hundert Mal erlebte, empfindet es noch immer in derselben Stärke, als der unerprobte Neuling.

Eine lange halbe Stunde ist vergangen, da regt sich das Tau, und die Wasser spalten sich, als wolle der Grund des Meeres selber emporsteigen. Der Fisch muß athmen. Aber schon fliegt ihm ein zweites und drittes Geschoß zwischen die Rippen, und von Neuem taucht er

hinab, neue hundert Faden der Leine mit sich nehmend und weite Kreise beschreibend, um sich aus der mörderischen Schlinge zu befreien. Indessen erschöpften die neuen Verwundungen und der ungeheure Druck des Wassers [1]) seine Kraft: athembedürftig kommt er bereits nach zehn Minuten wieder zur Oberfläche.

Und nun beginnt der letzte Akt des Schauspiels. Mit dem Harpunier hat der Steuermann Platz und Rolle gewechselt. Vorn steht er im Boot die Lanze zum Wurf gefaßt. Ein Ruderschlag — ein Stoß — das Boot entert und knirschend bis zum Schaft hinunter bohrt der Speer sich ein. Das Thier ist tödtlich getroffen. Aus beiden Nüstern wirft es bis vierzig Fuß hoch den Strahl, weithin Alles mit blutigem Regen überschüttend und mit seinem schaurigen Schnauben auch den verwegensten Jäger schreckend. Es schwingt die Keule mit zerschmetternder Wucht und wehe! wenn einer dieser Streiche das Boot trifft!

Noch eine letzte verzweifelte Anstrengung zur Flucht macht der Wal. Aber eine neue Lanze fährt ihm in den Schlund. Beilhiebe, Harpunenwürfe, wildes Geschrei von allen Seiten! Es ist keine Schlacht mehr, sondern ein Schlachten. Das Meer ist eine rothe Lache geworden, und der Fisch speit zwar immer neue, aber immer schwächere Ströme von Schlamm und Blut. Da wird es still über der Scene. Das Auge des Wals erlischt, seine Muskeln winden sich in furchtbaren Zuckungen, als wollten sie bersten. Es ist der Todeskampf, die grause Augenweide des Jägers, der auf's Ruder gelehnt, mit dem Stolze eines Heros den Moment erwartet, wo der Riese todt zur Seite stürzt und die weiße Kehle zur Sonne kehrt [2]).

Das ist die Walfischjagd.

Es kann nicht geläugnet werden: sie ist ein ebenso grausames als verwegenes Spiel, und es bleibt Aufgabe der Wissenschaft, auch hier menschlichere Weise einzuführen. Die Harpune aus Feuerröhren abzuschießen, wie hie und da geschieht, ändert nur wenig. Dagegen verdient der von einem deutschen Kaufherrn ausgesprochene Gedanke, das

Geschöpf durch den Schlag der elektrischen Batterie zu tödten, die ernsteste Beachtung. Wie in der Südsee wird auch in anderen Meeren der Walfang betrieben, und rechnet man den Fang des Potfisches (Kaschelot, Spermfisch, Physeter macrocephalus) hinzu, so darf man die Zahl der in Einem Jahre erlegten Walthiere auf Zehn= bis Zwölftausend anschlagen.

Ob es sich aber alle der Mühen und Gefahren wirklich lohne? Diese Frage, die schon im Obigen ihre Erledigung gefunden, beantwortet sich noch einfacher in der Berechnung, daß der Ertrag eines einzigen Walfisches auf neuntausend Thaler steigt, obgleich fast nur Thran und Fischbein nutzbar sind. Der Eskimo, der Seelappe, alle die hochnordischen Völker würden nicht bestehen können ohne den Thran. Er bringt ihnen Licht in die monatelange Winternacht und bietet in der Strenge des Polarklimas zugleich ein wärmendes Nahrungsmittel. Ja, sie genießen selbst das lederartige Fleisch der Cetaceen, und nach dem Glauben der Kamtschadalen erlaben sich auch die Götter an solchem Mahle, das sie in den Geisern des Landes bereiten. Wir aber, ohne jene zu neiden, erfreuen uns im festlichen Saal am Glanz der Walrathkerzen, und so manche Ballschönheit, deren schlanker Wuchs das Auge entzückt, dankt einen Theil ihrer Grazie den elastischen Stäben aus dem Rachen des Walfisches.

VI.

Der Floh.

Variationen über ein Fischart'sches Thema.

Mich bizt neizwaz waz mag daz sin?
U. Boner.

Haben sie euch nie gepeinigt? Wißt ihr nichts von der Verzweiflung schlafloser Sommernächte? Wandermüde seid ihr auf's Lager gesunken, schon hat der Traum euch umsponnen, und die beschwingte Seele wandelt über goldenen Wolken — da wird es unter euch lebendig, es kriecht, rennt, springt heran, erst nur von Weitem, leise, lose, wie im Scherz — aber mit einem Male fliegt es euch in's Fleisch, spitz und brennend wie ein Bolz aus eines Kobolds Rohr. Ein Floh! greift zu! Ach schon zwickt euch ein zweiter, ein dritter, es zwickt oben und unten, an der Schulter, an der Zehe — weh' euch, eine ganze Meute stürzt über euch her! Vergebens! daß ihr den Strauß beginnt: die kecken Guerillas spotten eures Zorns, und wenn ihr weise seid, so steckt ihr ein Licht an und ergebt euch in das Geschick, das sein Opfer fordert.

Das ist die „Macht des Kleinen". Wo in dieser sublunarischen Welt weilte der Glückliche, der sie noch nicht an sich erfahren? Vor ihr schützt weder Constitution noch Stoicismus, weder Nelkenöl noch Kölnisches Wasser, und so ist keine andere Genugthuung geblieben als

die räsonnirende Defensive, hinter welcher sich unsere verwundete Größe so oft verbirgt. Zur menschlichen Satisfaction denn möchte ich heute reden vom Floh —

mit vrlob si gesaget.

Zwar warnt der Poet:

Wenn ein Löwe vor dir steht,
Sollst du nicht das Insect auf ihm besingen

und gewiß ziemt dem Dichter wie dem Denker am großen Schicksal das trotzige Menschenherz zu zwingen. Aber erstlich bin ich weder Dichter noch Philosoph — und davon abgesehen, ist eine solche sommernächtige Situation nicht auch ein Schicksal? Und ist nicht auch der Floh ein würdiger Gegenstand der Betrachtung in Folio, Quarto, Octavo u. s. w.? Wir wissen, „was sich der Wald erzählt“ und „was die Vöglein singen“; sollte nicht eine vielerfahrene Seele auch einmal berichten können, was sie den Flöhen abgelauscht?

Mit erfinderischem Finger hat den Floh Mutter Natur gebildet; schon der alte Freidank steht nicht an, ihn unter die Gotteswunder zu zählen, die kein Engel und kein Teufel, geschweige ein Mensch nachzumachen vermöge:

Der engel, tiuvel, noch der man
ir keins ein vloch gemachen kan.

Ja, selbst Sophroniskos' Sohn hielt es für eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen werth, dem Wandel des Flohs nachzudenken und seiner Schritte Weite zu ermessen.

Welches andere Geschöpf hätte sich auch dem Menschen so vertraulich gesellt als dieses? Man rühmt den Hund, schwärmt für Katzen und Papageien; aber der Floh lebt nicht bloß mit dem Menschen, sondern auch an, auf, um und aus ihm. „Flöhe! Kann man wohl ohne Flöhe bestehen?“ antwortete erstaunt eine bulgarische Wirthin einem

Reisenden, der sie vertraulich gefragt, ob in dem saubern Hause auch Flöhe seien. Die Dame hatte Recht. Der Floh ist ein Supplement des Menschen, seines denkenden Ichs nächster Anwohner, sein spiritus familiaris. Allerdings erscheint er nur klein. Und darum gebraucht ihn der griechische Dichter sogar als Bild der Verächtlichkeit, wenn er in den Myriaden des Xerxes Wolken von Flöhen zu sehen vorgiebt, und auch David vergleicht sich seinem Verfolger gegenüber (der eines Hauptes länger ist als alles Volk) diesem Thiere, die eigene Bedeutungslosigkeit zu bezeichnen. „Wem ziehest du nach, König von Israel? Einem todten Hunde, einem einigen Floh!" so ruft der Sohn Isai's dem Saul vom Fels der Gemsen zu.

Es läßt sich, wie gesagt, nicht läugnen: der Floh ist klein unter den Tausenden der Creaturen. Auch fehlt ihm die Zier der Gestalt und der Tand der Farben, der an Motten, Käfern und anderem Gethier das Auge reizt. Ihm lieh kein Gott das emsige Lied der Cicade noch der Mücke vergnügtes Harfeniren. Ihn trägt kein luftiger Flügel. Alle jene Künste, durch welche das Volk der Insecten die Bewunderung der Menge geweckt, suchen wir umsonst bei diesem Wildling. Er flicht kein Netz wie die Weberin Spinne, er baut keine Speicher wie die Biene, er hat keinen geordneten Haushalt wie die Ameise, überhaupt kein festes Gesiedel, obwohl dem Menschen immer an- und aufsässig, sondern unstät und nomadisch streift er umher.

Bei alledem aber oder vielleicht gerade deshalb ist der Floh eine poetische Natur, jedenfalls ein Charakter. Es hieße ihm schweres Unrecht anthun, wollte man ihn etwa mit jenem trägen, gefräßigen Thiere zusammenstellen, das, nach einem bekannten Göthe'schen Ausspruch, auch der Walfisch hat, oder gar mit Frau Wanze, von der uns Lavater's prophetischer Tiefblick versichert, sie sei eine „verworfene" Seele, „unfähig zu lieben und geliebt zu werden". Und doch wurde jenes unaussprechbare Thier selbst von dem Meister verherrlicht, der in den Uffizien zu Florenz die Göttin der Schönheit malte, wie sie mit rosigem Finger bemüht

ist, die ambrosischen Locken des Eroskanben von den kleinen Insassen zu befreien. Und der ernsten deutschen Kunst wollten wir einen Vorwurf daraus machen, daß sie dem Floh ähnliche und noch größere Ehre erwies? Im edelsten Wetteifer haben vor Allen die Dichter seine Bedeutung gewürdigt. Das Mittelalter, das so oft Podagra, Fieber und andere Gewaltige, groß und klein, gefeiert, hat auch des Flohes nicht vergessen. „Flöhhatz, Weibertratz" — wer hätte nicht wenigstens gehört von diesem wundersamsten Epos deutscher Zunge? Und um sogleich zu unserer modernen Klassik zurückzukehren [1]), wer kennt nicht den Floh des Herrn Pelegrinus Thyß, dessen edeln Sinn und Geist Hoffmann-Callot so beredt geschildert? Wer endlich hätte sich nicht an jenem Liede erbaut, das der Dichterkönig Göthe dem Königsfloh gesungen? Auch die Männer der Wissenschaft sind nicht zurückgeblieben. Weiland namhafte Forscher des Rechts haben Verhandlung gepflogen „de eo, quod justum circa pulices"; ja Schriftgelehrte und Pharisäer schon erwogen weise, ob und wieviel man Flöhe tödten dürfe am Sabbath, ob man sich ihrer während des Gebets erwehren könne unbeschadet der Andacht, ob man vor dem Priester in einem Gewande erscheinen dürfe, dem Flohblut anklebe und dgl. m.

Betrachten wir denn des Thieres Gestalt und Wesen etwas genauer. Tretet ein in jenen dämmernden Saal und seht, wie der Magier dort an der geheimnißvollen Maschine mit dem millionenfachen Vergrößerungsglase, nachdem er strengen Ernstes Moose, Krystalle, Wassertropfen u. s. w. gezeigt, plötzlich leise lächelnd ein neues Object in die Linse schiebt, und wie nun mit einem Male phantastisch und wild ein fremdartiges Bild an der weißen Wand zusammenschießt. Ein Floh! flüstert der Zauberer, und durch die überraschte Versammlung wie durch Rosenbüsche der Wind fliegt ein schamhaft kicherndes Concert von Ausrufungen [2]). Inzwischen hat die fabelhafte Gestalt sich in schärffster Plastik aus dem Nebel geformt. Seht sie an! Wo bleiben vor diesem Behemoth die enggeschnürten, gerippähnlichen Gestalten der

andern Insecten? Der Stierleib gedeckt mit Harnischschienen, aus den Fugen wilde Borsten starrend, am Gefräß ein Rüsseldreizack, am Gesäß ein Pfriemen: so steht auf sechs kühngespornten Springern der Koloß. Man sieht, wenn irgend eins, dann ist dies ein kriegerisches Thier, und es kann kein Zweifel obwalten, daß ihm nur der starke, pralle Mannsname gebührt, daß man also nur zu sagen hat „der" Floh und nicht wie zärtlichen Gefühls die Minnesänger jezuweilen thun: „die" Floh, oder gar wie in Sachsen „die Flehe".

Nun erscheint auch die Physiognomie im rechten Licht. Ein älterer Naturkundiger hat den Satz aufgestellt: je schwächer und kleiner das Thier, um so listiger und boshafter seine Gesichtszüge. Und klein ist auch Kopf und Angesicht des Flohs; aber aus dem gekniffenen Augenpaar blickt nicht bloß jene wühlende Schärfe, sondern auch eine gewisse heroische Wildheit, ein Trotz, der aller Fesseln spottet, und doch auch wieder ein feinerer satirischer Zug, wie um den Mund die lüsternen Linien des Schleckers spielen.

Nicht auf einmal hat die Natur ein so eigenthümliches Gebilde geschaffen, es bedarf dazu langer Verwandlungen, geheimnißvoller Processe. Anfangs ein winziges Eilein, danach eine windende Wurmgestalt verhüllt sie sich alsbald in ein seidenes Lailach, stirbt der Welt ab, um, ehe noch des Mondes Horn sich wieder füllt, fröhliche Urständ zu feiern und als Floh hoho! in alle Winde zu springen und zu leben und zu lieben. Glückliche unter ihnen, denen nicht gewaltsamer Tod die Tage kürzt, sollen ein Greisenalter von sechs Jahren erreichen können und Enkel und Urenkel erwachsen sehen.

Wie Held Achilles der Schnellfüßige heißt, so heißt er „Floh", d. i. der Flüchtige, Flinke. Er ist immer auf dem Sprunge, rasch zum Angriff, rasch zur Flucht, doch auch fliehend noch zu fürchten: denn nie ruht seine Waffe. Darum gehört es gewiß zu den treffendsten Wendungen unserer Volkssprache, wenn sie die Plage des argwöhnischen Grüblers und Horchers mit dem Ausdruck bezeichnet: „ihm sei ein

Floh in's Ohr gesetzt." Wie anschaulich ist das! Der prickelnde Zweifel, der Verdacht, den ein Schalk uns in die Seele geworfen, läßt sich in der That nicht glücklicher vergleichen als diesem kleinen, unermüdlichen, unerreichbaren Peiniger. Ein schweres Werk ist's, den Schnellen zu fangen, wie viel immer auf ihn gefahndet wird. Zwar preist der alte Dichter in erhabenen Chören des Menschen allbeherrschende Gewalt —

listig umgarnend fängt er weg
leichthinflatternde Vögel,
fängt walddurchstreifender Thiere Schaar,
fängt die schwimmende Brut der See — (Sophokles.)

aber dem Floh gegenüber wird der Mächtige seiner Ohnmacht inne [1]). Wie oft springt er euch noch unter dem Finger davon! Wie oft entrinnt er, da schon der rächende Spieß auf seiner Brust steht! Ja, aus der Flamme, die ihn verzehren soll, reißt er sich los, ein unsterblicher Phönix, und scharfe Ohren haben da sonder Zweifel sein höhnendes „Husten" vernommen, von dem das Sprichwort redet. Nur dasjenige Geschlecht, welches seinen Angriffen am meisten ausgesetzt scheint, ist — Dank der Alles ausgleichenden Gerechtigkeit des Schicksals — dieser Art der Kriegsführung auch am meisten gewachsen. Dennoch erfordert die Flohbeize die ganze Virtuosität der zarten Finger. Oder wer hätte die reckenhaften Sprünge nicht schon bestaunt, in denen er sich wie in groteskem Spiel hoch über sich selbst hinausschleudert? Er bedarf keines Flügels; sein Fuß ist sein Flügel. Ein einziger Druck der stählernen Schenkel schnellt ihn einer Rakete gleich empor; der arme Bajazzo, der es ihm nachthun wollte, müßte erst lernen, von der platten Erde auf den Knopf des Straßburger Münsters voltigiren.

Und was kommt seinem Muthe gleich? Kleines Herz, kühnes Herz, sagt schon Plinius. Der Floh scheut nicht Zeit, noch Ort, noch Person. Er findet dich bei der Studirlampe wie beim Stelldichein, im

Kriegszelt wie im Tanzsaal. Ein Kittel oder ein Brokatrock, ein Filzsocken oder ein Seidenstrumpf, gleichviel — überall ist er daheim.

Und ob's der Kaiser sollte schwören,
Er mag sich ihrer nicht erwehren;
Was hilft ihm Herrschaft, hilft ihm List,
Derweil ein Floh sein Meister ist! (Nach Freidank.)

Es ist das eben Menschenloos.

Aber was ist nun das seine? Die goldenen Tage sind vorüber, wo ihm ein König Hosen anmessen ließ und seine Brust mit Stern und Orden schmückte. Wie oft kommt er vom Strumpfe auf den Hund! Verfolgung von Kindesbeinen an, ein Herz voll Sorge, ein früher Tod; das ist die Lebensgeschichte des Flohs. Der vielbedrängte sagt mit Recht:

Es ist auch schier kein Wunder zwar,
Daß ich so klein muß bleiben gar,
Dieweil ich je nicht kann gedeihn
Bei solchem Schrecken, Sorgen, Scheun.
Denn Sorg' und Angst dörrt aus das Herz,
Den Leib verzehrt des Gemüthes Schmerz.
Es wundert mich daß wir arm Flöh,
Stets bleiben schwarz, wie es uns geh',
Da wir doch grau sollten sein
Vor großer Mühlichkeit und Pein. (Fischart.)

Mit welchen Künsten berückt ihn die ziere Zofe! Auf den Einen kleinen Punkt ist Seele und Auge und Sinn gerichtet und auf einmal — mit keckem Finger ein rascher Griff:

Ei hab' ich sonst kein Rast noch Ruh,
Ich drück dir denn die Augen zu,
Debald, du mußt sterben! (Volkslied.)

Ach jetzt erst beginnen die Qualen des Armen! Die Füße abgehackt, die Zähne ausgebrochen, der geviertheilte Leib zu Asche verbrannt, die Asche hinausgestreut in alle vier Winde — so stirbt er einen hun-

vertfachen Tod, und nicht einmal eine Handvoll Erde wird ihm zu Theil. Ja, den Abgeschiedenen noch verfolgt die Rache, und manche grausame Phantasie weidet sich hier oben schon im Voraus an der Pein, welche drunten im Flammenpfuhl ihm bereitet ist. Zwar nicht der große Dichter der Hölle, aber doch der ehrliche Poet des „Froschmäusler", den Reineke's Geist dorthin geführt, sah sie selbst an den glühenden Lachen lechzen und schmachten:

Allerdings sein die Flöh auch dort
Versamlet an besondern Orth,
Daß sie bei einer glü'nden Pfützen
Häuffig am Ufer über sitzen,
Springen etwan nach einem Bein,
Das über der Pfütz schwebet allein,
Fehlen doch stets, fallen in's Feu'r,
Da wird ihnen das Lachen theu'r.
(Froschmäuseler 1. Buch, 13. Cap.)

Keinem zu Liebe, Keinem zu Leide: der Floh verdient unsere beredteste Fürsprache. Von der Hand der Natur selber ist ihm die Waffe gegeben, und ihr wolltet ihn anklagen, daß er sie gebraucht? daß er das Schwert nicht rosten läßt ein träger Knecht? Volks Stimme, Gottes Stimme! sagt ihr. Wohlan, das Lied der Letten [1]) singt vom Wolf und vom Fuchs, und auch vom Flohe hat es gesungen:

Der Floh, das Flöhchen,
Das leck're Thierchen
Schlürft süßes Blut auf,
Bei Tagesanbruch
Zum Kühemelken
Weckt er die Mädchen:
s' ist seine Arbeit.

„Es ist seine Arbeit!" Wahrlich, wenn ihr ein Jeder so die eure thätet, so müßte diese Welt die beste sein. Gehet hin, Verblendete, und lernet vom Floh!

Und sein Stich, sein vielbeschrierener Stich, bei dem ihr Herkules

und alle Götter anruft, ist er denn wirklich schreienswerth? Ist schon ein Herodes [1]) an Flöhen gestorben? Ihr wißt, die Seele wohnt im Blut. Aber ihr wißt nicht, wieviel böses Blut und wieviel böse Gedanken euch der kleine Schröpfer schon hinweggenommen. Nur von eurer schwarzen Seele stammt das Schwarz seines Leibes: denn ursprünglich ist er weiß und ohne Fehl geboren. Darum dulde ihn immerhin, und beherzige, du eitle Magd:

Es gibt sein Stich ein rothes Flecklin,
Welches oft wohl stehet deinem Bäcklin. (Fischart.)

Auch seine Sauberkeit sollte den Floh empfehlen. Er hat nichts gemein mit dem schmutzigen Gesäm Beelzebub's, wider dessen Unbilden das Menschengeschlecht zu kämpfen hat. Wenngleich blutträchtig, bleibt seine Fährte meistens rein und unbeschweißt; aus dem luftigen, duftigen Weiß bauschender Krausen und Spitzen lugt seine schwarze Gestalt,

wie aus der Wolken schimmerndem Thor
tritt der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor.

Mit dem entschiedensten Nachdruck muß aber seine geistige Befähigung und sein feinsinniger Geschmack hervorgehoben werden. Auch vom Floh gilt das Dichterwort: pondere, non nervis, corpora nostra carent. Denn er hat Witz, ja er ist selbst ein Witz der Natur, sozusagen ein humoristisches Epigramm auf den Bürger zweier Welten, der ihn darum freilich auch für vogelfrei erklärt wie allen Witz. Doch der Floh hat mehr als bloß die treffende, aber gewissenlose Pointe: er ist bildungsfähig und weiser Lehre zugänglich. Das mag denn um so größere Bewunderung verdienen, je mehr seine Pusillanimität und sein ausschweifender Freiheitstrieb jeder Zucht zu widerstreben scheint. In der That leistet er das Niegesehene. Die dominospielenden Möpse, die buchstabirenden Kanarienvögel, die tanzenden Mäuschen und alle die andern Schaustücke der Thierpädagogik müssen verschwinden gegen jene betriebsamen deutschen Flöhe, deren Gelehrigkeit vor Jahren Jung

und Alt in gerechtes Staunen versetzte. Exerciren, Schildwacht stehen, in einem Wagen fahren, der Eine hoch als Sieger thronend, der Andere überwunden an den Rädern schleifend — welche prächtigen Bilder gab das, und wo wäre die grause Scene vor Ilion trefflicher tragirt worden!

Und sein Geschmack? Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist; das ist ein Spruch, den der Floh mit Stolz für sich in Anspruch nehmen kann; der muthwillige Sänger der „Amores“ wußte die Nutzanwendung zu machen. Und auch unser alter biederer Fischart sagt:

Solang ein Floh noch kriechen kann
Und eine Frau zart Fleisch wird han,
Solang wird bleiben auch der Streit
Zwischen beid' Theilen aus lauter Neid [1]).

Endlich wird ja auch Das für die Classicität seines Geschmacks sprechen, daß er bekanntlich in dem Lande der Hesperiden seine eigentliche Heimat zu haben scheint. Wer in Rom oder Neapel an einem Sommermittag die stillen, sonnebeglühten Straßen hinabsieht und mit einem Auge für das Kleinleben der Natur begabt ist, der gewahrt überrascht in dem hüpfenden Geflimmer, wie überall sich dort Empfindung regt. Jedes Stäubchen ein Floh. Wer hätte das wärmer gewürdigt als du edler Ritter vom Geiste, weiland Gustav Nikolai? Gerade dir, dem berufenen Entdecker Italiens „wie es wirklich ist“, mußte das „Flohleben jenseit der Berge“ in einer intimern Weise aufgehen als gewöhnlichen Sterblichen; es war nur eine poetische Gerechtigkeit, wenn ihrer Seele Zug sie inniger zu dir zog und sie im voreilenden Danke dir huldigten für den weltgeschichtlichen Ruhm, mit dem du ihr Geschlecht verherrlicht. Fromme Hände haben inzwischen deine Manen gesühnt, Vielverkannter, und bewundernd und gerührt schreibe auch ich meinen Namen auf die Votivtafel, welche dir deutsches Rechtsgefühl jüngst geweiht [2]).

Dem Floh aber, dem wundersamen Vitzliputzli, sei seine Weide gegönnt, so weit der Wind weht und der Hahn kräht — wofern er sich nicht erwischen läßt in flagranti. Und der geneigte Leser? Und diese Zeilen? Nun was die letztern anlangt, so sind sie aus eigensten freiwilligen und unfreiwilligen Flohstudien hervorgegangen. Denn „dem Denken geht immer das Leiden voran". Der Leser aber möge nicht zürnen, wenn sie bei alledem einer Ehrenrettung ähnlicher geworden als dem oben in Aussicht gestellten Verdict. Ich habe wirklich keinen Schutzbrief, höchstens einen Trostbrief gegen diese kleinen Leiden des menschlichen Geschlechts schreiben wollen, und ist der Leser kein Hindu, der auch im Floh die Menschenseele ahnt und Flohhospitäler baut, so bleibt es ihm unbenommen

zu knicken und ersticken
sogleich, wenn einer sticht! (Göthe.)

Wem aber auch Das noch zu leichtfertig klingt, gut, für den sei hier noch ein ernsthafter Anhang beigefügt, zur Beschwichtigung des gelehrten Gewissens. Nämlich über ein Paar Seitenverwandte des Flohs.

Unser vaterländischer Floh — dies eine der neuen Entdeckungen, welche wir den kühnen Durchforschern Afrikas [1]) verdanken — unser Floh hat im 31. Grade nördlicher Breite seine Grenze nach dieser Weltgegend hin. Darüber hinaus kommen die ächten Barbaren; denn das Geschlecht der Puliciden hat sich wirklich über alle Zonen verbreitet. Doch verdienen von sämtlichen Flöhen in Nord und Süd nur zwei Nebenlinien einer besondern Erwähnung. Das ist der Eisfloh und der Sandfloh. Letzterer (Pulex penetrans), unter der Aequatorsonne heimisch, athmet ganz die Leidenschaft südlicher Racen. Er trägt gutes Gewaffen, „sein Schwert ist schier so lang als er", und während unser deutscher Landsmann im Adelslexikon der Entomologie nur schlechtweg der „Neckende" (Pulex irritans) heißt, führt die Chika von Surinam

den imponirenden Beinamen der „Durchbohrenden". Im Sande, zumal der Baumwollpflanzungen, hausend drängt sie sich dem nacktfüßigen Wanderer unter die Nägel, gräbt sich dort ein, um sich heldenmüthig für ihre Brut zu opfern. Denn alsbald beginnt in ihrem Leibe eine junge Generation zu erwachsen. Diese zehrt den mütterlichen Leib auf und geht im nimmersatten Drange rasch dazu über, sich von der Umgebung zu nähren, in welche sich das versorgende Weibchen begeben hatte. Jetzt macht das fressende Brennen der Besitzer der Chika auf deren Anwesenheit aufmerksam, worauf das Insekt samt der Brut mittelst einer Nadel ausgenommen werden muß. Die farbigen Damen des Landes verstehen diese Kunst vortrefflich; die kleine Wunde, nachdem sie mit Tabaksasche eingerieben, heilt sehr leicht, leichter als die Wunde aus dem kohlschwarzen Iltisauge der schönen Operatrice [1]). Wird indessen nicht zeitig genug Sorge getragen für Entfernung der wühlenden Schmarotzer, so giebt es heftige Entzündung, ein Flohfieber, und das Thier macht die ganze Bedeutung seines Zunamens fühlbar.

Dagegen muß man zum Firn der Gletscher aufsteigen, um die Spur seines Antipoden, des räthselhaften **Eisflohs** (Dessoria glacialis) zu finden. Er ist kälterer, mehr polarischer Natur. Obwohl mit starken Kauwerkzeugen begabt, saugt er kein Blut; die unwahrnehmbaren Reste organischen Stoffs, welche sich im Gletscherwasser finden, bilden sein genügsames Mahl und erhalten ihm jene Rührigkeit, mit der das Thier zu Tausenden gleich einem schwarzen Pulver in den Haarspalten des Körnereises umherhüpft. Ein Gabelschwänzchen, das unter den Bauch gelegt mit der Wirkung einer Feder losschnellt, ist das eigentliche punctum saliens. Es ist ein harmloses, wenn auch uncivilisirtes Bergvolk. An der letzten Grenzmarke des Lebendigen und fast als einzige Ausnahme in der nach Millionen zählenden thierischen Schöpfungsfülle lebt der Gletscherfloh wenig gekannt und für die Wissenschaft kaum erst entdeckt in einer Kälte, in der jedes Thierleben

erstirbt. F. von Tschudi, der klassische Alpenführer, erzählt, daß dieser Floh bei 11 Grad im Eise festfror, zehn Tage in diesem Zustande verblieb und bei allmählich zurückkehrender Wärme wieder zu der alten Munterkeit erwachte. Eine gleich bewundernswürdige Ausdauer setzte er künstlich gesteigerter Hitze entgegen. So verläugnet sich auch in diesem fernstehenden Verwandten (den übrigens die Wissenschaft nicht einmal als solchen anzuerkennen geneigt ist) die zähe, unverwüstliche Flohnatur keineswegs.

VIII.

Am See.

Am See.

1.

> Sieh drunten auf dem See im Abendroth
> Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;
> Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Loth.
> Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
> Seltsames Spiel!
>
> A. v. Droste-Hülshoff.

Nächst der Luft hat keins der vier Elemente, welche nach des Dichters Ausdruck „die Welt bauen", eine solche Allverbreitung als das Wasser. Ueber 6½ Million Quadratmeilen mißt die Fläche, welche der Ocean bedeckt, und einst ruhte auch die jetzt bewohnte Veste unter der Flut. Wann sie zuerst ihre Berge und Ebenen und damit eine ganz neue Schöpfung zum Lichte emporhob, welche Revolutionen damals den Planeten erschütterten, wird schwerlich je die Forschung zu enthüllen vermögen. Aber noch gebiert sich ununterbrochen im Schoße des Meeres eine Welt von Wesen. Es lebt in seinen Wellen ein Reich der Thiere und Pflanzen, das zwar nicht an Vollkommenheit und Schönheit, wohl aber an Fülle und Mannigfaltigkeit jenes der Kontinente weit zu übertreffen scheint. Unsere Wälder bergen, wie Charles Darwin behauptet, nicht so viele Thiere als die niedrige Waldregion des Oceans, wo Tanggesträuche und Fukuszweige ihr zartes Laub entfalten, und selbst da, wo in bergetiefe Nacht kaum ein Schimmer des Lichts hinabdringt, regt sich's allenthalben lebendig. Darum geschah

es in richtiger, tiefbegründeter Ahnung, wenn griechische Philosophen das Wasser „den Ursitz und die Mutter des Lebens" nannten, oder wenn Inder und Aegypter betend an den heiligen Strömen knieten und in ihnen die sichtbare Gottheit selbst verehrten. Ohne Wasser würde in der That nichts Lebendes bestehen. Wäre es möglich, daß mit einem Male seine Schleusen spurlos versiegten, dann müßte Alles hinsterben, was athmet und sproßt, und die Erde würde nur das Medusenantlitz einer Wüste dem entsetzten Blicke zeigen.

Aber „gleich einer sorgsamen Mutter", die ohne zu ermüden jedem Bedürfnisse helfend entgegeneilt, wandelt das Wasser in ewigem Kreislaufe seine Bahnen, überallhin seine Wohlthaten vertheilend. Unter unsern Füßen, im Innern der Erde, ungesehen und ungehört, sprudelt es bald in zahllosen Gängen und Adern, bald sammelt es sich zu mächtigen Becken und Seen, zu „versiegelten Brunnen der Tiefe", wie die Bibel so treffend sagt. Oder es tritt heraus an's Licht und zieht ein segenbringender Strom durch die Länder und Städte der Menschen, freudebrausend dem großen Weltmeere entgegen, oder es öffnet im Hochgebirge den Quell, die Gemse und das dürstende Moos zu tränken. So reicht das Meer mit seinen Wasserfäden durch und über alles Land bis hinauf zu den hängenden Gärten der Alpen, zu den ewigen Schneefirnen dort oben. Ueberall umgiebt und beherrscht uns des Wassers Fülle, wenn es auch nicht überall von den Augen wahrgenommen wird.

Denn so weit dieses Element verbreitet ist, ebenso verschiedengestaltig ist es auch. Ein wunderbarer Proteus verflüchtigt es sich unter dem Hauche der Wärme in Nebel und Dampf und webt dann jene blauduftigen Säume um die Ferne, oder es steigt empor und bildet die ewig wechselnden Decorationen des Himmels, während es sich unter dem Drucke der Kälte zu Schnee ballt oder in Hagel und Eis verfestigt. Man kann nicht läugnen, daß jede dieser Gestaltungen ein eigenthüm-

licher, poetischer Reiz begleitet. Sind Wolken und Nebel phantastisch und sehnsuchterweckend, so hat der Schnee in seiner fleckenlosen Weiße, in seinem leisen, traumhaften Niederschweben und in seinem ebenso wunderbaren Verschwinden etwas Friedevolles und Märchenhaftes. Grausig dagegen wirkt der Hagel, wenn er aus plötzlich verhängtem Gewölk seine Geißel auf die Aehrenfelder herabschmettert und in seinem Geleite der Sturm verheerend über die Wälder stürzt: es sind die gespenstigen „Schleuderer des Luftheeres", die erbfeindlichen Mächte des Chaos, die dem Menschen grollend entgegenwettern. Das Eis endlich blickt uns erstarrend an; aber es hat zugleich etwas Geheimnißvolles, wenn wir über die berstende, krachende Fläche gleitend uns vorstellen, daß der Geist unter uns nur in einem Zauberschlafe liegt, aus dem er plötzlich und mit unentfliehbarem Grimm erwachen könnte.

Indessen bedeuten alle diese Wandelformen doch nur wenig gegen das Wasser selbst, gegen das fließende, freie, lebendige Element. Seine reizende Durchsichtigkeit, sein klarer Spiegel, der melodische Rhythmus seiner Bewegung, das leuchtende Grün und Blau der Wellen üben eine stille Macht über jeden Sinn, und fast möchte man behaupten, daß selbst der schönsten Landschaft die Seele fehle, wenn nicht das feuchte Element ihre Schönheit wiederspiegelt. Ἄριστον μὲν ὕδωρ (Wasser ist das Beste) ist wahrlich nicht bloß für den Arzt oder Landbauer gesagt. Es giebt kein großartigeres Epos als das erdumgürtende, himmelspiegelnde Meer und keinen kühnern Dithyramben als den Katarakt, der brausend und dampfend in den Abgrund stürzt.

Aber man hat gar nicht nöthig, so gewissermaßen zu den äußersten Spitzen aufzusteigen, um das Wasser in seiner Schönheit zu sehen. Schon sein erster Ursprung ist ein Bild von außerordentlicher Lieblichkeit. Der Quell, der Bote der Berge, wie unzählige Male haben ihn die Dichter besungen! Da hängen in den Wipfeln die Nebel, der

Schatten tropft kühle Perlen, von jedem Blatt und Halm trieft es, und nun sickert und wühlt und schlüpft es in die Erde hinein und rinnt zusammen und wird lebendig. Kein Auge sieht das Wunder, Berggeister stellen sich hütend um seine Wiege; aber dort, wo der Felsen sich spaltet, haben sie einen Pfühl vom weichsten Moose hingelegt, und mitten inne geht das Quellchen auf. Unermüdlich brodelt es hervor. Es spielt Ball mit den krystallenen Körnchen, und so leise lullt es in sich hinein, daß auch das Ohr des trinkenden Mäuschens nichts vernehmen mag. Aber hat das Elfenkind einmal das Licht geschaut, so eilt es von dannen. Espen und Weiden kommen und breiten die grünen Arme darüber, als wollten sie das flüchtige festhalten mit ihm zu tändeln, oder sie beugen sich horchend in das Gemurmel, das so märchenhaft durch die Stille klingt.

Und nun hinaus aus dem Wald! Hinab in's Thal! Welch ein ganz anderer, neureizender Anblick ist dort der Fluß, die schweifende, blitzende Silberlinie durch's Gelände schwingend! Friedliche Heerden spiegeln sich in seinen Wassern, wogende Aehren antworten seinem Rauschen, ein Gebüsch, ein Hain drängt sich heran und stellt auf sanften Hügelkuppen seine Vorposten auf, indeß ganz nahe an's Ufer schon die Erle sich schleicht und neugierigscheu den Fuß in's lockende Bad taucht. Aber jenseits in geschütztem Busen versteckt sich eine Mühle, ein stilles Dörfchen, oder mit Thurm und Mauern hebt sich geräuschvoll die Stadt.

Gewiß, es sind schöne Bilder diese Bilder des Wasserlebens. Und selbst der Dorfbrunnen noch, das kunstlos gehöhlte Rohr, aus dem die gefangene Najade sich ergießt, ist schön und hat Etwas von dem schmeichelnden, sinnbeschwichtigenden Reize des Elements in sich. Tieck sagt irgendwo, daß gerade die rauschenden Brunnen in Rom ihm das Herz so sehnsüchtig geschwellt, und Eichendorff schafft seine eigenthümlichsten Scenen, wo er die einsamen Schlösser schildert, deren ver-

fallene Fontänen durch die Mondnacht murmeln. In der That, das Wasser ist ein geistiges Element, es spricht uns wahlverwandt an, und gewiß war es kein müßiges Spiel unserer Sprache, daß sie vom See auch der Seele den Namen lieh [1]).

Eine eigenthümliche, besonders schöne Gestaltung nimmt das Wasser in dem ebengenannten See an. Quell, Bach, Fluß eilen unaufhaltsam vorüber, ein Bild des unaufhaltsam eilenden Lebens. Daher hat das Gefühl, welches sie in uns erwecken, wie mannigfach es sich auch sonst färben möge, immer den Grundton der Sehnsucht: die ziehende Welle zieht auch uns mit fort, wir versenken uns in sie, bis sich, ihr gleich, Auge und Sinn ziellos in unbekannte Fernen verlieren. Lenau sang:

> Die Seele sieht mit ihrem Leid
> Sich selbst vorüberfließen.

Diesem entgegengesetzt wirkt der See. Er ist ein „stehendes" Wasser, in breite, große Becken gesammelt. Er entbehrt der gleitenden, mäandrischen Linien, die schon Homer am Skamander rühmt, und nur vom Sturm erregt rauscht sein Gewässer. Dafür aber giebt er jeden Ton des Lichts, jede Stimmung der Luft in reinem Spiegel wieder. Frisch und heiter am Morgen, weich und sehnend bei Abend, gespenstisch im Nebel, feierlich, wenn der Sternenkranz über ihm strahlt, zieht seine glatte, unbewegte Welle in der That den Himmel auf die Erde. Dazu tritt der Ring des Ufers hier wirksamer als bei irgend einem Wasser hervor. Die wechselvolle Umrahmung schließt den See zu einem Ganzen, zu einem fertigen Bilde ab, und wie sie der Welle Schranken setzt, so hält sie auch das Gefühl des Betrachters in beruhigter Grenze. Die sonnigen und doch versteckten Buchten geben den Eindruck des Heimlichen und Heimischen, die sanfte Woge ladet zur Rast; friedeathmend breitet ein Idyll sich aus [2]).

Und doch wiederholen keineswegs alle Seen dieses Bild. Dazu greift die Scenerie der Ufer und selbst die Farbe des Wassers hier zu bedeutsam ein. Der dunkelumschattete Bergsee wird schon immer einen tiefern, romantischern Charakter haben als der Landsee, dessen hellen Spiegel breite Wiesensäume sonntäglichfreundlich, aber einförmig umschließen. Wieder anders gestaltet sich der Eindruck auf kahler Hochebene. Man denke an den Mummelsee auf dem Schwarzwalde [1]). Dort in einer weiten, stillen Moorfläche, in der kaum ein Gesträuch der Krummholzkiefer sich fristet, nur von fahlen Seggen umgeben schlägt das finstere Wasser seine Wellen. Kein Fisch wird sichtbar, selten ertönt das Geschrei der Wildente oder der Ruf des Auerhahns in der beängstigenden Stille, und über den Himmel ziehen schwer und langsam die Wolken. Hier fühlt man sogleich, daß man im Banne düsterer Sage steht: die Geister grausiger Balladen tauchen aus der Tiefe. Aehnlich stimmen Seen in den Kesseln erloschener Krater, wie etwa der Lachersee am Rhein. Die Oede der vulkanischen Umgebung, in der die tiefen Wasser unbewegt stehen, wirkt melancholisch, aber zugleich feierlich und großartig, indem sie an die gewaltigen Naturkämpfe erinnert, die hier einst getobt. Wie wunderbar reizend erscheint gegen diese der grüne, bis zum Grunde durchsichtige Alpensee: ein Feenmärchen im Schoße der Waldberge beschlossen! Und nun gar die herrlich offenen Spiegel Italiens, Schottlands und der Schweiz, die großen Krystalle, um die eine gleichsam in der Natur verkörperte Phantasie den ganzen Reichthum ihrer kühnsten und prächtigsten Schöpfungen hergestellt!

2.

Der See, an den die nachfolgenden Skizzen sich knüpfen, darf neben so stolzen Namen nicht stehen. Es ist ein kleiner, unscheinbarer Landsee. Im nördlichen Theile der Altmark, etwa fünf Stunden westwärts der Elbe gelegen, bildet er eines der Wasserbecken, welche von

Norden herab über die große europäische Tiefebene verstreut sind und die das weichende Meer einst hier zurückließ. Erdfälle mochten den Kessel des Sees erweitern (wie denn ein solcher noch im Ausgange des 17. Jahrhunderts stattfand), so daß das Oval desselben in der Längenrichtung sich etwa drei Viertelstunden ausdehnt, während seine Breite eine halbe Stunde und darüber messen mag. Gleich den meisten andern Seen schreibt der Volksglaube auch diesem unergründliche Tiefen zu, durch die das Wasser in Verbindung mit dem Meere stehe. In ihnen birgt sich die Nixe des Sees, deren launisches Spiel jene Strudel und Wirbel in den Spiegel zeichnet, die der Fischer mit geheimem Grausen vermeidet, denn dort reißt die Hexe ihr jährliches Opfer hinab.

Rings um unsern See zieht sich ein sandiges, hier und da in sachten Höhen ansteigendes Ufer. Auf einer derselben liegt das Städtchen, welches vom See den Namen führt. Gärten verdecken es, nur die Kirche und unmittelbar unter ihr das Getrümmer eines Benedictinerklosters treten dicht an den Rand der Uferbrüstung heran. Die übrigen Höhen sind theils mit Kiefergebüsch bewachsen, theils blicken sie nackt und weiß in den Spiegel. Nach den andern Richtungen hin verflacht das Ufer völlig und bekleidet sich dafür zum Theil mit dichterem Waldwuchs. Wo dieser fehlt, strecken sich Aecker eines Dörfchens, während dieses selbst hinter Laubgruppen und den in's Wasser tretenden Buschweiden verborgen bleibt. Dies ist die einfache, ja dürftige Scenirung. Aber wie hebt die sterile Landschaft nun der in ihrem Schoße fluthende See? — Novalis hat das Wasser „das Auge der Landschaft" genannt [1]), und ebenso nennt der heutige Palästinenser seinen See von Tiberias; auch der kleine norddeutsche Landsee noch beweist das Treffende dieser Bezeichnung, denn auch er ist der beseelende Spiegel, der lebensvolle Focus seiner Umgebung.

Ich erinnere mich lebhaft — wenn anders erlaubt ist auf solche Empfindungen zurückzugehen — des Eindrucks, den dieser See auf

mich machte, da ich ihn, allerdings zu ungewöhnlicher Stunde, zum ersten Male sah. Es war eine milde Decembernacht, die Luft wolkentrüb und schwer, kein Stern blickte, aber ein bleicher Schein rann durch die Alles erfüllende Dämmerung: es mochte der Mond sein, der vielleicht eben über den Horizont stieg. Ein Waldweg hatte mich plötzlich an das Ufer des Sees gestellt. Aber welch ein Anblick! Ueber mir, unter mir, vor mir dehnte sich das graue Nichts, und vergebens versuchte das Auge es zu gestalten und zu durchdringen. Einsame Stille lag umher; über der öden Leere zitterte immer seltsamer jenes fahle Licht: als verlösche die letzte der Sonnen und rolle nun auch die Erde in die uralte Nacht hinaus. Da rang der Mond sich durch die Trübe, der Zauber schwand, und ein endloses Nebelmeer wallte der See zu meinen Füßen.

Wie ganz anders erschien diese Scene im Sonnenlicht und in der beruhigten Stimmung des Tages! Im glänzendsten Azur, scheinbar unbewegt, liegt der See wie ein blitzender Sapphir, rings vom Ufersande sauber, fast blendend umsäumt. Der nordische Dämmerschauer ist hinweggenommen, ein offener Himmel blickt heiter über Näh' und Ferne und vertieft sein lichtes Blau in der Spiegelfläche, während die Föhren ihre dunklen Häupter in hellen, weichen Massen abzeichnen. Alles athmet Leben und Frische, obschon die Ufer in winterlicher Erstarrung stehn.

Es ist die Zeit, in welcher der See das reichste, rührigste Thierleben auf seinen Wassern versammelt. Die Sommergäste sind fortgezogen, die Möve, die Schwalbe, der Reiher, der Strandläufer haben den milden Süden aufgesucht; nur der Steißfuß (Podiceps) ist geblieben, aber zu ihm gesellen sich von Norden kommend die verwandten Arten der Taucher (Mergus), die Wildgans, zahllose Entenvölker und manch anderes seltenere Geflügel. Dort über jenen Tiefen rudert still geschäftig ein vereinzeltes Paar; es ist der Steißvogel (Podiceps

cristatus). Der Kopf nickt in lächerlichem Takt, und deutlich zeigt sich der dreist vordrängende Pfriemenschnabel, die schwarze Haube, sonderbar gehörnt, als habe der Vogel nach Schreiberart eine Feder hinter's Ohr gesteckt, und die noch sonderbarere, kragenartig abgestutzte Mähne. Ein dumpfes Kork! Kork! läßt sich hören. Der nie gesättigte Taucher ruft dem Weibchen zu, und nun stoßen sie in die Tiefe, fünf bis zehn Klafter hinab. Vergebens erwartet man das Emporsteigen des meisterlosen Fischers, endlich — du zählst indeß vielleicht einige Hundert — hebt er sich drüben in weiter Entfernung wieder aus den Wassern, um bald von Neuem zu verschwinden. Ehedem verachtet ist dieser scheue, schnelle Vogel, dieser „Wasserhase", wie ihn die Mexicaner nicht unpassend nennen, jetzt ein vielgesuchtes Ziel für die Flinte des Jägers. Sein kostbares, blendendweißes Seidengefieder (der Schmuck so mancher Dame) reizt zur Nachstellung. Aber nur selten belohnt sich die dabei aufgewandte List und Ausdauer. Denn gelingt es auch, dem Vorsichtigen zu nahen und zu feuern, so taucht er beim ersten Blick des Pulvers hinab, und mit fabelhafter Geschwindigkeit, ehe der Schuß ihn erreicht, hat er die sichere Tiefe gewonnen, oder er eilt lautpfeifenden Flügelschlags über die Wasserfläche, weit aus dem Bereiche jedes Feuergewehrs hinweg. Selbst getroffen schüttelt er den bleiernen Hagel noch oft genug wie spielend ab von der harten Haut und dem elastischen Federwamms, welches ihn dicht umhüllt.

Indessen lenkt ein ununterbrochenes Getümmel den Blick auf die großen Einbuchtungen des Sees. Tausende wildfröhlicher Wasservögel bedecken dort in unabsehlicher Linie den Spiegel. Da sind die Schaaren der Stockente (Anas boschas), der Knöckente (A. querquedula), der Pfeifente (A. penelope), die Gruppen der Kriekente (A. crecca), dazwischen die sonderbar gehaubte Kolbente (A. rufina), der Gropper mit den leuchtenden Perlenaugen (A. leucophthalmos), das zierliche weißgestirnte Wasserhuhn (Fulica atra) und im grünglänzenden

Federbusch der stattliche Säger (Mergus merganser). Und in welchem Tumult von Tönen wetteifert diese Welt! Welch ein Stöhnen und Schnattern, Schreien und Pfeifen, Plärren und Schnarren! Doch halten sich alle in scheuer Ferne, nur das Bläßhuhn spielt zutraulich in den nahen Rohren und Binsen. Wird es erschreckt, so stößt es einen scharfen, fast bellenden Schrei aus. Es will sich aufschwingen; aber unfähig zum vollausgespannten Fluge läuft es mit raschen Füßen in langem, rauschendem Zuge dahin, gleichsam als galoppire ein Reiterchen über den Spiegel, und fällt endlich, fern vom Ufer, schwer in's Wasser. Plötzlich kracht ein Schuß. Wie durch Zauberschlag sind alle die vielstimmigen Kehlen verstummt; aber noch ist der Knall nicht verhallt, und unter wahrhaft betäubendem Donner erhebt sich das ganze gefiederte Heer. Weithin schäumt und wogt der See. Im wildesten Aufruhr, kreischend und schnatternd, schwingen sich die schwarzen Geschwader durch die Luft und umkreisen zu ganzen Wolken die Mitte des Sees, um sich zuletzt ungefährdet wieder niederzulassen oder, wenn der Abend dämmert, auf die benachbarten Brüche, Gräben und Sümpfe abzustreichen. Dann legt sich Stille über den See; nur der einsame Haubentaucher schwimmt noch umher, und ein krank zurückgebliebenes Huhn sucht am Ufer ein schützendes Gebüsch. Es ist die Zeit, wo der Fuchs heranschleicht und den Seerand auf- und abzieht; er wird den gelähmten Vogel belauern oder, mißlingt die Jagd, an einem von der Welle ausgeworfenen Hecht sich für diesmal genügen lassen.

Aber diese Uebergangszeit ist nicht geeignet, den See in seinen Reizen zu zeigen. Der Himmel entrollt selten ein wolkenloses Blau; meist hüllt er sich in Regen und Dunst, und das öde Grau nimmt sich in dem tiefen, weiten Spiegel nur um so öder und wüster aus, ein Eindruck, der durch die gänzliche Erstorbenheit der Landschaft noch erhöht wird. Nur der wirkliche Winter leiht dem See eine eigenthümliche Poesie. Wann der alte Magus aus Norden in seiner flimmernden

Schneekappe herabsteigt und Wälder und Felder mit Flocken bedeckt und den Strom im Laufe ergreift, daß er steht: dann giebt der See ein anziehendes Bild.

Es ist Januar. Der Schnee fällt. Aber es ist nicht mehr das traute Wintermärchen der Weihnachtstage, es sind nicht die kleinen stillen Sternchen, die so wunderbar leise wie verzauberte Frühlingsblüten herunterschweben; finstere, stürzende Schauer begraben alles Leben. Wohin das Auge sieht, wirbeln die Flocken in windgepeitschten Wolken: ein chaotischer Hexentanz, den die Wintergnomen höhnend über der todten Erde aufführen. Die Vorsprünge der Uferhöhen verschwinden allmählich, sie sind in abenteuerliche Koppen oder in lange Rücken verwandelt, und die Tiefen zwischen ihnen liegen verschüttet. Da und dort kugelt sich der Wind in dem weichen Lager und baut sich Bogen und Nischen, oder er zieht lange Wellenfurchen über die Fläche. Die Kiefern stehen gebeugt. Sie haben sich schauernd in den weißen Mantel gehüllt und schicken sich zum Schlaf an, in den Alles umher schon versunken. Der See allein ist noch unbezwungen. Hoch wogen seine Wasser auf, als fühle er schon den tödtenden Odem, dem seine Kraft erliegen muß; kein Ufer, nichts als die Wolkennacht des Himmels spiegelt in der aufgeregten Fluth: so liegt sie da mitten in der weißen Oede wie ein ungeheurer schwarzer Schlund, dämonisch-großartig, urweltlich-wild.

Endlich wird das Schneetreiben schwächer, und der Wind läßt müde seine Flügel sinken. Alles ist weiß. Der Fuß knirscht im Schnee; an den Bäumen hängen lange Eiszotten; die Ferne, drüben die Seeufer liegen wie gehaucht, nur ihr Umriß dämmert aus dem Horizont herüber. Erstarrende Kälte fesselt nun auch das letzte Zucken des Lebens. Aber der See will keine Bande. Am Rande zwar, in den Wassern des Röhrichts beginnen schon die Wintergeister ihr krystallenes Netz zu spinnen, einzelne Eisstrahlen schießen zwischen Halm und Sträuchern an; doch die große Wassermasse liegt noch frei und schlägt dunkle, zornige

Wellen. Sie kämpft mit dem Reste ihrer Kraft gegen den immer stärker andringenden Feind. Das ist ein wunderbares, imposantes Schauspiel. Aus allen seinen Tiefen, zumal der Mitte zu, wo im Grunde laue Ströme quellen, haucht der See die innere Wärme aus, und nun steigt in Wirbeln und Säulen der weiße Dampf aus den Schlünden wie aus ebenso vielen Schloten. Senkrecht und unbewegt ragen sie aus der dunklen Fläche. Es sind die Pfeiler, auf denen die Nacht ihr Nebelhaus baut. Wirft die Abendsonne ihren Purpur in die Scene und durchglüht sie die dunstenden Tromben mit gebrochenem Scheine, dann wird der Anblick zauberisch schön. Spukhaft aber und geisterartig gestaltet er sich im Dämmerlichte des Mondes, als wandelten da die alten Nebelkönige in langen Gewanden feierlich auf und ab oder rüsteten sich zum Reigen. Auf solche Abende folgen dann bitterkalte Nächte. Der See, ein Spiegel, schläft und sieht sich am Morgen bei Sonnenaufgang gefesselt: die Gnomen haben ihr Werk vollendet. Mit jedem Tage werden die Bande fester. Das Eis liegt eine Elle dick, am Rande grau, in der Mitte tiefschwarz: eine einzige blendende Stahldecke, nur fern in leisen Duft gehüllt. Aber bald belebt sich die winterliche Bühne mit einem muntern Chore wechselnder Gestalten. Des „Krystalls Ebene“ winkt dem

> Jüngling, der den Wasserkothurn
> zu beseelen weiß,

und unter der beflügelten Sohle tönt der berstende Spiegel,

> wie der schnellende Bogen
> hinter dem Pfeil ertönt. (Klopstock.)

In lustiger, bunter Kavalkade schwebt die Schaar der Städter vorüber, indeß der Dorfbube, dem nicht Klopstock's Stahl unter der Ferse blinkt, mit klappernden Holzpantoffeln hingleitet. Und überall tummelt sich's umher. Schlitten fliegen auf und ab; in malerischen Labyrinthen kreuzen die Läufer durch einander, jetzt nah und nun fern

verschwunden, ein Lastwagen rollt knirschend über die glatte Bahn, und der alte Fischer haut Löcher in den Spiegel, den hungrigen Hecht zu berücken. Das gläserne Dach ist so durchsichtig, das Wasser so tropfenhell, daß man die stumme Brut drunten klar erblickt und mit seltsamem Vergnügen ihrem gleitenden, schießenden Zuge folgt. Aber die meisten bergen sich jetzt in dem Geschling der Wasserpflanzen, die in dichtem Walde den Grund bedecken und in ihrem saftfrischen, gallertartigen Grün und in ihren reichen verschiedengestaltigen Massen wie ein versunkener Frühling heraufblicken. Da fluthen zahllose Fäden der Callitriche, leuchterartig nach allen Seiten die grünen Wassersterne hebend, dort wiegt der Wasserveiel (Hottonia palustris) die üppigen Federbüsche, weiter in der Tiefe breitet an dicken langen Rohrstielen das Laichkraut (Potamogeton natans) seine runden großen Blätter, grüne Schirmdächer, unter denen manches Fischchen schläft, und über alle ragt nun die Sumpfaloë (Stratiotes aloides) mit ihren scharfgezähnten Blätterschwertern, aus deren dichtem Büschel zehn bis zwanzig Fuß der schlanke Stengel emporsteigt. Es ist die Palme dieses Wintergartens, aber jetzt freilich fehlt ihr der zarte Schmuck der Blüte.

Und immer grimmiger wird die Kälte. Weit hinab zerreißt der Nachtfrost den See, krachend und gellend. Aber damit beginnt zugleich das Werk der Zerstörung. Nach allen Richtungen birst der Eispanzer, und der Mitte zu kreuzen sich im verschlungensten Zickzack diese Sprünge und Spalte. Dort schlägt das Herz des Sees. Der schlafende Okeanide schüttelt sich; er hört in seiner Tiefe die lebenathmenden Winde, die fern aus Mittag heraufziehen und ihre Boten, dunkle Wolken, senden, und nun beginnt der alte Wettkampf der Elemente. Ist er freilich da ungleich großartiger, wo der Heerstrom in majestätischem Zorne schäumend seine Fesseln bricht, so fehlt es ihm doch auch hier nicht an Größe.

Der Schnee verliert sein reines Weiß und stürzt und stäubt von Bäumen und Hügeln. Krähen und Raben kreisen über dem Walde.

Der Südwind aber treibt immer neue Wolkenzüge über den Himmel, und erweichend durchströmt sein Hauch das Eis, so daß es ununterbrochen sich löst. Doch nur langsam, Block um Block, wird die alte Zauberveste zertrümmert, und erst in ihrer Vernichtung zeigt sich recht ihre Gewaltigkeit. In laueren Nächten, wenn Mine auf Mine springt und Bresche auf Bresche folgt, da ist die Zeit, den See zu hören und zu sehen. Die Nebel wogen über der Fläche, aber durch die Lüfte fliegt der Sturm. Wie auf ehernen Streitwagen rollt das wilde Heer heran, die Wolken jagen schwarz und in ungethümen Knäueln durcheinanderwälzend vorüber, der Wald beugt heulend seine Gipfel. Alle Stimmen aus Höhen und Tiefen sind laut geworden und schlagen brausend zusammen. Dazwischen mischt sich das unaufhörliche Platzen und Sprengen, das Krachen, Klingen und Dröhnen des Eises. Aber freilich, wer nie die Natur in solchem Aufruhr belauscht hat, dem werden Worte nicht leicht diese Scene malen. Denn diese Schlachtmusik, dieses dämonische Furioso der Elementargeister ist von der gewaltigsten Wirkung. Vom schrillsten Pfiff herab in wahrhaft schwindelnder Skala stürzt und springt der rasende Chor in die Tiefen eines Basses, dessen donnerndes Rollen erdbebenartig den ganzen Raum erschüttert, um plötzlich einmal mit einigen Bombenschlägen zu enden. Dann verschnaubt der Sturm wohl einen Augenblick und er orgelt abenteuerlich in sich hinein oder er pfeift leise, seltsam wehmüthige Lieder. Ihnen antwortet's aus der Tiefe wie heimliches Schluchzen; verlorenes Murmeln klingt, und das Gemüth erfassen wunderbare Schauer. Aber nur Minuten währt diese Ruhe, dann ruft Aeolus' Tuba von Neuem zum Kampf.

Endlich — Wochen sind vielleicht vergangen — endlich zerfällt der vom Sonnenstrahl zermürbte und vergilbte Spiegel. Aus allen Fugen quillt das Wasser. In der Mitte hat sich zuerst das Eis aufgelöst, und in raschem Vordringen, fast zusehends, bricht die befreite Welle Stück um Stück aus dem Bollwerk. Zuweilen greift eine lange

Woge herüber und schleudert einen Eisblock an's Ufer, aber die nächste schon reißt ihn wieder hinab und zurück in den wirren Tanz der klirrenden, splitternden Schollen. In wenigen Tagen liegt der See offen und schlägt das klare Auge zum Himmel auf, an dessen blauem Bogen jetzt die weißen Lämmerwolken, des Vorfrühlings muntere Heerden, heraufziehn. Nur hin und wieder liegt am Strande wohl noch ein Eisquader, trotzig in die Sonne blickend, bis auch er unter den emsig arbeitenden Strahlen zusammenschmilzt und in den Schoß des Wassers zurückkehrt.

3.

Es bricht der Frühling aus allen Hecken und Winkeln unaufhaltsam hervor. Der Himmel hängt voll Lerchenklang, aus dem Acker steigt der alte Erdathem heilend, nährend, verjüngend, und am Wasser sprießt und keimt es allerorten. Den umgestürzten Weidenstämmen, die dort schon Jahre lang in den See hängen, fährt es durch's morsche Mark und sie treiben neue Reiser, und aus den saftstrotzenden Ruthen zupft die Sonne lange Blütenschäfchen. Auch das Röhricht steckt seine Fahnen auf, die Erdgänge und Uferhöhlen — der Winter hatte sie alle vermauert — kleiden ihre Schwellen mit Moos, und manche grüne Ranke kriecht herbei. Wenn der Himmel sich einmal verdunkelt, dann sprühen Frühlingsregen. Aber die Lerchen singen unverdrossen weiter, die Sonne blitzt in die Tropfen, die lustige Blasen auf den See werfen, die Frösche knarren behaglich, denn sie wissen nicht, daß mit den Sommerlüften auch der Storch gekommen ist, der alte Sumpfkönig aus Aegyptenland. Alles liegt in Duft, still und erwartend: ein ahnungsvoller, fast wehmüthiger Hauch weht über der Erde. Wie schön stimmt zu diesem träumerischen Frieden dort das stille Dorf und hier vorn, wo das Erlengebüsch schon dichter schimmert, die alte strohgedeckte Fischerhütte! Sie ist malerisch mit Netzen staffirt, und aus

dem Schornstein spinnt ein dünner Rauchfaden hinauf. Der Kahn liegt im Rohre versteckt, der alte Irin sitzt auf der Schwelle und bessert Reusen, indeß er dem Enkel von der Nixe und ihren Tücken erzählt. Aber der hat die Augen auf dem See, und bald hat auch der Alte seine Mähr vergessen, denn hoch über dem See schwingt sich in großen Kreisen der Wanderfalke. Jetzt hängt er regungslos mit ausgespannten Flügeln in der Höhe, wie angenagelt; aber plötzlich schießt er steilrecht herab. Es gilt einer Ente. Im Nu ist sie verschwunden, und der Falke umkreist reißenden Flugs die Fläche. Nur dann und wann steckt der geängstete Vogel den Schnabel aus dem Wasser, um Luft zu schöpfen, aber der Verfolger ruht nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt, als schmettere ein Stein herab, wirft er sich auf seine Beute und zuletzt, im gieren Griffe sie erhaschend, fliegt er kreischend davon, um drüben auf einem Hügel sein blutiges Mahl zu halten.

Das sind Frühlingsscenen. Aber bald hat das letzte Wintergeflügel den See verlassen, die Möven, die Reiher sind gekommen und mit ihnen der Sommer. Der See liegt im Schmuck seiner Ufer. Da sind die grünen Hügelhänge mit den weidenden Lämmern, da sind die hellen Birken, die Weiden, die Erlen, manche Eiche, und da ist vor Allem auch das Rohr, das Rohr, das uns so geheimnißvoll fremdartig, fast tropisch anblickt. Weit hinein in den See stellt es seine schlanken, immer wellenschlagenden, immer flüsternden Schafte, die Blätter so lang, scharf und fest, die Blüte in so prächtig braunen Büscheln nickend, und zwischen seinen Wurzeln schwimmt und schaukelt das Nest des Tauchers, spielt das rothäugige Wasserhuhn und die junge Fischbrut. Hinter diesem Hochwalde tritt das Schilf heran mit den sammetweichen schwarzen Kolben, der Butomus (Wasserdolde, Butomus umbellatus) hebt seine rosigen Blütenschirme in die Luft, gelbe Lilien richten ihre Urnen auf, und das Alles ist so frisch und massiv, so plastisch gestaltet, daß man ein Knabe sein möchte, wagend

und begehrend die Hand nach dem Kranze der Najade auszustrecken. Aber das Schönste von Allem sind doch die Wasserrosen, mit den breiten, fetten Blattschilden, auf denen die üppige Blüte hier goldglänzend, dort schneeweiß sich wiegt. In gefährlicher Tiefe wurzelt die Blume, unbewegt auf der Fläche ruhend und weite Gruppen bildend, über die hinaus endlich der Wasserranunculus seine weißen Sterne zu ganzen Blumeninseln häuft.

Senkrecht fällt jetzt der Sonnenstrahl auf den See, der wie schmelzendes Silber wallt. Jede Welle glitzert; aber das Auge erträgt nicht die Blendung und sucht den Schatten. Ueber der Fluth flimmert heißer Dunst, sonst regt sich Nichts. Kaum daß noch etwa ein Fisch aufspringt oder eine Uferschwalbe über die Fläche streicht. Die Luft steht still, die Blätter hängen todt an Strauch und Baum, das Schilf läßt müde seine Schwerter funkeln, selbst die ewig bewegte Wolke der Möven ist nicht mehr sichtbar und auch der Rohrsperling sitzt stumm im Weidengebüsch. Aber dem Frosch ist's wohl; den breiten Teller einer Nymphäe hat er sich zur Ottomane erwählt, dort sitzt er und labt sein kaltes Herz am heißen Strahl.

Man sucht einen Erlenbusch und legt sich an's Ufer. Das Wasser ist da so durchsichtig klar, die glatte Kieselstraße dehnt sich so sanft und fern hinein; die grünen Hage drunten schimmern so märchenhaft herauf, als ob uns selber

die blaue Göttin
lade in ihren unendlichen Schoß. (Schiller.)

Die Seele verfällt widerstandslos der magnetischen Gewalt des Elements und, selber eine Welle, löst sie sich in den großen dunkeln Urgrund des Lebens auf. Das Wasser schlägt leise glucksend, wie im Schlaf, an's Ufer und zieht weiche Linien in den Sand oder wirft Halme, Fasern, Schnecken aus, seine Spur zu bezeichnen. Bachstelzen und Krähen kommen, einen Wurm, eine gescheiterte Muschel zu fangen,

ein durstiger Schmetterling setzt sich auf ein feuchtes Steinchen und über ihm steht mit glasigen Flügeln die Libelle, nur je zuweilen hin- und herzuckend. Man betrachtet verwundert dieses kleine Treiben, folgt hier dem zierlichen Vogelschritt, dort den Irrfahrten einer Phrygänenlarve, die im Rohrkanot das Ufer zu gewinnen sucht, oder den Mücken, die zwischen den Baumwipfeln wie an unsichtbaren Fäden schweben,

auf tausend Wegen auf- und niederkreuzend.

Inzwischen erwacht nach kurzer Ruhe die Wasserwelt. Ganze Heerden von Fischen hüpfen auf der Oberfläche des Sees. Das ist ein Glitzern und Plätschern, ein Haschen und Huschen ohne Ende. Jetzt jagt lautschnappend der große Barsch heran — er trachtet den sorglosen nach; aber kaum naht er und im Augenblick ist Alles zerstoben. Doch nicht lange, so sammeln sich neue Schwärme. Und nun sehe man das Hin- und Herschießen, das Auf- und Abtauchen, das wählige, wohlige Dahingleiten, dieses Fortrollen und dann wieder das plötzliche Stillstehen, das regungslose Versteinern dieser sonderbaren Thiergeschlechter! Nirgend zeigt sich ein arbeitendes Glied, jede Bewegung erscheint so mühelos, so zauberhaft leicht, als ob ein verborgener elektrischer Druck die schlanken Leiber jetzt vorwärts schnelle, jetzt plötzlich banne. Das kleine Volk macht Jagd auf Mücken, Fliegen und Wasserspinnen, aber schon ist ein neuer Feind nahe und der gefährlichste von allen. Unten im Blättergewirr des Grundes, graubepanzert, lauert mit tückischen Augen der Hecht. Er steht unbeweglich. Plötzlich hat er einen Unvorsichtigen erspäht und in wildester Hast, pfeilschnell stürzt er hervor. Ein Moment und man sieht die langgestreckte, stiere, glotzende Masse, den furchtbaren Rachen weit geöffnet, zwei, drei, vier Fuß über die Wasserfläche hinausspringen und dann schwer und plump in ihr Element zurückfallen. Ein laut klatschender Wellenschlag erregt den Spiegel, während der Räuber, seinen Fang im Genick

gefaßt, in die Tiefe stößt, wo er den Fraß langsam und ruckweise hinabdrängt.

Aber jetzt schwimmen weißumsäumte Wolken am Horizont herauf, und bald kommt's düsterdrohend gezogen. Die Uferschwalben werden lebendig. Der Taucher läßt aus dem Schilfe seinen melancholischen Ruf vernehmen; er verkündigt das Gewitter. Schon erfolgen auch einzelne Windstöße. Dann tritt abermals Stille ein und der See glättet sich von Neuem. Aber die Fläche ist jetzt tief dunkel. Den ganzen Himmel haben Wetter verhüllt; finstere Wolkenthürme, riesige Gebirge mit zackigen Schneehäuptern steigen herauf und zeichnen ihre gewaltigen, immer kühner sich gestaltenden Reflexe in den See, bis die Sonne ganz versinkt. Nur auf der Klosterruine glüht ein letzter, tiefer Strahl. Da weht ein hohles Rauschen durch die Luft, ein dumpfverrollender Donner intonirt das große Drama. Und sausend springt der Wind auf, er wächst zum Sturm, zum Orkan und peitscht die Wellen, daß sie hochaufspringen und der Schaum in weißen langen Flocken umherspritzt. Blitz um Blitz zischt in den schwarzen, tobenden Schlund, als wollten sie ihn voneinanderreißen, jede Welle brennt, und während Himmel und Wasser in Einer Lohe aufschlagen, stürzt krachend der Donner die Wolkenberge hinunter, um nun in unaufhörlich wogendem, Alles verschlingendem Geroll über die zitternde Erde zu fahren.

Und die Blitze versprühen, der Donner verhallt, und nun rauscht's unendlich ergossen. Eine einzige „Wassersäule" spinnt sich in Milliarden krystallener Fäden vom Himmel zur Erde und schüttet einen neuen See herab. Stunden vergehen. Endlich erschöpft sich die segnende Fülle, und der graue Schleier, der Alles mit Nacht bedeckte, lichtet sich mehr und mehr. Klingend rieseln die letzten Tropfen herab, die Bäume ragen so ruhig und vollgesogen in die kühle, stille Luft, der See liegt wieder so klar, manchmal nur noch hin- und herschwankend, und doch arbeitet Alles wieder der Abendröthe entgegen. Welche unendliche Ruhe

ringsum und dabei welche seelenzerschmelzende Sehnsucht! Die sinkende Sonne kleidet das Firmament in immer schönere Gewänder; zuletzt glüht der See wie eine himmlische Apotheose im herrlichsten Purpur, und darüberhin haucht violenduftig der Abend. Wo ist nun der eigentliche Himmel? Dort oben oder hier unten? Kähne gleiten über die Fläche, Reiher kommen langsam stolzen Flügelschlags gezogen, aber hoch in den Wolken wirbelt noch eine Lerche, und hier vom Dorfthurm und dort vom Kloster hallen die Abendglocken, und herüber und hinüber in langen, schwellenden Akkorden fluthen die Klänge zusammen zu Einem feiernden Chor. Da treten leise die Sterne aus dem Gedämmer, Mars der glühende kommt und Jupiter in herrlich ruhigem Strahl, bis endlich über den Föhren der Vollmond heraufsteigt und sein Licht über die geheimnißvolle Ebene ergießt. Tausend Funken webt er in's Spiel der Wellen, und über Wasser und Land hinaus bauet sich die goldene Säule, auf der er selbst wie eine Welt der Unsterblichen schwebt.

IX.

Wenn der Herbst kommt!

Wenn der Herbst kommt!

Wie still und weit sind diese Welten!
Dante.

Der Wechsel der Jahreszeiten gehört ohne Zweifel zu den poetisch-ergreifendsten Erscheinungen der gemäßigten Zone. Was kann schöner sein als ein deutscher Frühling, wenn das neue Licht Quellen und Blumen weckt, wenn es grün um Wald und Felder schimmert, und hoch über der halb noch schlummernden Erde das Lied der Lerche frohlockt? Wem schweiften da nicht immer wieder die alten seligen Paradiesesahnungen um's Herz? Und nicht bloß das wiedererwachende Leben des Frühlings oder das vollentfaltete des Sommers, auch das herbstlich versinkende noch bewegt unser innerstes Empfinden. Der Herbst, in den die Sonne ihren letzten Glanz versprüht und die unsichtbare Hand schon das Ende geschrieben, steht an Duft und Pracht gewiß seinen Vorgängern nach; aber ist er nicht schöner, so ist er tiefer als sie. Seiner ernstrührenden Symbolik entzieht sich kein Gemüth, und darum gewährt es einen so eigenthümlichen Reiz, den Zeichen nachzugehen, in denen sein Kommen sich ankündigt.

Es ist ein leises, stilles. Wir sehen den Herbst meistens erst, wenn er schon dunklere Schatten in das Farbenbild des Jahres geworfen hat. Auf den Feldern wird das Korn gemäht und geschichtet. Zunächst noch einzeln, nur hie und da; aber die Sicherheit des Sommergefühls ist damit hinweg, denn das Reifen der Aehre bedeutet immer

ein erstes Welken in der Natur. Das goldene Halmenfeld ist gleichsam der Sonnenweiser der Vegetation, an dem man wie mit Augen die Tage und Wochen der Sommerzeit ablaufen sieht. Bald regt sich's allenthalben geschäftig, rauschend fallen die Schwaden, Hunderte von Garbenhügeln steigen auf, schon ist der Feldweg bloßgelegt, der geheime, in dem die Wachtel rief, die großaugige Kamille blühte, und die Aehren so vertraut herüber hinüber nickten. Wenige Tage noch — und kahle Stoppelgebreite dehnen sich aus. Es ist eine erste Herbstmahnung, die an's Herz des Menschen ergeht. Die Natur hat wieder ihr großes Werk gethan; nun sinkt sie in sich, segensmüde lächelnd, und feiernde Stille zieht über die Erde.

Auch droben unter der Himmelshalle wird's still. Verstummt ist die muntre, gesangesfrohe Vogelwelt. „Der Kukuk un de Achternagel, dat sünn de rechten Summervagel" (der Kuckuk und die Nachtigall, das sind die rechten Sommervögel [1]), sagt ein Volksreim. Diese Sommervögel sind lange fort. Schon rüstet sich ihnen zu folgen der Storch, der alte treue Hausgenoß, bald auch wird der Wanderruf des Kranichs durch die Weite des Himmels klingen. Seht dort im letzten Blau die reisigen Geschwader, die langen ziehenden Linien! Hoch in sonneblitzenden Lüften, in Nebel und Nacht geht ihre Fahrt; aber durch Nacht und Nebel und Wolken sieht ihr ahnendes Auge jenseit der Meere das Lebensland. Diese wandernden, scheidenden Vögel — wer hätte sie denn nicht schon begleitet mit sehnenden Gedanken, und in welcher Seele hätte ihr Ruf nicht den tieferen Nachhall geweckt! Es sind Herbstzüge, Herbststimmen, Stimmen schon wie von einer andern Erde herab,

„und das Herz der Menschenbrust
ist dem Kranich gleichgeartet,
und ihm ist das Land bewußt,
wo der Frühling seiner wartet." (Lenau.)

Wohl ist die Lerche noch da, aber sie liegt in der Ackerfurche gesanglos; zwischen den Stoppeln spiegelt still das Rebhuhn am Sonnen=

schein die bunten Federn, wachsam die Augen nach allen Seiten schickend. Nur der Zug der Staare lärmt und schwärmt über Wiesen und Teiche, und die Schwalben „halten Schule“ auf den Dächern hin und her, herauf und hinab, bankweise, reihenweise; aber es gilt auch bei ihnen den Abzug, und seltener wird ihr fröhliches Zwitschern gehört. Haben sie uns erst verlassen, dann ist's voller Herbst, und dann zieht statt des leichten Federspiels nur der Papierdrache durch die Luft, abenteuerlich plump wie irgend ein Meermonstrum, eine fabelhafte Herbstmaske. Das thut die Jugend, die noch des Herbstes spotten darf.

Inzwischen grünt im Felde noch immer Pfad und Rain. Da steht noch die Wegwarte (Cichorium Intybus[1]) — einst war sie eine Dirne, die nächtlich und täglich des davongezogenen Buhlen harrte, nun ist sie verwandelt und schaut allezeit an Straßen und Stegen aus; da blüht die rosige, scharfbestachelte Hauhechel (Ononis spinosa), die heilkräftige Dolde der Achillea (Garbe) und des Rainfarrn (Tanacetum vulgare); hin und wieder glimmt noch eine Mohnblume oder ein Rittersporn, indeß im Garten Georgine und Malve sonnenfreudig in den Herbst hineinglühen. Wo aus nachwüchsigem Klee ein Blütenkopf blickt, taumelt ein Argus um den Duft; der Siebenpunkt schaukelt sich am Halm, und lauter als selbst im Sommer zirpt die Grille. Auch im leeren Kornfeld ist's nicht leer. Es regt und bewegt sich immer noch manches Thierleben. Der arme Hase sucht ein sicheres Lager; die Feldmaus hüpft umher samt dem Erdfröschchen, dem kein Storch mehr drohet; der Freibeuter Sperling schwirrt von Breite zu Breite. Der Kreatur ist noch überall der volle Tisch gedeckt. Und daß am frischtreibenden Herzblatt der Feldblume auch schon ein welkes hängt, und daß in der Nacht wohl ein früher Frost den Schmetterling erhascht — wer mag es denn sehen?

Mit Glanz und Licht ist Alles überschwemmt. Silbern ziehen gleich Traumgebilden der Luftseele selber die Herbstfäden durch's Blau, und wie Milch fließt linde Wärme um Stamm und Halm und Stein.

Sie weckt auf der Wiese ein neues Grün. Blaue Skabiosen, rothe Centaureen und Epilobien blühen, die Zeitlose webt Amethysten in die sammetne Trift, und in den Niederungen kommt die weiße Parnassie (Leberblume, Parnassia palustris). Gehe dem zarten Sterne nicht vorbei. Jedes Blatt voll feinen Geäders, wie frisch aus der Knospe geschält, um den Knauf des Pistills fünf zierliche Radspeichen gestellt, und dazwischen mit betropften Wimpern der Fächer der Nektarien: nie hat Floras Finger ein lieblicheres Spiel gebildet! Dem kurzgrasigen Anger fehlt dieser Schmuck. Nur das Maßliebchen findet da noch immer Platz, es blühet unverdrossen vor sich hin, wenig bekümmert um die Dämmergespenster der Pilze ringsher. Aber hier weiden Rinder in friedlichen, besonnten Gruppen. Im fernen Bruch, wo Kibitz und Schnepfen sich bergen, schattet Erlicht um den Kolk. Unbewegt liegen auf dem schwarzen Spiegel die breiten, prächtigen Mummelblätter und aus dem Grunde steigt die stille weiße Blume. Aber es geht mit den Blumen, wie mit den Werken der Dichter: die Frühlingskinder haben Duft, die Spätlinge bloß Farbe. Der Herbst ist nur eine Fata Morgana des Frühlings; auch seine schönsten Blumen deuten auf's Ende, und vielleicht haben wir sie gerade darum so lieb. Es ist eben nicht mehr die Zeit der Blüten, es ist nur noch die Zeit der Früchte.

Auch der Sommer hat schon Manches gereift an Bäumen und Sträuchen; allein es waren flüchtige Geschenke, die im raschen Zuge genossen sein wollten. Die edlere, dauernde Frucht bringt nur der Herbst. In sie legt er Alles, was er an Farbe, Süße und Duft gesammelt. Da ist die goldene Birne, der Apfel mit dem lachenden Amorettengesicht, da lockt und glockt die Pflaume, mit zartem Blau bestäubt, und im wärmeren Versteck die vollbusige, würzige Pfirsich. Auf der Weinbergsmauer aber, von zähen Strängen gehalten, lagert tonnenbäuchig, ein wahrer Falstaff, der sonnengeschwollene Kürbis; er hütet die Kinder der Rebe. Wer wollte sich mühen, diese poetischste aller Früchte zu zeichnen, für die selber das Wort Frucht schon zu fest

und schwer erscheint! Jede Beere ein Tropfen, und Beere an Beere welch ein köstliches, triefendes Traubengehänge! Durch den duftigen Schleier blickt das Auge tief hinein in purpurnes und goldenes Feuer und ahnt der Sonnengeister und der Erdenkräfte starken Bund: Evoe Bacche! Und nun stellt die Schaar der Sträucher sich auf. Am Dorn leuchtet Schlehe und Mehlfäßchen, im Pfaffenrohr (Evonymus) dreht sich ein dreieckig rothes Hütchen, ihnen zu Füßen kriecht die Brombeere übers Feld; aber dem Wald zu weist Hagerose und Eberesche den Weg, mit brennenden Korallen besät.

Dort in den hohen Hallen gewahrt man am wenigsten vom Herbst. Alles steht noch grün, in der ganzen plastischen Sommerfülle, als seien die Bäume in ihrer dunkeln Pracht erstarrt. Ruhig wölben sich die hohen Kronen, von Wipfel zu Wipfel und fort in's Blau zieht goldenes Strahlengespinnst. Unten im Moos, zwischen Eichelnäpfchen und mancher braunen Nuß blüht Genziane und Glockenblume, und thalab an sandigen Rinnsalen steigt's rosenroth und duftig auf. Da schimmert von Bienen umflogen die Heide, der bräutliche Rosmarin, und im Gekräut sonnt sich die Eidechse. Wie heimlich ist das hier, wie süßverschwiegen! Und doch weht durch alle die goldene Majestät und strotzende Fülle ein Hauch von Melancholie uns an. Die Wildniß schläft, kein munteres Band einer Vogelmelodie schlingt sich durch den Kranz des Laubes; nur der Specht hackt, nur ein Rothkehlchen, eine Meise schrillt: das ist Alles. Und schon schwankt am Sommerfaden ein welkes Blatt der Birke. Sie war die erste, welche den Frühling in den Wald getragen, nun rührt sie auch der Herbst zuerst an. Wie lange — und der ganze Wald brennt in seinen letzten Farben, in einem letzten Abendroth auf!

Aber noch ist's Tag, voller Sonnentag! Der Himmel feiert ein Fest der Verklärung. Denn in der That über keine andere Jahreszeit ist dieses magische Licht ausgeschüttet, wie über den Vorherbst. Im Frühlinge ringt es noch mit den Nebeln des weichenden Winters, im Sommer wird es blendend und dunstig, aber jetzt hat es sich von allem

Irdischen gelöst, seine Verschleierung selber ist Licht — es ist das lautere, himmelgeborene Element. In solchem Anblick mag man ahnen, was die Mystiker dichteten von einem über diesen niederen Wolkenhimmel hinweggespannten Krystallhimmel, dessen Klarheit „hanget in das geistlich unerschaffene Licht, welches Gott selbst ist [1].“ Und welche Milde athmet nun in diesem duftgewobenen, goldgedämpften Aether! Welche endlose Fernen thun sich auf! Wie zeichnet sich der Waldsaum und dort am Rain der gebrochene Halm so greifbar klar in die Luft, wie rührend spielt der süße Schein um die nachgebliebenen Rispen, Aehren und Stauden! Jedes welke Blatt ist in Goldtinten getaucht, jeder Stein flimmert wie ein Lebendiges.

Zu diesem weichen Schmelz des Lichts stimmen die zerfließenden Formen und Farben der Wolken. Oft schlummern sie in langen Lagern ganze Nachmittage am Horizont, oder sie weben blasse, goldgekantete Flöre über den Himmel. Tastend läuft der Blick an diesen Lichträndern hin oder versinkt in die Tiefe schluchtiger Stellen. Die Phantasie treibt ihr Spiel, schafft Sonnenburgen und Thäler, in denen zauberische Stille und Frieden des Himmels wohnt. Dann und wann schwimmt einsam ein Wölkchen daher, zögernd bleibt es stehen, weiß nicht, wohin sein sanftes Fließen lenken; andere legen sich Fittigen gleich um die Sonnenkugel und tragen sie dem Abend zu. Und wer fände nun nicht auch in diesen Sonnenuntergängen alle die Wehmuth der scheidenden Natur? Das ist nicht der stolze Opfertod, den die Sommersonne stirbt. In Jugendherrlichkeit, ein strahlendes Meteor, stürzt sich da die unbesiegte Königin in den Scheiterhaufen, aus dem die Purpurflammen himmelan lohen und hinüberglühen bis in die Glorie des neuen Tages. Jetzt löscht sie still und langsam aus. Ueber das Antlitz wirft sie den Wolkenmantel und versinkt — ein paar fachernde Streifen — eine weiße Lichtspitze — dann ist's Nacht. Aber im Osten steigt trübroth und groß, ein seltsames Bild, aus Nebelhüllen der Mond.

Mit solchen Zügen und Zeichen kommt der Herbst. Traumhafte

Sehnsucht liegt über der Welt. Die unabsehbare Runde des Aethers über uns, des Horizontes um uns, die wunderbare Stille in Höhen und Tiefen zieht das Gemüth in's Unendliche. Alle Sinne sind gelöst und keine Ferne bindet. Meilenweit sieht der Blick in die blaudämmernden Hügel, stundenweit verfolgt er den schimmernden Zug des Flusses und der Segel. Auch dem Ohre ist kein Laut verloren. Die Luft ist „hellhörig" (hellhöri), wie der Niederdeutsche so bezeichnend sagt. Ueber die leeren Ebenen schallt der knarrende Erntewagen, das Gespräch der Heimkehrenden, aus den fernzerstreuten Gehöften hört man Hundegebell und klappernde Flachsschwingen, und am Boden ruhend des Käfers Kriechen und jedes rollende Sandkorn.

Aber immer rascher nahet das Ende, die Wahrzeichen und Wahrsagen des Herbstes sprechen dringender in die Seele. Bald bezieht sich der Himmel und streift Tagelang die Schleier nicht ab; er gleicht „einem feuchten Auge, dem mit jedem Blick eine Thräne entfallen kann." Rührt ein Hauch die Luft, so schwankt Blatt um Blatt vom Baum; bricht ein Sonnenstrahl durch die Trübe, so deckt er nur neuen Vergang auf. Ueber Wald und Flur stehen leise Nebel, und mit ihnen entbindet sich jener feuchtdumpfe, unverkennbare Herbstgeruch [1]), der die Auflösung des Naturlebens begleitet. Alles geht zur Neige oder rüstet zum Schlaf. Schwalbe und Lerche sind fort, die Heerden verlassen die Weide, was noch übrig war von Früchten des Feldes wird eiliger geborgen. Die Aehrenleserin und der Bettelknabe mit dem Reisbündel — das sind die Letzten, die von der Fülle draußen den Theil der Armuth gesammelt. Und nun bleibt nichts von Allem als ein stummes Memento mori — als die dürre Ranke, die schwermüthig im Winde wiegt, und der entblätterte, schauernde Wald.

Anmerkungen.

I.

Die norddeutschen Waldbäume.

Seite 5. „Wenn der Grieche in diesen etwa Höheres anerkennt, so ist es nicht ihre äußere Erscheinung, sondern der darin waltende Gott, welcher — nicht in Gestalt von Baum, Welle, Berg oder Wolke — sondern in menschlicher Gestalt, der edelsten, welche er kennt, von ihm verehrt, von ihm dargestellt wird" (Carus, Briefe über Landschaftsmalerei. 2. Aufl. S. 80). Er stellt „in scharfer Unterscheidung und Trennung das Geistig-Persönliche der Dinge, plastisch umgestaltet (als Person), neben die natürliche Erscheinung hin, welche nur etwa noch höchstens als Attribut symbolisch beigegeben wird" (Stahr, Ein Jahr in Italien. 2. Th. S. 410 ff.). Erst in seinem Absinken trat das Alterthum jener Romantik des modernen Geistes näher, wie dies die alexandrinische Litteratur und die spätere römische Kunstdichtung beweist. — Eine interessante Blumenlese aus den Alten, neben zahlreichen Belegstellen aus anderen Litteraturen, gibt Humboldt im Kosmos (2. Theil), wo überhaupt wohl Alles gesagt sein mag, was zur Beschränkung der im Text ausgesprochenen Ansicht aufgestellt werden kann. Vgl. dazu die erschöpfende Ausführung in Schaller's Briefen über Alexander v. Humboldt's Kosmos. 2. Th. S. 89—133.

S. 9. Nur in Sicilien und Valencia, wo schon mehr ein afrikanisches Klima herrscht, gedeihet die Palme üppiger. Bei Elche in Valencia befindet sich ein Dattelpalmenwald von mindestens 50,000 Stämmen, die wohl 50 Fuß und darüber messen. Vgl. Willkomm, Reiseerinnerungen. 1. Thl. S. 75.

S. 10. An eben diesen wunderbar raschen Prozeß des Wachsens und Vergehens knüpft sich vielleicht auch jenes Märchen des Mittelalters von den Bäumen, die täglich bei Sonnenaufgang aus der Erde hervorbrechen und um die Abendzeit wieder unter ihr versinken. Held Alexander, als er die Fabellande Indiens abenteuernd durchzieht, vergißt nicht der lieben Mutter und dem weisen Meister daheim davon zu erzählen. Vgl. Lamprecht,

Alexander, V. 5101 ff., und dazu die treffliche Bearbeitung jenes Briefes in Osterwald's Gedichten:

Wenn durch die Nacht die Sonne war gedrungen
Und alle Stern' erblaßten,
War Baum an Baum der Erde dort entsprungen.

Sie schossen schnell und mächtig
Empor aus grünem Grunde.
Und wuchsen also prächtig,
Daß sie beschatteten die weite Runde,
Und ließen Frucht im Laube lieblich blinken,
Bis wir zur neunten Stunde
Sie wieder sahen in die Erde sinken.

S. 13. W. v. Humboldt's „Briefe an eine Freundin", die uns an diesem fast antiken Geiste das tiefe, deutsche Gemüth auf eine ebenso überraschende als rührende Weise offenbart haben, sprechen sich oft über das Leben und die Wohlthaten der Natur aus. Besonders gern gedenkt Humboldt der Bäume. Ich führe, statt vieler, eine Stelle an. Im 1. Bande (S. 130) heißt es: „Ueberhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnsucht, wenn sie so fest und beschränkt im Boden stehen und sich mit den Wipfeln, so weit sie können, über die Gränzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne Nichts in der Natur, was so gemacht wäre, Symbol der Sehnsucht zu seyn. Im Grunde geht es dem Menschen mit aller scheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er ist, wie weit er herumschweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raumes gefesselt. Bisweilen kann er sie gar nicht verlassen, derselbe kleine Fleck sieht seine Wiege und sein Grab; oder er entfernt sich, aber es zieht ihn Neigung oder Bedürfniß immer wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und seine Gedanken und Wünsche sind doch dem ursprünglichen Wohnsitz zugewendet." Dazu vergl. ebenda S. 288 u. a. St.

S. 14. Vergl. Vogt, Ocean und Mittelmeer. 1848. 1. Bd. S. 249.

S. 15. ¹) So erscheint eine Gesandtschaft der Lokrer in Rom mit Oelzweigen geschmückt (Livius lib. XXIX), ebenso gehen die treulosen Bergvölker dem Hannibal bei seinem Alpenübergange mit Olivenkränzen entgegen (Polyb. lib. III.), ebenso endlich treten die Bewohner von Theben, die verheerende Pestseuche abzuwenden (die Olive in der Hand), vor die Altäre der Artemis. Vgl. die großartige Scene im Anfang des Sophokleischen Oedipus. Bei Virgil heißt die Olive placida, placifera u. s. w., ähnlich bei den griechischen Dichtern. — Erwähnt sei nur hier noch, daß das ehemalige Cistercienserkloster Oliva bei Danzig ebenfalls den Namen von dem Friedensbaume erhalten hat: es sollte den kriegerischen Heiden eine Stätte des Friedens und des Glaubens werden.

S. 15. ²) Schon in der uralten Fabel, welche Abimelech den Sichemiten erzählt, sagt der Oelbaum: „soll ich meine Fettigkeit lassen, die beide Götter und Menschen an mir preisen?" Richter IX. 9.

S. 15. ³) Vgl. Gregorovius, Korsika II, 78.

S. 16. In Osterwald's sinnigen, feinen Naturbildern („Im Grünen", Berlin 1853, S. 14) heißt es u. A. von Knieholz, dem „schalkischen Zwerge:"

„Immer ist er der Schalkheit voll: bald liegt er gestrecket,
Platt auf den Boden gedrückt, hält an die Erde das Ohr,
Gleich als wollt' er vom Geist des Gebirges erhorchen ein Wörtlein
Ueber den heimlichen Schatz, welchen die Tiefe verbirgt;
Bald auch knieet er nur, und statt im Knieen zu beten,
Sieht er mit schelmischem Blick lachend den Wanderer an.
Wieder springt er auf und steht und spielet den Alten,
Welchem um Backen und Kinn flattert ein moosiger Bart,
Oder er klettert am Felsen empor und klammert am Steine
Mit dem geschmeidigen Arm kühn und verwegen sich fest,
Und auf der schwindelnden Höh' halb schwebend über den Abgrund,
Schwingt der verwegene Knirps lustig sein Käppchen und lacht.
Also zeigt sich der drollige Zwerg voll närrischer Schwänke,
Gleich als wär' er dem Geist Rübezahls selber verwandt."

S. 17. Daher z. B. in Sheakspeare's Macbeth:

Eibenzweige abgerissen
Bei des Mondes Finsternissen u. s. w.

S. 18. ¹) Daher εὐώδης κυπάρισσος Hom. Od. V. 64.

S. 18. ²) Vgl. Virg. Aen. II, 713 ff. VI, 216. III, 64. Plin. H. N. XVI 10. Tiefer und reicher ist noch die Auffassung Rückert's in seinem Gedicht auf die Zypresse:

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt
Und ruhig schwanket im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie trägt ein einfaches Kleid;
Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
Darum trägt sie im Herbst nicht Leid.

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil man sie Dir pflanzt auf's Grab,
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod Dir die Flügel gab.

Ambrosius (Serm. IV, in ps. 118 c. 21) nennt sie den „Baum der Gerechten", weil sie ihre Blätter nie verliere. Und von einer auf dem Adamspik der Insel Ceylon stehenden Zypresse, die mit Adam aus dem Paradiese herabgekommen sein soll, glaubt das Volk, wer ein von derselben abgefallenes

Blatt erhaschen könne, bleibe ewig jung, es sei aber noch nie eins abgefallen. Ritter, Erdkunde VI, 55.

S. 18 ³). Vgl. Virg. Ecl. I, 25.

> Verum haec tantum alias inter caput extulit urbes,
> quantum laeta solent inter viburna cupressi.

S. 18. ⁴) Vgl. Theokrit Idyll. XVIII, 26.

S. 19. Die Zypresse wurde dem Sylvanus als Attribut beigegeben. (Virg. Georg. I, 20: Et teneram ab radice ferens Silvane cupressum.) Dies legt allerdings die Vermuthung nahe, daß sie zur Römerzeit häufiger war und mehr in Waldmassen auftrat, obschon andrerseits das Ecl. I gebrauchte Bild zugleich auf Vereinzelung hindeutet.

S. 20. ¹) Vgl. Schleiden's ebenso lehrreiche als anmuthige Schrift: Die Pflanze und ihr Leben. 2. Ausg S. 380.

S. 20. ²) Plin. H. N. XVI, 10: Pinus picea feralis arbor et funebri indicio ad fores posita. Auch war die Pinie der Cybele, der großen Lebensmutter, heilig. Bekümmert über Atys, den in eine Pinie verwandelten Gatten, saß sie unter dem Baume und klagte. Auf ihre Bitte um Wiedererweckung des Geliebten, verlieh Zeus, daß der Baum, unberührt vom Wechsel des Blühens und Welkens, immer grüne.

S. 20. ³) Sollte es begründet sein, daß bereits das Alterthum in der Pinie jene Hinterlist fand? Sie werfe, so lautet die seltsam prosaische Deutung, dem unter ihr ruhenden Wanderer ihre schweren Zapfen auf das Haupt, verwunde, ja tödte ihn.

S. 21.

> „Wildverwachsne, dunkle Fichten,
> Leise klagt die Quelle fort;
> Herz, das ist der rechte Ort
> Für dein schmerzliches Verzichten!"

So ruft eines jener düsteren Lieder Lenau's. — Aber um auch die andere, im Text berührte Seite des Föhrencharakters zu bezeichnen, möge dieser schmerzvoll resignirten Klage sogleich ein zweites Dichterwort gegenübertreten, daß mit der ganzen Sehnsucht einer vereinsamten Seele das grüne Waldasyl begrüßt:

> „O Tannenwald, du in der Hoffnung Kleid!
> Nimm Den, dem alle Hoffnungen erstarben,
> Heut auf in deine grüne Einsamkeit,
> Send' in sein krankes Auge deine Farben!

O laß noch einmal, müdes, sieches Haupt,
Von diesen reinen Lüften Dich umziehn;
In dich, du Auge, halb des Lichts beraubt
Saug' einmal noch dies hundertfache Grün!" (J. Kerner.)

S. 22. [1]) Der Unterschied zwischen Tanne und Fichte hat ästhetisch zu wenig Bedeutung, als daß er hier hätte in Rede kommen können.

S. 22. [2]) Vgl. Heine's Buch der Lieder, S. 131:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

S. 23. Hier ist eine Stelle aus dem „Magazin für die Litteratur des Auslandes", 1851, benutzt.

S. 25. [1]) Vgl. Passarge: „Aus dem Weichseldelta", S. 205 ff., wo der Charakter des Baumes und seine physiognomische Bedeutung für die Weichsellandschaft höchst anschaulich gezeichnet ist.

S. 25. [2]) A. Grün faßt dies ziemlich umgekehrt. Vgl. dessen Gedicht „Verschiedene Trauer" 3. Aufl. S. 335.

S. 25. [3]) Vgl. Morgenblatt. 1851 Septemberheft.

S. 26. [1]) Vgl. außer dem vorher angeführten Gedichte Grün's dessen „Baumpredigt" S. 121.

S. 26. [2]) Vgl. Hom Od. X, 509 ff.

S. 27. [1]) Vgl. Riehl „Land und Leute", S. 64: „Die Pappel ist das echte Sinnbild der von außen her aufgedrungenen Centralisation; sie ist der uniformmäßige Baum, den man in Reihen aufmarschiren lassen kann gleich einer Paradeordnung von Soldaten."

S. 27. [2]) Es liegt wenigstens nahe in dem deutschen „Pappel" und in dem lateinischen „Populus" eine Hindeutung auf das eigenthümliche Geplauder des Pappellaubes zu suchen. Sagt man doch geradezu „pappeln" für plappern. „Was von dem Volke gilt — mobilis turba — läßt sich auf den Baum gleiches Namens anwenden, so wie im Deutschen Wolke und Volk einen ähnlichen Laut haben, in welchem Bezeichnung liegt" (Krummacher in der Vorrede zu den Apologen und Paramythien).

S. 28. [1]) Vgl. Stifter, Studien. 2. Thl.

S. 28. [2]) Vgl. Dahlmann, „Geschichte von Dänemark." II. S. 110.

S. 29. [1]) Lichtenberg theilt das betreffende Sinn- und Rachegedicht mit. Der englische Dichter stieß es aus, als er zum ersten Male den berauschenden Birkenwein schmeckte:

Oh birch! thou cruel bloody tree;
I'll be at last reveng'd of thee;
oft hast thou drunk the blood of mine;
now for an equal draught of thine.

(Deutsch etwa so:

Geblutet hab' ich oft ein armer Schächer
Von deinen Streichen, grimmer Wütherich!
Triumph: heut endlich räch ich mich
Und füll aus deinen Adern mir den Becher!)

Dem englischen folge hier des Gegensatzes halber ein deutsches Gedicht aus dem 16. Jahrhundert, welches die Waffe der Züchtigung im Volkstone preist und der verzärtelten Zeit die Wiederaufnahme dieser Materia medica dringend empfiehlt:

— — Grüß dich du edels Reise,
Dein Frucht ist Goldes werth,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt,
Beugst ihren stoltzen wilden Muth,
Nicht besser Holz wird funden,
Erfahrung bringen thut.

Für andre Bäume glanzet
Ein Birk mit weißer Rind
Im Wald von Gott gepflanzet
Zur Straff der bösen Kind,
Daß sie die halt inn guter Zucht
Vom Galgen mag erretten
Heylet vil böser Sucht.

— — Ein Bidermann soll in sein Hauß
Des Brodts vil liber manglen,
Denn daß die Rütt sey drauß.

Der ich dies Liedlein dichtet,
Hieß Alexander Held.
Die sach mich hart anfichtet
Mir billich übel gefällt:
Daß man die edel Jugent zart
In Gottes forcht nicht haltet
Und die Rütt an ihn spart.

S. 29. ²) Man vergleiche die sinnreiche Beschreibung im alten angelsächsischen Alphabet:

Birke (Beorc) ist früchtelos,
Trägt eben wohl
Zweige ohne Samen,
Ist in Aesten schön,

Doch in der Spitze
Rauscht sie, lieblich
Bewachsen mit Blättern,
Von der Luft bewegt.

S. 29. [3]) Vgl. Aur. Buddeus, Halbrussisches. 2. Thl., 361. Jetzt wird die Linde (Lipa) für den Baum der slavischen Nationalität ausgegeben, und die Lipa slowanska (slavische Linde) nennt sich so im Gegensatz zur deutschen Eiche. Leipzig (Lipsk) hat allerdings den slavischen Namen von der Linde (Lindenstadt). Aber wer in den altdeutschen Gedichten nur etwas belesen ist, weiß, daß die Linde ein echt deutscher Baum ist und früher vollständig dieselbe Rolle in der Poesie spielt, wie später — zumal seit Klopstock — die Eiche, die früher sehr selten erwähnt wird. Für die Birke als Symbol der slavischen Melancholie sprechen die vielen Namen, die von Breza, die Birke, abgeleitet sind: Brietz, Brietzen, Preetz, Bretsch, (Brietzke,) die Brizen, Treuenbriezen u. s. w.

S. 31. Treffend bei Lucan. IV: fluminis aptior alnus.

S. 33. [1]) Es war wohl eine Eiche mit eßbaren Früchten *δρῦς καρποφόρος*; der Gott, der sie den Sterblichen verlieh *Ζεὺς φηγός, φηγοναῖος*, Jupiter fagutalis.

S. 33. [2]) Baldur, der Sohn Odin's und der Frigg, der holde Lichtspender, der Vorkämpfer der guten Götter im Kampfe gegen die Gewalten der Finsterniß. „Er wird fallen", so lautet der weissagende Spruch der Nornen. Da nimmt Frigg allen Wesen auf dem Erdenrund, den Pflanzen, Thieren und Steinen, der Flamme, dem Wasser und den Lüften einen Eid ab, Baldur nicht zu schaden. Nur den verborgenkeimenden Mistelsproß hat das besorgte Mutterherz vergessen. Das erlauscht Loki, der Böse, und beredet tückisch Baldur's eignen Bruder, den blinden Hödr, mit einem Pfeil aus jenem Sproß auf Baldur zu schießen. Da erfüllt sich die Weissagung: Baldur fällt. (Baldur versinnbildet das helle Sonnenlicht, das mit dem Schwinden der schönen Jahreszeit allmählich erlischt. Loki ist die Finsterniß, und die tödtliche Mistel ist von ihm gewählt, weil diese Pflanze den Winter überdauert.)

S. 34. [1]) Ich habe hier vorzüglich England einerseits und die Letten andererseits im Sinne. So umfaßte — um eins der innigen Volkslieder des letztgenannten Stammes zu erwähnen — der lettische Waisenknabe klagend die Eiche:

Wirst du nicht, lieber Eichbaum,
In den Vater dich verwandeln?
Werden diese grünen Aeste
Nicht zu weißen Händen werden?
Diese grünen Blätter
Nicht zu Worten der Liebe? u. s. w.

Von England ist im Kontext selber die Rede

S. 34. ²) Vgl. hierzu die Schilderung bei Virgil. Georg II, 290 ff.

Esculus imprimis, quae quantum vertice ad auras
aethereas, tantum radice in Tartara tendit.
Ergo non hiemes illam, non flabra, neque imbres
convellunt: immota manet, multosque per annos
multa virûm volvens durando secula vincit;
tum fortes late ramos, et drachia tendens
huc illuc, media ipsa ingentem sustinet umbram.

S. 35. Bezeichnend nennt Lucan. IV die Eiche aeria quercus.

S. 36. Vgl. Blätter für litterarische Unterhaltung, 1851, Nr. 15. Ferner: Gilpin, remarks on forest scenery I. S. 161.

S. 38. Die Beschreibung, welche Gilpin (remarks I. S. 43 ff.) von der Buche giebt, ist fast moros zu nennen. It's skeleton, sagt er, is very deficient. Von der Verzweigung heißt es: The branches are fantastically wreathed and disproportioned, twining awkwardly among each other. Vorzüglich aber tadelt er das üppig buschige Laub: This bushiness gives a great heaviness to the tree; what lightness it has, disgusts. In diesem Tone geht es mit einer einzigen Ausnahme, bis zum Schluß: On the whole, however the massy, fullgrown, luxuriant beech is rather a displeasing tree. — Ueberhaupt scheint das Buch trotz seiner zwei Bände nur eine geringe ästhetische Ausbeute zu geben.

S. 40. Die Sage, welche ich einer gütigen Mittheilung des wackeren O. W. von Horn verdanke, hat mit anderer und bedeutsamer Wendung Adolf Krummacher in den „Harfenklängen" dichterisch bearbeitet.

S. 41. ¹) Es fehlt in Deutschland nicht an merkwürdig alten und schönen Lindenbäumen. Einer der schönsten, die ich kenne, steht auf dem vorstädtischen Kirchhofe zu Annaberg. An ihn knüpft sich die bekannte Auferstehungslegende, die auch von andern Linden erzählt wird, und deren Gedächtniß dort eine unter den weitausgedehnten Zweiglauben des Baumes gehaltene Jahrespredigt lebendig erhält. Die größte und älteste deutsche Linde ist wohl die zu Neustadt am Kocher. Sie war schon um 1229 ein stattlicher Baum. Denn nach der alten Urkunde wurde damals die neue Stadt hinauf an die Heerstraße, an den großen Baum, erbaut, nachdem im Jahr 1226 die alte Stadt (Helmbundt) zerstört war. Vom Jahr 1408 heißt es:

Vor dem Thor eine Linde staht
Die sieben vnd sechzig Säulen hat.

Den spätern vierfachen Portikus von 115 steinernen Säulen ließ Herzog Christoph 1558 erbauen. Jetzt hat dieser Baum an seinem Stamme einen Umfang von 32 Fuß, und der Raum, über den sich seine Aeste ausbreiten, beträgt etwa 400 Fuß im Umkreis. Vgl. Schubert, Lehrbuch der Naturgesch. S. 198. Ein nicht minder merkwürdiger Baum ist die Vemlinde zu Dortmund. Gegenüber der im Texte erwähnten Linde, welche sich über den frommen Mes-

siassänger wölbt, sei hier noch an das lindenbeschattete Grab zu Mölln (Herzogthum Lauenburg) erinnert. Dort ruht bekanntlich Deutschlands unsterblicher Narr. Auf dem bemoosten Leichensteine, der eine Eule zeigt und in ihren Klauen einen Spiegel, liest man die Inschrift:

Diesen Stein soll niemand erhaben,
Eulenspiegel steht hier aufrecht begraben.
Anno MCCL.

S. 41. ²) Vgl. Rückert, Nalas und Damajanti. Dort heißt es:

Damajanti, die herzbetrübte,
Gattensuchende, schmerzgeübte,
Fand irrend in des Waldes Schoß
Den Baum mit Namen Kummerlos;
Kummerlos, so den Menschen bekannt,
Doch in der Göttersprach' Asoka genannt.
Dem walddurchblühenden Asoka
Nahte die Gattin des Punjasloka,
Dem Blütensproßbekrönten,
Waldvogelgesangdurchtönten;
Mit dem herrlichen Kummerlosen
Fing die Bekümmerte an zu kosen:
„Beglückter Baum in Waldesmitte,
Der du ragest nach Königssitte,
Von vielen Kronen behangen,
Von keinem Kummer umfangen!
Mir fiel ein schweres Kummerloos;
O Kummerlos! mach mich kummerlos.
Hast du, o blühender Asoka,
Hier nicht gesehen den Punjasloka,
Den Damajantigatten, Nal,
Den Nischaderfürsten, meinen Gemahl?
Mit halbem Gewand umfangen,
Das er von mir empfangen;
Ob, wenn den Blick er senket
Auf das Gewand, er denket
An die, die's ihm geschenket,
Asoka! sage mir dies bloß,
Damit ich gehe kummerlos.
So schade niemals dir ein Böser,
O kummerloser Kummerlöser!" u. s. w.

S. 41. ³) Vgl. Steudener, zur Beurtheilung von Uhland's Dichtungen. Brandenburg 1852.

S. 41. ⁴) In den wärmeren Strichen Rußlands soll es dagegen große Lindenwälder geben, und die Russen nennen daher den Juli, den Monat ihrer Blüte, den Lindenmonat.

S. 42. Ich erinnere hier an Eichendorff's Gedicht: „Bei der Linde."

Seh ich dich wieder, du geliebter Baum,
In dessen junge Triebe
Ich einst in jenes Frühlings schönstem Traum
Den Namen schnitt von meiner ersten Liebe!

Wie anders ist seitdem der Aeste Bug!
Verwachsen und verschwunden
Im härtren Stamm der vielgeliebte Zug,
Wie ihre Liebe und die schönen Stunden.

Auch ich seitdem wuchs stille fort wie du,
Und nichts an mir wollt' weilen,
Doch meine Wunde wuchs — und wuchs nicht zu,
Und wird wohl niemals mehr hienieden heilen.

S. 43.[1]) „Die ahornböm hett man hievor gor wert, daz man sie zohe in der künig höf unde win zu in goß.“ (Hindeutung auf eine Kultusstätte.)

S. 43.[2]) Gebet beim Fällen des Ahorns: „Frau Ellhorn, gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir auch von meinem geben, wenn es wächst im Walde.“

S. 43.[3]) Vgl. Froschmäusler, 2. Buch, 4. Th., 4. Kp.:

Ich bin von den Alten gelart,
  Der Eschenbaum hab diese art
Daß keine Schlang vnter ihn bleib,
  Der Schatten sie auch hinweg treib,
Ja, die Schlang eher ins Fewer hinleufft,
  Ehe sie durch seinen Schatten schleifft.

S. 44.[1]) Daher Eschennymphen, Melische Nymphen (μελία, die Esche). Ueber sie vgl. Hesiod. Theogon, v. 183 ff.

S. 44.[2]) Die Heimat der Roßkastanie, wie der edlen Kastanie, ist Persien, nach Anderen jedoch die thessalische Stadt Castanea. Daß jene erst im Jahre 1550 nach Europa verpflanzt sei, scheint eine irrige Ansicht. Wenigstens wurde die eßbare Kastanie schon zu Cäsar's Zeit in Italien eingeführt, und von hier zugleich mit der Weinrebe nach den Rheingegenden gebracht. Die meisten sogenannten „Kastaniengärten“ am Rhein und Neckar sind noch römische Pflanzungen.

S. 45.[1]) Man vergleiche folgende sinnige Strophen aus der neuesten Aufl. von Mörike's Gedichten S. 119:

Im Park.

Sieh, der Kastanie kindliches Laub hängt noch wie der feuchte
  Flügel des Papillons, wenn er die Hülle verließ;
Aber in laulicher Nacht der kürzeste Regen entfaltet
  Leise die Fächer und deckt schnelle den luftigen Gang.
— Du magst eilen, o himmlischer Frühling, oder verweilen,
  Immer dem trunkenen Sinn fliehst du, ein Wunder, vorbei.

S. 45. [2]) In Rom stand auf dem Platze der Kirche del popolo vorzeiten ein dickbelaubter Nußbaum, in dessen Aesten böse Geister hausten. Papst Paschalis II. that den Baum in den Bann, er wurde gefällt, und die Kirche vom Volke erbaut.

S. 47. Vgl. Chamisso's Gedicht: „Der Birnbaum auf dem Walserfeld." Ch.'s Werke, 3. Bd. 1836. S. 309. Ueber den Birnbaum in Auxerre vgl. Grimm, Mythologie, S. 48.

II.

Charakterbilder aus der Vogelwelt.

S. 53. [1]) Es ist charakteristisch, daß nur die drei vollkommneren Thierklassen (denn die Insekten sind bloße Instrumentalmusiker) eine Sprache haben. Ich erlaube mir hier das zu bemerken, was ich irgendwo gelesen habe: Die Amphibien bringen, mit Ausnahme der Schlangen, ihre Töne mehr durch den Gaumen hervor. Bei den Säugethieren entsteht der Laut mehr mittelst der Lippen, etwa wie bei den Kindern, wenn sie zu lallen anfangen. Bei den Vögeln aber wird er meistens durch die Zunge hervorgebracht; daher pfeifen und singen sie, ihre Sprache ist Zungensprache und mithin die vollkommenste unter den thierischen.

S. 53. [2]) Im Mittelalter heißt der Gesang der Vögel ihr „Latein", gerade so wie eine fremde, unverstandene Menschensprache Latein oder Wälsch genannt wurde. Vgl. Grimm, Reinhart Fuchs. S. 3. Altdeutsche Blätter von Haupt und Hoffmann. Bd. I. S. 1.

S. 53. [3]) Zu diesen Wissenden gehörte z. B. Tiresias, dem Athene Seher- und Sprachengabe als Ersatz seines erloschenen Augenlichtes gewährte, ferner der Trojaner Helenus, Thales, Melampus; auch hat sich Apollonius von Thana solcher Wissenschaft gerühmt. Vor Allen aber soll der König Salomo, von dem es schon in der Bibel heißt, daß er alles Gethier und alle Pflanzen kannte vom Ysop bis zur Zeder, und der überhaupt im Orient als das Ideal aller Weisheit gepriesen wird, der Vogelsprache kundig gewesen sein. Im Mittelalter wird von Gerbert erzählt, daß er in Sevilla lernte, was der Flug und Sang der Vögel bedeute; auch Benedict IX. verstand die Stimme der Vögel und konnte aus ihr weissagen, was heute, gestern, oder vorgestern an allen Punkten der Erde geschehen sei. König Dag der Yngling war ebenfalls Meister dieser Sprachen; dabei hatte er einen Sperling, der ihm manche Kunde sagte und in verschiedene Länder ausflog (Snorra Ynglinga, S. 21). Eine Magd mit gleicher Kenntniß begabt kommt in den Gesta Rom., Kap. 68, vor. —

Uebrigens gab es auch allerlei Mittel, um die Vogelsprache zu erlernen. Eines wird dem Demokrit von Abdera zugeschrieben und steht bei Plinius H. N. X, 49 verzeichnet. In dem niederländischen Gedichte „Caerl ende Elegast" kommt ein Kraut vor, wodurch man die Vogelsprache verstehen lernt. Anderwärts hängt das Verständniß derselben von dem Genusse einer weißen Schlange, eines Drachen- oder Vogelherzens ab (Grimm, Mythol. I. Ausg. S. 633 und 709). Aehnlich erzählt Apollodor von Melampus, er habe jene Gabe dadurch erlangt, daß ihm Schlangen die Ohren geleckt. Endlich soll sich die Vogelsprache auch durch fleißiges Studium erlernen lassen. Im Kindermärchen studirt Einer drei Jahre lang, was die Hunde bellen, die Vögel singen und die Frösche quaken.

In neueren Zeiten haben sich um diesen Theil der Philologie mehrere Leute Verdienste zu erwerben gesucht:

a) Ein Kandidat der Rechte, Johann Benjamin Großer aus Breslau, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dieser hatte auf dem Lande die Gänsesprache studirt und wollte ein Gänse-Lexikon schreiben (Flögel, Gesch. d. Hofnarren. S. 250).

b) Karl Wizniewsky, der 1837 zu Wilna promovirte. In seiner Inauguraldissertation (Descriptio Raphaniae epidemice grassantis atque meletemata circa vocem et gustus animalium domesticorum) werden zwar nur wenige Proben der Thiersprache und ihrer Deutung angeführt, unter anderem auch ein Hühnergespräch; doch gelobt der Verf. seinen Gegenstand immer tiefer erfassen zu wollen (Blätter für litter. Unterh., 1838. N. 304).

c) Dupont de Nemours will eilf Wörter aus der Tauben-, ebenso viel aus der Hühner-, vierzehn aus der Katzen-, zwei und zwanzig aus der Rinder-, drei und dreißig aus der Hundesprache, und die Rabensprache vollständig verstehen. Auch hat derselbe den Gesang verschiedener Vögel auf Noten gesetzt und behauptet, er habe den Sinn ihrer Worte entdeckt.

d) Der Engländer Thomas Gardiner hat in einem eigenen Werke (The musik of nature) den von Dupont gebahnten Weg verfolgt (Morgenblatt, 1839. Nr. 299).

e) Das neueste Werk dieser Art rührt von Pierquin de Gembloux her und führt den Titel: Idiomologie des animaux ou recherches historiques, philosophiques et glossologiques sur le language des bêtes.

S. 56. [1]) Das Praesagium, welches die Römer den Hühnern beilegten, war eben nicht sehr geistiger Art. Es kam nur auf das hastige oder träge Fressen derselben an; jenes ein gutes, dieses ein schlimmes Vorzeichen, — wobei man sich des Claudius Pulcher erinnern mag, der die widerspenstigen Vögel, die nicht fressen wollten, erzürnt in's Meer warf, dort zu saufen (quia esse nolunt, bibant!). — Jede Legion hatte ihren Pullarius, dem die Hühnerpflege oblag; der Konsul stellte in seinem Hause oder Zelte das Augurium an, welches vor allen wichtigen Unternehmungen erprobt ward, so daß Plinius H. N. X, 24 mit Recht sagen durfte: Pullis regitur imperium Romanum.

S. 56. ²) Die Griechen bezeichnen dies Selbstrecensiren mit κακκάζει.

S. 57. ¹) Lateinisch: gracillat, glocitat, singultit. — Zuweilen erkräht die Henne wie ein Hahn; dies meint vielleicht Terenz, im Phormio IV. 4. 30, wenn es heißt: Gallina cecinit, und der Hochzeiter daraus ein übles Zeichen entnimmt. Grimm, Myth. I. Ausg. S. 659.

S. 57. ²) In einer Mühle bei Clonnell, deren geflügelte Bevölkerung nur aus einer Gans und einer Henne bestand, legte man der letztern eine Anzahl Enteneier unter, die in gehöriger Zeit ausgebrütet waren. Sobald die kleinen Enten im Freien erschienen, führte sie ihr Instinkt in's Wasser, und darüber gerieth die Henne in große Noth. Mutterliebe trieb sie ihren Jungen nach, während der Trieb der Selbsterhaltung sie auf dem Lande festhielt. Plötzlich kam ihre Freundin, die Gans, herbeigesegelt, und nach einem lärmenden Geschnatter, welches in wortgetreuer Uebersetzung so viel hieß als: Ueberlaß die nur mir! schwamm sie mit den Entchen auf und ab. Als diese der Wasserpromenade satt waren, brachte die Gans sie der Henne zurück. Am nächsten Morgen fanden sich die Enten wieder bei dem Teiche ein. Die Gans nahm sie in Empfang, und die Henne gerieth abermals in die gestrige Verlegenheit. Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Gans aus Rücksicht für die mütterliche Angst die Henne eingeladen habe, steht doch fest, daß sie nahe an's Ufer schwamm, die Henne auf den Rücken sprang und da ruhig sitzend die den Teich auf- und niederstreifenden Entchen geleitete. Dies geschah nicht ein vereinzeltes Mal, nein! Tag für Tag stieg die Henne an Bord der Gans und folgte höchst zufrieden und vergnügt ihren Pfleglingen. Eine Menge Menschen strömten herbei zu dem seltenen Schauspiel, bis die Enten der vereinten Obhut von Gans und Henne nicht mehr bedurften. So erzählt und verbürgt Caesar Otway in seiner Schrift: The intellectuality of domestic animals. (Vgl. Buch der Welt. Jahrgang 1849.)

S. 57. ³) Es ist das Siebengestirn der Plejaden, welches von den Arabern mit dem Namen „Gluckhenne" bezeichnet wird. Die helle Alcyone ist die Glucke und das wolkige Sternenhäuflein umher die Küchlein. K. Schmidlin spricht der Gluckhenne ihre vollen Ehren zu:

Sah ich die Henne nicht sonst gleich einer bescheidenen Jungfer
 Schüchtern und sittig geziert trippeln im Hofe umher?
Sieh, wie jetzt, da sie Mutter geworden, die Kraft sie durchglühet,
 Streng sich das Köpfchen erhebt, frei ihre Augen sie dreht;
Fest, mit gefiedertem Schild, eine Heldin, bewachend die Ihren,
 Schreitet sie jetzt einher stolzen und muthigen Tritts.

S. 58. ¹) Dies erinnert an den Glauben der Rothhäute, daß der Donner durch den Flügelschlag oder das Krähen eines wälschen Hahnes hervorgebracht werde.

S. 58. ²) Von Lobreden und Gedichten auf den Hahn aus der Renaissancezeit nenne ich Ulyssis Aldrovandi Galli gallinacei encomium; Joach. Camerarii Galli encomium; ferner eine Oratio funebris in gallum in Prosa

und in Versen; außerdem folgende Gedichte: Ioann, Passeratii Gallus und Tobiae Sculteti Gallus gallinaceus. Ich kenne leider keine dieser Schriften, ebensowenig das Buch: Gockelius vom Hauß- und Gockelhahn, 1697, noch späterer Apotheosen gar nicht zu gedenken.

S. 58. [3]) Dies Gedicht erschien zuerst 1732 und gab sich für alt aus. Es ist aber offenbar ein — sehr schwächliches — Produkt seines Herausgebers, des Bremischen Stadtvoigts Kaspar Friedrich Renner.

S. 59. [1]) Mit diesen Versen habe ich Falschmünzerei getrieben. Der erste Vierzeiler ist einem Grün'schen Gedicht (Die beiden Hennen) entnommen, an den ich dann den zweiten gelöthet habe, dem man freilich die Unechtheit stark genug ansieht. — Etwas kordialer, um nicht zu sagen despicirlicher, sieht den Hahn das Kinderräthsel an:

It is een Mann ut Hütendücken,
Het en Rock ut tusend Flicken.
Het en knökern Angesicht,
Het en Kamm un kämmt sik nich.

(Simrock setzt in der ersten Zeile „Aegypten", während jenes Hütendücken onomatopoetisch zu sein scheint.) — Ein anderes Kinderräthsel lautet:

Vornen wie ein Kamm,
Mitten wie ein Lamm, (?)
Hinten wie ein Sichel:
Rath', mein lieber Michel!

Im Froschmäusler (Buch I. Th. 2. Kap. 2) wird der Hahn folgendermaßen geschildert:

Fornen am Kopff war er geschlacht,
  Wie man die bösen Geister macht,
Mit einem krummen spitzen Schnabel
  Hat Füß getheilt wie ein Mistgabel
Und ein zweyspitz getheilten Barth
  Nach der Mannthier greulicher Art,
Und auf dem Haupt ein glühend Kron,
  Mit viel Thürmen erhoben schon.
Aus dem Leibe gingen beysammen
  Ein großer Hauff gelber Feurflammen
Gekrümmt unter und über sich
  Ueberaus heßlich und schrecklich.
Damit prangte er als ein reisig Pferd u. s. w.

S. 59. [2]) Sprüchw. XXX, 30. 31. Ich folge hier der LXX und den arabischen und chaldäischen Versionen. Luther setzt statt des Hahnes einen „Wind (Windhund) von guten Lenden." Woher diese verschiedene Auffassung, darüber vgl. die Kommentare der beiden Michaelis zu den Psalmen u. s. w. S. 1415.

S. 59. [3]) Sehr schön heißt es bei Plinius (H. N. X, 24): Aeque superba graditur ardua cervice, cristis celsa: coelumque sola volucrum adspicit crebro, in sublime caudam quoque falcatam erigens, itaque terrori sunt etiam leonibus ferarum generosissimis.

S. 60. [1]) Daher bei Horaz: Excubitor ales, und bei Plinius: Nostri vigiles nocturni, quos excitandis in opera mortalibus rumpendoque somno natura genuit.

S. 60. [2]) Quid in mentem venit Callistheni, ruft der nüchterne Cicero (de div. II.), dicere, deos gallis signum dedisse cantandi?

S. 60. [3]) Bochart Hieroz. p. post. p. 123.

S. 60. [4]) Die Griechen übten eine besondere ἀλεκτρυομαντεία, so daß man Körner auf die Buchstaben des Alphabets legte und von einem Hahne wegfressen ließ (Grimm, Mythol. 1. Ausg. S. 559. Henninc der Hahn; 2. Buch, Kap. 4.). Die Tripudia solistima der Römer erwähnt Plinius: Hi magistratus nostros quotidie regunt, domosque ipsis suas aut claudunt aut reserant: hi fasces Romanos impellunt aut retinent, jubent acies aut prohibent, victoriarum omnium toto orbe partarum auspices: hi maximo terrarum imperio imperant, extis etiam fibrisque haud aliter quam opimae victoriae diis grati u. s. w.

S. 60. [5]) Der Koran schildert sehr phantastisch den himmlischen Urhahn. Er ist weiß; seine Flügel, mit Smaragd und Karfunkel übersäet, reichen vom Aufgang bis zum Niedergang; von seinem Kamm bis zu seinem Sporn reiset man stätig fünf Jahrhunderte. Täglich um die Frühstunde erhebt er die Stimme, die durch alle Räume des Weltalls dringt; alle Kreatur vernimmt sie, nur das taube Menschengeschlecht nicht, und ihr antwortet der Lobgesang der Hähne hienieden. Am Ende der Tage aber spricht Allah zu ihm: Zeuch ein dein Flügelpaar und geschweige deiner Stimme, daß alle Kreatur wisse, der Tag des Gerichts sei da; nur vor dem Menschengeschlecht sei es verborgen.

S. 60. [6]) Hiob 38, 36. nach der LXX.

S. 60. [7]) Schon Prudentius sagt:

Ferunt vagantes daemones
laetos tenebris noctium
gallo canente exterritos
sparsim timere et cedere.

S. 61. [1]) Gregor der Große: Speculator semper in altitudine stat, ut quidquid venturum sit longe prospiciat.

S. 61. [2]) Die Finnländer hielten in ihren letzten Kriegen mit Rußland regimenterweise einen Waffenhahn im Felde, einen gleichen führen noch englische Kriegsschiffe herkömmlich mit. Vgl. Rocholz, Alemannisches Kinderlied. S. 230.

S. 61. [3]) Oppian nennt ihn den streitbarsten Vogel, und Plinius beginnt seine schwunghafte Beschreibung mit den Worten: Proxime gloriam sentiunt hi nostri vigiles etc., wogegen ein alter Chronist die Erzählung

von dem Siege der Antwerpener Bürger über den verrätherischen Herzog von Brabant (1583, 17. Januar) mit folgender Betrachtung schließt: „So sihe, daz ein Burger, so in Freyheit vnd Wapfen uferwachsen, vnd sein Wehr zu Handen hat, allewege wacker, herzhafftig vnd großmüthig wirt, vnd daz nichts vnsinniger kempfet, dann ein Hahn vff seyner eygen Miste!“

S. 61. [4]) Höchst anschaulich heißt es bei Plinius: Dimicatione paritur regnum inter ipsos, velut ideo tela agnata cruribus suis intelligentes: nec finis saepe commorientibus, quodsi palma contigit, statim in victoria canunt, seque ipsi principes testantur, victus occultatur silens aegreque servitium patitur. Eine kürzere, nicht minder lebendige Schilderung giebt Babrius, Fab. 4.

S. 61. [5]) Exultat voce sagt Cardanus. Sehr bezeichnend heißt es auch im Froschmäusler — freilich vom bloßen Stundenruf:

derselb ein Mal rieff, daß es kracht.

S. 61. [6]) Vgl. Plinius H. N. X, 25. (Als geborene Kampfhähne werden die von Tanagra und Rhodus gerühmt.)

S. 61. [7]) Vgl. Aelian. var. hist. II. 28. — In einer Seeschlacht von 1793 war es Berkley's, des Admirals, Hahn, der das wankende Kriegsglück der Engländer wieder bannte. Er war auf dem „Marlborough“, und da die Engländer sich eben zurückziehen wollten, mitten im wüthendsten Gefecht, schwang sich der Hahn auf den zerschossenen Mast des Admiralschiffs, schlug die Flügel kühn zusammen und ließ seine Stimme schmettern. Wie ein zündender Funke flog das in's Matrosenherz, der alte Schlachtenmuth wachte wieder auf und der Sieg ward gewonnen.

S. 62. [1]) Plinius: Imperitant suo generi et regnum in quacunque sunt domo exercent.

S. 62. [2]) So klagt in einem jener Vocero's die korsische Wittwe dem verstorbenen Gatten nach:

O du mein Hahn so hochgemuthet,
Mein Fasan im blumigen Hügel,
Du mein Vogel so wunderherrlich,
Meines Glückes mir ein Spiegel,
Nimmermehr darf ich mich ducken,
Ducken unter deine Flügel!

Vgl. Gregorovius, Korsika. II. S. 51.

S. 62. [3]) Ein altniederländischer Spruch würdigt diese Tugend der Virilität sehr bezeichnend:

waer ic so wit as en swane		Wär' ich weiß als ein Schwan
ende conde ic minnen als een hane,	etwa	Und könnte minnen als ein Hahn:
so waer ic aller vrouwen bedwanc.		Mir wären alle Frauen unterthan.

S. 62. [4]) Im Reinardus III, 936—38 sagt der Hahn:

Coniugibus bis sex impero solus ego:
quaelibet et minimum non audet tangere granum,
me nisi mandetur praecipiente prius.

und in einem alten Volksspruch heißt es:

Wenn die Henne krähet vor dem Hahn
Und das Weib redet vor dem Mann:
So soll man die Henne braten
Und das Weib mit Prügeln berathen.

S. 63. [1]) Reinmar von Zweter: her Han, daz iuwer frümekeit iuch ner dâst iuwer heil, wan ir meistert zwelf hennen. Hugo im Renner:

er het dâ bî vil grôzen braht
mit zwelf hennen tac und naht.

Dazu die obige Stelle des Reinardus.

S. 63. [2]) Die Zwölfzahl ist, wie aus der vorhergehenden Anmerkung erhellt, die herrschende. Dagegen will Columella aus diätetischen Rücksichten nur fünf Weiber gestatten. Uebrigens ist bemerkenswerth, daß der Name des Hahns gleichsam typisch — als Inbegriff der rechten Mannhaftigkeit — zur Bezeichnung des männlichen Vogelgeschlechts angewendet wird. Man spricht wenigstens von Finken=, Hänflings=, Kanarienhähnen. Auch ist es gewiß nicht zufällig, daß man den eigentlichen Zünder am Gewehr wie den sprudelnden Zapfen am Faß Hahn nennt. Hat man doch selbst das griechische ἀνήρ in dem deutschen Worte wiederfinden wollen.

S. 63. [3]) Geßner (im Vogelbuch) sagt schon 1555, daß sie zu den besten Gerichten gehörten und die Tafeln der Fürsten zierten, und das Kochbuch von Max Rumpolt (1501) scheint sie bereits als eine verbreitetere Delicatesse zu betrachten.

S. 64. Franklin verwarf — nach der Sage — seine frühere Wahl und setzte statt des Truthahns die Sterne in das nordamerikanische Banner, als man ihm vorstellte, dieser Vogel sei geil und aufgeblasen.

S. 65. [1]) Die Alten wetteifern in seiner Beschreibung. Ich setze statt aller andern die beredten Worte Tertullian's hierher de pallio cap. III: Quamquam et pavo pluma vestis et quidem de cataclitis: immo omni conchylio pressior, qua colla florent: et omni patagio inauratior, qua terga fulgent: et omni syrmate solutior, qua caudae jacent: multicolor et discolor et versicolor: nunquam ipsa, semper alia: etsi semper ipsa, quando alia: toties denique mutanda, quoties movenda.

S. 65. [2]) *Τὸ ζῶον γεγονέναι ἕνεκα τοῦ κέρκου καὶ οὐκ ἀνάπαλιν.*

S. 65. [3]) 1 Könige 10, 22.

S. 66. [1]) Athenaeus deipnosoph. XIII. cap. 30. Aelian hist. an. V. cap. 21.

S. 66. [2]) Es sieht dem eitlen Hortensius ähnlich, daß er zuerst auf diesen Einfall gerathen (vgl. Plin. H. N. X, 23. Varro de re rust. III, 6.); freilich setzt Aelian hinzu, es sei ihm diese Ehre auch theuer zu stehen gekommen (καταθύσας ἐπὶ δείπνῳ ταὼν πρῶτος, κατεκρίθη). Beiläufig sei erwähnt, daß Marcus Aufidius Lurco die Kunst erfand, Pfauen zu mästen, wodurch er sich in kurzer Zeit 60,000 Sestertien verdiente.

S. 66. [3]) Diese Erfindung gebührt, nach Sueton, dem Wahnwitz des Heliogabal.

S. 66 [4]) Ovid. Met. lib. XIII. laudato pavone superbior.

S. 66. [5]) Varro de ling. lat. lib. IV. volucres pleraeque a suis vocibus appellatae, ut hae: upupa, cuculus, ulula, pavo. — Des Pfauen Katzengeschrei erwähnt auch der Eselkönig, Kap. XIX.

S. 66. [6]) Ovid. ars am. lib. I. laudatas ostendit avis Junonia pennas,
si tacitus spectes, illa recondit opes.

Dazu Plin. H. N. X, 22. Aelian. hist. an. V. 25; zahlreiche andere Stellen bei Bochart hieroz. II, p. 240.

S. 67. [1]) Stellen in W. Grimm's Bridank S. 333. Der Gegensatz zwischen Pfau und Kranich kommt schon bei Babrius vor (Fab. 65.), ebenso bei Boner (Fab. 81.). Im Volksräthsel heißt es:

Rath': ein Vogel wohlbekannt,
Hat ein englisches Gewand,
Einen gleisnerischen Gang,
Dazu widrigen Gesang.

In der Thierfabel spielt der Pfau nur eine untergeordnete Rolle. Im Froschmäusler kommt er vor, und es heißt: Die Vögel wollten einen König haben und bestimmten dazu den Pfau wegen seiner wunderbaren Schönheit, und weil er bereits eine Krone auf dem Kopfe trug. Da indessen Markolf der Häher bemerkte, daß der Pfau nur Prunk und Hoffahrt liebe und als ihr Gebieter die armen Leute brandschatzen werde, um sich mit köstlichen Kleidern, mit Perlen und Edelsteinen zu behängen, so gereute die Vögel ihre Wahl und sie machten den Adler zum König.

S. 67. [2]) Walter, Ausg. v. Lachmann, S. 19, V. 31. 32.

S. 67. [3]) Plinius (H. N. X, 22) nennt ihn malevolus.

S. 67. [4]) Das griechische χήν (von χαίνω gähnen), das hauchlose anser und unser Gans hängen unmittelbar mit einander zusammen, obgleich es nach Plin. H. N. X, 27 (candidi ibi — in Germania — gantae vocantur) scheinen möchte, als habe wenigstens der römische Naturhistoriker das Wort Gans für ein deutsches Urwort gehalten. Es geht dieser ohne Zweifel onomatopoetische Name nicht allein durch alle germanischen und nordischen Sprachen, sondern er findet sich ebenso im Bretonischen (goas), Polnischen (ges), Persischen, Tatarischen, Türkischen (kas) und im Indischen (hansas,

wohl von has = Kehle). Im Poenitentiarius heißt die Gans auca (eine Form der lingua rustica), daraus ward oca und schließlich das französische oie.

S. 68. [1]) Die Kinderlieder singen oft von den Gänsefüßen und heben ausdrücklich und nicht ohne ein gewisses Mitleiden hervor, daß die Gänse barfuß laufen müssen, z. B. das bekannte Wiegenlied:

Suse, lewe Suse, wat russelt int Stroh?
Dat sin de lewe Göskens, de hebben kene Schoh:
Schoster het Ledder, keen Lesten darto,
Drum gahn se barfot un hebben kene Schoh.

Auch haben die Zwerge Gänsefüße, weshalb sie dieselben sorgfältig verstecken und zornig werden, wenn ihr Geheimniß verrathen worden. Vgl. deutsche Sagen von den Brüdern Grimm. I. S. 222.' Bei Heine sind es Entenfüße. Im Romanzero (S. 122) heißt es:

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden sich ein, daß Niemand es wisse.
Das ist eine tiefgeheime Wund',
Worüber ich nimmermehr spötteln kunnt'.

S. 68. [2]) Deshalb heißt die Gans in Kinderliedern „Wackelschwänzlein" oder „Watschelgänschen mit dem Wickelwackelschwänzchen." Ein merkwürdiges Lied von der Gans steht in Simrock's deutschem Kinderbuch, S. 106; es beginnt mit folgendem Verse:

Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel?
Dank sei der Gans.
Einen Ritter mit samt dem Sabel
Trägt die Gans auf ihrem Schnabel.

Dank sei der Gans.
Dank sei der Gickelgackel,
Hinten geht es wickelwackel,
Vorne geht es fliflaflederwisch.

S. 68. [3]) Vox arguta (Martial), Anser argutus (Virgil).

S. 68. [4]) Obschon dieser komischen, mühsam fortarbeitenden Bewegung jede Kraft und Sicherheit fehlt, so rühmt doch bereits Plinius die Ausdauer der vom Gebirge nach Rom herabwandernden Gänseheerden.

S. 68. [5]) *ἀναβοᾷ*, *κλάγγει*, *κακκάζει*, gingrit, glutit, strepit, gratitat sind die Ausdrücke der Alten. Namentlich werden *κακκάζειν* und gratitare gebraucht und zwar, scheint es, um das gewöhnliche Schnattern zu bezeichnen, während die übrigen lateinischen Wörter mehr jenes schlangenähnliche Pfeifen ausdrücken, womit die Gans ihren Zorn kund giebt. Wie die Gänse ga! ga! beten und durch ihr endloses Gebet listig den Fuchs betrügen, davon erzählt Grimm ein hübsches Märchen (Bd. I. S. 503).

S. 68. [6]) Vgl. Livius V, 47. Plin. H. N. X, 22. Aelian. hist. an. XII, 33. und zahlreiche andere Stellen.

S. 68. [7]) Veget. de re milit. IV, 26. Colum. de re rust. cap. 13. Ovid, wo er Philemon's idyllische Hütte beschreibt: Unicus anser erat minimae custodia villae. — Bei Lukrez (de rer. nat. IV, 684): — humanum longe praesentit odorem Romulidarum arcis servator candidus anser. Isidor, Etym. XII. 7.

S. 69. [1]) Der Name Martinsgänse ist freilich uralt. Schon in den Annal. Corbei (a. 1171) kommen Anseres Martiniani vor, und auch auf den alten Stab- und Runenkalendern ist der Martinstag mit einer Gans bezeichnet (Olaus Worm. Fast. Danic. II. cp. 8, S. 127). Was die Gänse mit dem St. Martin zu schaffen haben, darüber giebt die Geschichte des Heiligen keine Auskunft. Erst neuere Lieder melden, Martin habe, als man ihn gesucht, um ihn zum Bischof zu machen, sich bei den Gänsen verkrochen und sei durch ihr Geschnatter verrathen worden. (S. z. B. „Einladung zur Martinsgans" in des Knaben Wunderhorn, Bd. 2. S. 434; ferner das in der nächstnächsten Anmerkung angeführte Lied.) Allein dies scheint, wie Simrock sagt, ein späterer Anwuchs der Legende, um die schon vorhandene Sitte zu erklären.

S. 69. [2]) Iß gens Martini, wurst in festo Nicolai,
Iß Blasii lemper, häring oculi mei semper. u. s. w.
(Wackernagel's Leseb. I. S. 1030.)

S. 69. [3]) In illo tempore sedebat dominus Martinus, o ho!
Bonus ille Martinus inter anseres im Stroh,
Und sie waren alle froh;
Ja froh waren sie alle,
Und schnatterten mit Schalle.
O lieber Pater Vetter Bruder Märten,
Was hast du vor Gefährten
In stramine nostro?
Sie müssen dein entgelten,
Magst fluchen oder schelten.
Drum fangen wir an
Wohl auf dem Plan;
Drum sind wir da
Und halten Martinalia! u. s. f. (Wackern. Leseb. II. S. 232.)

Unter dem Volke gehen noch heute solche Martinslieder im Schwange.

S. 69. [4]) Ein Seitenstück dazu bildete jener Gänserich, von dem die Yorkshire-Gazette von 1834 erzählt. Dort heißt es: Ein alter Herr ist wegen des seltsamen Gefährten, der ihn fast beständig begleitet, der Gegenstand allgemeinen Interesses. Dieser Gefährte ist ein einem Pachter angehöriger Gänserich. Der Vogel kommt jeden Morgen fünf Uhr von dessen Hofe zu der Wohnung jenes alten Herrn und weckt ihn durch sein Geschrei. Dann begleitet er ihn den ganzen Tag auf seinen Gängen, wo man ihn in den volkreichsten Straßen dicht hinter demselben hergehen sieht, unbekümmert um

das Geschrei der Jugend, von welcher die Spaziergänger oft begleitet werden. Setzt sich der alte Herr nieder, um auszuruhen, was oft geschieht, so legt sich der Gänserich zu seinen Füßen. Es giebt mehrere Plätze, wo der alte Mann vorzugsweise zu ruhen pflegt. Nähert er sich einem solchen, so läuft sein gefiederter Gefährte voraus, kehrt sich dann um und deutet schnatternd und flügelschlagend an, daß man an dem Orte der Rast angekommen sei. Fällt Jemand dem alten Herrn lästig, so giebt das Thier seinen Unwillen durch Geschrei zu erkennen, und beißt auch wohl. Geht er in ein Wirthshaus, so folgt ihm der Vogel, wenn man ihn einläßt, und bleibt hinter dem alten Herrn stehen, bis dieser sein Glas Ale getrunken hat. Wird ihm der Eingang nicht gestattet, so erwartet er vor der Thür seinen Herrn (Schönke, die Hausthiere, S. 183).

S. 70. Dieser Gebrauch ist alt. Schon bei Wolfram schilt der Knappe aus der Gralburg die fromme Einfalt Parcival's, der an dem höchsten Hort unwissend und stumm vorübergegangen: ir sit ein gans. — Bekannt ist der Spruchvers:

Es flog ein Ganß wohl vbern Rhein,
Sie kam ein Ganß auch wieder heim.

Aber

Man sicht mangen vor albern an,
Weiß nicht, was er inwendig kan.

So heißt es in dem um die Mitte des 16. Jahrhunderts geschriebenen Lobgedichte auf die Gans, dessen Anfang lautet:

Ich bin ein Ganß, seht mich recht an,
Mein Tugend weyß nit Jederman.
Wer mich veracht vnd kendt mich nicht,
Der nem aus diesem Buch bericht.

Neuerdings hat Blumauer das Lob der Gans gesungen. Im Eselkönig erscheint die Gans sogar als Herrscherin des Vogelreichs; es giebt auch ein besonderes Gedicht vom Ganßkönig durch Lycosthenem Psellionoros Andropediacum (Wolfhart Spangenberg zu Mansfeld); Straßburg, 1607. Im Reineke wird die Gans nur beiläufig erwähnt und heißt „Alheit" (Adelheid), während im Isengrimus und Reinardus Vulpes der Gänserich Gerhardus genannt wird. Endlich sei noch bemerkt, daß Wolf und Fuchs in der deutschen Thierfabel als Gänseprediger figuriren; auch führen zwei Theologen diesen Namen, der bekannte Thomas Murner und Theobald Thamer.

S. 71. [1]) Die römische Sage verwandelte den Phaeton in einen Schwan und versetzte ihn unter die Sterne. Ovid. Met. II, 367 ff. Hygin. fab. 154. — Die deutsche Schwansage ist eine der reichsten. Vor Allem wichtig sind die Schwanjungfrauen, worunter eigentlich die Walkyrien zu verstehen sind. Doch können auch Zauberinnen durch Schwanhemden und Schwanringe sich in solche

Vögel verwandeln. Lokale Sagen sind die von Valenciennes (d. i. Vallis cygnea), ferner von Cleve und Brabant, wo ein zauberhafter Schwanenritter sich mit der Herzogin vermählt und der Stammvater des lothringischen Herzogshauses wird. Vgl. den Lohengrin und den Schluß des Parcival. Konrad von Würzburg hat dieser Sage ein besonderes Gedicht „der Schwanenritter" gewidmet. In flamländischen und selbst in nordischen Volksbüchern kommt die Geschichte vom Ritter im Schwanenschiffe vor u. s. w.

S. 71. [2]) Ich erinnere an Horazen's begeisterte Vision (Od. II, 20) und an die Behauptung des Aristoteles, daß die Seelen der Dichter nach dem Tode in Schwäne übergehen und die Gabe der Harmonie behalten, die sie in ihrer menschlichen Gestalt besessen.

S. 71. [3]) „Weiß wie ein Schwan": eine auch den Alten geläufige Wendung (*κύκνου πολιότερος*. Galatea candidior cygnis. Ovid.). Daher wohl auch sein alter, in Niederdeutschland noch jetzt vorkommender Name: elbiz, der Leuchtende (albus), wenn er nicht auf Elf und Elben zurückweist.

S. 71. [4]) Vgl. Hor. Od. III, 28.

S. 71. [5]) Grimm, Mythol. 1. Ausg. S. 240.

S. 71. [6]) Daher bei Hesiod (Scut. Herc. 310): *ἀερσιπότης*.

S. 71. [7]) Vgl. Ovid. Amor. II, eleg. 6. illie innocui late pascuntur olores. Doch stimmt mit der allerdings mehr poetischen als wissenschaftlichen Beschreibung Büffon's, wie ich erst jetzt sehe, das Urtheil Pöppig's nicht überein. Dieser nennt den Schwan hämisch und tyrannisch, und giebt nur eine gewisse Milderung dieser Eigenschaften durch die Zähmung zu. Und damit würde sich auch ein Ausspruch des Aristoteles vereinigen lassen, wonach die Schwäne öfter in ihrer Mordgier über einander selbst herfielen (*εἰσὶ δὲ οἱ κύκνοι ἀλληλοφάγοι μάλιστα τῶν ὀρνέων.*) Aehnlich erzählen ihm Plinius und Aelian nach.

S. 72. [1]) Arist. Hist. an. IX, 2, 16. Dasselbe sagt Oppian.

S. 72. [2]) Hom. Il. II, 462.

S. 72. [3]) Grimm, Myth. 1. Ausg. S. 240.

S. 72. [4]) Ich habe im Text den Unterschied zwischen Höcker- und zwischen Singschwan (Cygnus olor und Cygnus musicus) nicht berührt, da er fast nur ein anatomischer ist. Um jedoch Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß jener sonore Ruf allein der letztgenannten Art zukommt. Dies deutet schon der kunstreichere Mechanismus ihrer Luftröhre an. Der Höckerschwan bringt dagegen ein Getön hervor, das bald als grell-blechern beschrieben wird, bald dem Geschrei des Esels gleichen, bald endlich nur ein Gemurmel sein soll. Von diesen Schwänen sagt Ovid: inque glomis cygni prope flumina drensant, während Aristophanes die andere Art zu meinen scheint, wenn er in den „Vögeln" V. 768 f. auch den Schwanenruf durch *Τίο*, *Τίο*, *Τίο*, *Τίγξ* wiedergiebt.

S. 72. [5]) Arist. Hist. an. X, 12, ebenso Aelian und die alten Dichter fast

ohne Ausnahme; unter den neueren nenne ich Herder (dessen Paramythie: der sterbende Schwan).

S. 72. [6]) Schon Pythagoras gab diese Deutung, ebenso Plato im Phädon, den Cicero vor Augen gehabt haben mag, wenn er in den Tusculanen (I, 73) sagt: Cygni non sine caussa Apollini dicati sunt, sed quod ab eo divinationem habere videantur, qua providentes, quid in morte boni sit, cum cantu et voluptate moriantur.

S. 72. [7]) *Νῆττα* (nach Varro *ἀπὸ τοῦ νεῖν*, wie anas a natando?), anas, plattlateinisch aneta, ahd. ánet, niederd. ânt, französisch canette.

S. 73. [1]) Die angeführten Reime lauten bei Simrock:

Es flogen drei Enten wohl über den Rhein
Mit ihren drei goldenen Schnäbelein.
Die erste hieß Frau Mäs,
Die andere Frau Päs,
Die dritte Frau Tricktrecktrilliäs.
Hm! Hm! sprach Frau Mäs zur Frau Päs,
Was hat die Frau Tricktrecktrilliäs
Für ein dickes Gesäß!

Bei Simrock kommt noch anderer Entenschnack vor, z. B.:

Die Enten sprechen: Soldaten kommen! Soldaten kommen!
Der Haushund spricht: Wo? Wo? Wo?
Die Katze spricht: Von Bernau, von Bernau,
Der Hahn auf der Mauer: Sie sind schon da!

Ferner, wenn es stark regnet, ruft der Hahn: O große Noth! Aber die Enten: Dat is got! Dat is got! — Außerdem: Bock, Hahn und Ente fuhren über Wasser, und als der Kahn in's Schaukeln gerieth, schrie der Bock: Herr, erbarme dich! Der Hahn sagte: Es süt trurig ut! Aber die Ente rief: Lat gane geit got! Lat gane, geit got! Lat gane, geit got! — In der Fabel von der Königswahl der Vögel, da derjenige König sein sollte, der am tiefsten in die Erde fallen könnte, kam die Ente am schlimmsten weg. Sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf: Pracherwerk! Pracherwerk! — Auch in den Kinderliedern ist die Ente nicht vergessen,

(z. B. Quibus, quabus,
Die Enten gehen barfuß.),

ebenso wenig in den Vogelhochzeiten. So heißt es in der bei Simrock:

Die Ente, die Ente,
Das war der Superndente,

und ebenda am Schlusse:

Die Gänse und die Anten
Das waren die Musikanten.

Endlich giebt es auch mehrere Sprichwörter von der Ente; z. B.: He süt

em so glik, als de Koh dem Antvogel. De Anten dragen eer Recht up den Puckel (d. h. wenn Enten Schaden thun, kann man sie schlagen); daher der Ausdruck „Enem en Antrugge slan" (braun und blau schlagen). Von blauen Enten predigen = lügen u. s. w.

S. 73. [2]) Er sagt: „Die flüssigen oder halbflüssigen Substanzen, in welche das Thier seinen Schnabel eingesenkt hat, schlürft es vermöge der Thätigkeit seiner Lungen durch die schmalen Lücken, die sich zwischen seinen Zähnen befinden, und fängt so, während der Wasserstrom über seinen Schnabel weggeht, Alles auf, was derselbe zur Nahrung Taugliches mit sich führt, das Uebrige ohne Mühe entlassend. Nun nehme man an, es sei die Absicht gewesen, aus einer Masse durcheinander gemengter Substanzen die nutzbaren Theilchen zu sondern, oder vielmehr das Thier selbst hiefür zu befähigen, welches künstlichere und bequemere Werkzeug hätte ihm dazu wohl verliehen werden können, als dieser natürliche Durchschlag? Man weiß überdies, daß die Schnäbel dieser Art mit großen Nerven versehen sind, und daß diese Nerven sich bis zum äußersten Ende erstrecken, was dem Vogel die Unterscheidung und Auswahl seiner Nahrung außerordentlich erleichtert."

S. 73. [3]) Lateinisch: tetrinit, restissicat, recrissat.

S. 74. [1]) Ueber ihren Flug vgl. Plin. H. N. X, 54.

S. 74. [2]) Der Entrich heißt in der Altmark: „Wänak" oder „Drak." Im Rein. Fuchs heißt die Ente „Tibbeke" (der weibliche Taufname Tibeta).

S. 74. [3]) Auson. epist. III: Iricolor varia pinxit quas pluma colore
collum columbis aemulas —

S. 74. [4]) Shakspeare, Antonius und Kleopatra, Akt 3, Scene 8.

S. 75. [1]) Plin. H. N. X, 53. et harum amore insaniunt multi. — In Venedig werden auch heute Tausende von Tauben auf Kosten der Stadt unterhalten. Es ist eine Freude der überraschten Fremden, in der Mittagsstunde das fröhliche Gewühl dieser Thiere auf dem Markusplatze zu sehen und ihnen wohl selbst Futter zu streuen.

S. 75. [2]) Schriften an und für meine lieben Deutschen. Th. 3. S. 490.

S. 75. [3]) Plinius: Pudicitia illis prima virtus: neutri nota adulteria, coniugii fidem non violant communemque servant domum. — Castus turtur bei dem Auctor Philom. Die Kirchenväter haben in ihren Homilien dieser Taubentugend oft gedacht.

S. 75. [4]) Daher ein Vorbild der Liebenden. Prop. Eleg. II, 12, 27.
Exemplo junctae tibi sint in amore columbae.

S. 75. [5]) Stellen aus Kirchenvätern bei Bochart Hieroz. p. post. S. 22. In ähnlichem Sinne nennt Ovid die Taube placida. Doch legt Plin. H. N. XI, 74 den oben erwähnten Vorzug sehr sinnig dem Rehe bei, womit Fridank (S. 131) stimmt.

S. 75. [6]) Stellen der Minnesänger s. Einleitung zu Fridank, S. LXXXVI.

S. 76. [1]) Psalm 68, 14 wird der Glanz gerüsteter Heerschaaren mit Flügeln

der Taube verglichen, „die wie Gold und Silber glänzen." Beredt schildert den metallischen Farbenschimmer der Tauben Lukrez II. 801:

> Pluma columbarum quo pacto in hole videtur,
> quae sita cervices circum collumque coronat:
> namque alias fit uti claro sit rubra pyropo,
> interdum quodam sensu fit uti videatur
> inter caeruleum virides miscere smaragdos.

S. 76. [2]) Der Vergleich des liebestrahlenden Auges der Braut mit dem Taubenauge ist im Hohenliede sehr häufig, z. B. Kap. 1, 15. 4, 1. u. s. w.

S. 76. [3]) So einfach und melodielos die Stimme der Taube ist: so seelisch ist sie doch. Es liegt in diesem dunkeln, gezogenen Tone etwas Weiches, Verlangendes und Klagendes. Schön sagt Chrysostomus: „Die einsame Taube, wenn sie im Walde den Gatten ruft, bewegt mit süßer, schmeichelnder Klage die Thäler (γοεραῖς κολακείας)." Ein gewöhnliches Epitheton der Taube bei griechischen Dichtern ist βαρύφθογγος, ihr Ruf wird ein Seufzen genannt (στένειν, γογγύζειν, λαρύνειν; doch auch κάκκαβίζειν — lateinisch: gemere, murmurare: „Nec gemere aeria cessabit turtur ab ulmo." Virg. Ecl. I, 59). Auch die Hebräer theilen diese Anschauung: Der kranke Hiskias „seufzt wie eine Taube", die verbannten Juden „trauern wie Tauben" (Jes. 38, 14. 59, 11. Ezech. 5, 16). — Nach hiesiger Volksdeutung ruft die Taube: Trutste Fru, trutste Fru!

oder:

> Fru, Fru, Fru!
> Kumm un ruh
> Dik bi mi ut!

Doch wird auch hier gewöhnlicher der Taubenruf als Wehklage aufgefaßt. Von der Holztaube, die den Namen Kuhtaube führt, erzählt man folgendes Märchen: In alten Zeiten hatte die Taube eine Kuh, von der sie Milch, Butter und Käse die Fülle bekam. Darum pflegte die Taube ihre Nährerin und suchte immer die beste Weide für sie aus und verließ sie keinen Augenblick. Eines Tages aber sah sie eine Elster vorüberflattern, die in ihrem Schnabel Dornen und Reiser trug. Neugierig fragte die Taube, was sie denn mit all' dem Holze wolle, und die Elster sagte: ich baue mir ein Nest, dort auf dem Eichbaum; es ist gleich fertig, willst du es sehn, so komm mit. Da flog die Taube mit der Elster und verwunderte sich über das Dornenhaus, denn es war dicht und fest, und hatte auch ein Dach, so daß der Regen nicht hindurch konnte. Sie sprach zur Elster: Was willst du zum Lohn, wenn du mich lehrst, solche künstliche Nester bauen? Gieb mir deine Kuh, antwortete die Elster, so will ich dir's zeigen. Die Taube war es zufrieden, und nun sagte ihr die Elster alle ihre Kunst, holte Reiser herbei von Dornen und Bäumen und schichtete sie lang und breit auf eine Astgabel. Das sollte des Hauses Grund und Anfang sein. Allein die Taube ungeduldig vor Freuden meinte, es könne ihr nun nicht fehlen. Laß nur sein, sagte sie,

ich weiß schon wie es weiter geht. Da freute sich die Elster, daß sie die Kuh so wohlfeil gekauft und rief: Ha! Ha! Ha! Nun ist die Kuh mein! Ha! Ha! Ha! und zog lachend mit der Kuh davon. Die Taube aber, da sie nun allein weiter bauen wollte, hatte Alles vergessen und konnte das Nest nicht zu Ende bringen. Und wie sie auch grübelte und sorgte, sie hat sich nie wieder besinnen können, und darum baut sie noch bis diese Stunde ein so liederliches Nest. Um ihre Kuh aber trug sie groß Leid, und sitzt sie einsam im Walde, dann ruft sie noch immer: Ach meine Kuh! Ach meine Kuh! Hätt' ich dich wieder, meine Kuh!

In einem englischen Gedichte „vom Tode und Begräbnisse des Rothkehlchens Lock Robin's“ erscheint die Taube als Hauptleidtragende. Es heißt:

Wer will die Leidtragende sein?
Ich, sagte die Lachtaube, will trauern für meine Lieben,
Ich will die Hauptleidtragende sein.

Noch hübscher aber bei **Brentano** (Rothkehlchens Liebseelchens Ermordung und Begräbniß):

Sagt, wer klagt denn Ach und Weh
Rothkehlchen, Liebseelchen?
Spricht die Turtel: Ich's versteh',
Ruf' und schluchze gute Ruh!
Gute Ruh! wie gut warst du
Rothkehlchen, Liebseelchen!
Dies ist die Turtel, die Klage ruft
Ruh' gut Rothkehlchen in der Gruft!

Auch in den Vogelhochzeiten (bei **Wackernagel** und **Simrock**) kommen die Tauben vor, ebenso in deutschen Ortsagen (**Grimm**, Sagen I, 187. 188. II, 175.).

S. 76. [4]) So Gregor. Naz. in cantic., cap. 3. In einer Predigt des 12. Jahrhunderts heißt es: Si lit gerne bi dem wazzer, daz si den schaten gesehen mege, swenne si der habech vahen wil. (**Haupt**, Zeitschr. I. S. 285.)

S. 77. [1]) Virg. Aen. V, 213 sq. vergleicht das schnelle Schiff des Mnestheus mit einer Taube (während **Kopisch** [Psaumis und Puras] nicht minder treffend sagt: Seht im Winde schwebt das Schiff wie Schwalben!) **Psalm** 55, 7 wünscht sich der von Feinden umdrängte Sänger die Schwingen der Taube „daß ich flöge und etwa bliebe“, und bei **Sophokles** (Oedip. Col. 1081) ruft der Chor:

εἴθ' ἀελλαία ταχύῤῥωστος πελειὰς
αἰθερίας νεφέλας
κύρσαιμ' . . . .

S. 77. [2]) Ich bleibe bei der niedrigsten Annahme. Die stärkste Tour einer Brieftaube beträgt, wie aus mehrfachen Versuchen hervorgeht, 60 engl. Meilen in der Stunde. Der verstorbene Bischof von Norwich erzählt, daß man 56 Tauben von einer Gegend in Holland, in der man sich mit der Zucht derselben vorzugsweise beschäftigt, nach England hinüber gebracht und in London

um halb fünf Uhr Morgens wieder fliegen gelassen habe. Zur Mittagszeit waren sie alle in ihre alten Taubenschläge zurückgekehrt; ja ein Lieblingstäuberich (Napoleon genannt) traf schon um ein Viertel auf elf Uhr dort ein. Er hatte also die Entfernung von 300 engl. Meilen mit einer Schnelligkeit von mehr als 50 Meilen die Stunde zurückgelegt, vorausgesetzt, daß er keinen Augenblick verlor und in einer geraden Linie flog (Magaz. für die Litt. des Ausl. 1850. Nr. 152).

S. 77. [3]) Vgl. Plin. H. N. X, 53. Etwas abweichend lautet der Bericht des Frontinus.

S. 77. [4]) Interessante Mittheilungen über die Abrichtung, Orientirung u. s. w. der Posttauben macht Kohl, Reisen in den Niederlanden II. S. 111 ff., Rennie, Fähigkeiten und Kräfte der Vögel. S. 13 ff. u. A.

S. 79. [1]) Nach dem Volksglauben kommt der Storch immer an ein und demselben Tage wieder bei uns an, nämlich am 17. März. Daher der Spruch:

Sankt Gertraut heißet uns willkomm,
Mit Sankt Jakob ziehn wir davon. (Froschmäusler.)

Im südlichen Deutschland und in der Schweiz, wo der Storch früher erscheint, gilt der 22. Februar (Petri Stuhlfeier) als Tag seiner Ankunft. Vgl. Usteri: Der Frühlingsbote.

S. 79. [2]) In der Altmark singen die Kinder unter Anderem:

Hainotter, Hainotter, du Langbeen,
Wenn ehr wilt du to Felde teen?
Wenn de Wagen stille steit
Und de Plog to Felde dreiht.

oder:

Stork, Stork, Langebeen,
Steist up en hogen Steen,
Hest rode Strümpe an,
Geihst as en Eddelmann.

oder:

Stork, Stork, Steen
Mit de langen Been
Hest rode Strümpe an u. s. w.

In der Wetterau ruft man:

Stahrk, Stahrk, Staane, (= Langbein)
Fläi iwwer Haane, (Flieg über Hanau)
Fläi iwwersch Beckersch Haus,
Stuuß drei Weck eraus!
Mir aan, dir aan,
Ahrme Schealme gar kaan.

Auch der Ungarknabe begrüßt den aus der Türkei herüberkommenden Vogel:

„Goja, goja, gilitza!	„Storch, Storch, Störchelein!
Mitöl vörös labod?“	Wovon ist dir roth dein Bein?“
Török gyerek vágta,	Der Türkenknab' hat es verwundet,
Magyar gyerek gyogyittotta	Der Ungarknabe hat's geheilt
Sippal, dobbal, nadi hegedüvel!	Mit der Pfeife, der Trommel,
	Mit der gellenden Pfeife aus Rohr.

Wer bei den Griechen die Einkehr des Storchs zuerst ansagte, empfing Boten-

lohn. Noch im vorigen Jahrhundert waren die Thürmer mancher Städte Deutschlands angewiesen, den nahenden Frühlingsherold auszublasen, wofür ihnen ein Ehrentrunk aus dem Rathskeller verabreicht wurde. Vgl. Usteri's oben genanntes Gedicht. — Auch der scheidende Vogel erhält seinen Spruch. Der nachstehende geht in zahlreichen Variationen durch ganz Nord-Deutschland:

Adeboar, du Langebeen,
Wennehr wist du wegtheen?
Wenn de Rogge riep is, (reif ist)
Wenn de Pogge piep is, (Frosch verstummt oder matt ist)
Wenn de gälen Beeren (gelbe Birnen)
Up dem Boome gähren,
Wenn de rothen Aeppeln
In de Tunne dröppeln,
Wenn de Spis (Speise) werd lütt und kleen,
Will ik Adeboar wegtheen.

Ein ähnlicher aus der Gegend von Memmingen lautet:

Stork, Stork, Schniebel, Schnabel,
Wenn du wilt in Himmel fahre,
Heint oder moara, (heut oder morgen)
Bring en Sack voll Koara; (Korn)
Wenn d'r Rogge reift,
Wenn d'r Müller pfeift,
Wenn d'r Bäck kain Brot meh haut, (hat)
Denn gang zum Vetter Bäsle
Un gieb' m oins uf's Näsle.

Eine reiche Sammlung ähnlicher Sprüche und Lieder enthält Rochholz's treffliches Buch: „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel." Seite 83 ff.

S. 79. ³) Sie geben auf sein erstes Erscheinen sorgfältig Acht und behaupten:

a) Wer im Frühjahr den ersten Storch im Fliegen sieht, hat Gesundheit und Glück; wer ihn im Sitzen sieht, hat das Gegentheil zu erwarten.

b) Hat der erste Storch, den man erblickt, ein schmutziges Kleid, „dann givt et enen natten, klatrigen Summer."

c) Wer im Frühjahr den ersten Storch klappern hört, ohne ihn gesehen zu haben, der macht viel Geschirr entzwei u. s. w.

S. 79. ⁴) Eines von Kaspar Heldelin, ein anderes von Ulysses Aldrovandus; auch hat in dieser Zeit der Niederländer Cornelius Musius († 1572) den Storch in lateinischen Versen besungen. Leider habe ich nichts von diesen Sachen zu Gesicht bekommen.

S. 79. ⁵) Das liebevolle Anschmiegen des Froschmäuslers an die Thierwelt ist in der Charakteristik des Storches vorzüglich sichtbar. Von seiner Gestalt sagt er (5. Th. Kap. 4):

Die Frösche sahn ... einen stoltzen Mann
An dem Vfer spatzieren gahn.

War als ein halb Camel gestalt,
  Etwas kleiner, schön ausgemahlt.
Sein Angesicht schön weiß und rein,
  Sein Augen wie Carbunckelstein.
Sein Mund schön roth als die Kornrosen,
  Rothe Stiffeln trug er für Hosen,
Sein schneeweiß Kleid war schwartz geziert,
  Sein Pantuflhorn gantz außpolieret,
Und gehertet mit Schlangenbluth,
  Als Signoten Harnisch vnd Huth,
Anschawlich, prechtig vnd großmütig,
  Aber dabey leutselig, gütig.

Treffend heißt es auch im Philander von Sittewald: „Zu Ende des Sees stund ein Storch, der suchte Frösche und Heydechsen und that gehen mit aufgerichtetem Haupt und langsam reputirlichen Schritten, als were er auß denen Grandibus des Königlichen Hoffes in Spanien."

S. 79. [6]) Dies gilt übrigens nicht bloß metaphorisch. Der Storch ist in allen den Niederungen von der Mündung der Elbe bis zur Schelde mehr zu Hause als in irgend einem andern Striche unseres Welttheils, und er wird in den Niederlanden heiliger gehalten als sonstwo. Auf den Landschaften einzelner holländischer Maler bildet er eine fast typische Staffage: in jedem Dorfe, ja in den meisten Städten ist er ansässig, im Haag hat man ihm mitten auf dem Markte ein eigenes Haus gebaut (s. Kohl, Reisen in den Niederlanden II. S. 284).

S. 80. Der hochbeinige hölzerne Gang eines Menschen wird in dem bezeichnungsvollen Jargon der Studenten rundweg „storchen" genannt. Hackländer gebraucht dafür den weniger glücklichen Ausdruck „klappern." (Der Unteroffizier Dose flog aus dem Sattel und klapperte auf den Major zu.)

S. 81. [1]) Gloterat immenso .... ciconia rostro (Auct. Phil. v. 92). Crepitante ciconia rostro (Ovid. Met. VI.). *οἱ πελαργοὶ παριόντας ἡμᾶς κροτῶσιν* (Philostrat.). Ciconia .... gracilipes, crotalistria (Publ. Syr.). — Uebrigens ist jener seltsame Kastagnetten-Laut dem Storch ganz eigenthümlich und veranlaßte frühzeitig den Glauben, dieser Vogel habe keine Zunge (Plin. H. N. X, 31; im Tragemundeslied: Der stork ist ane zunge). Gleichsam ironisirend erscheint der Storch in jenen humoristischen Volksliedern von Thierhochzeiten und Thierbegräbnissen als Musikant (in einer krainischen Vogelhochzeit sind es die Hunde „mit dem breiten Munde"); vgl. Herder, Stimmen der Völker „die lustige Hochzeit." Dies Lied kommt auch in dem Goethe'schen Singspiel „Die Fischerin" vor, und stammt ursprünglich von den Wenden bei Salzwedel Denn Johann Georg Eccard sagt in seiner Historia studii etymol. S. 268: Degit Wustrowiae Christianus Henningen, vir doctus, ... qui a multis jam annis in id incubuit, ut quae de lingua venedica ibi locorum superessent, colligeret ... Idem Henningius me donavit quadam cantilena, quam in tabernis con-

24*

sidentes venedi nostri cantare solent. Nun theilt er das Lied mit, und V. 6 heißt es:

Katy mês spelman beyt.	Wer soll Spielmann sein?
Bûtgan mês spelman beyt,	Storch soll Spielmann sein.
Bûtgan ritzi	Storch sprach
Wapak ka neimo kadwemo:	Hinwieder zu ihnen beiden:
Gos giss wiltge dauge Raath	Ich bin ein sehr langer Schnabel,
Nemik spelman beyt,	Mag nicht Spielman sein,
Gos nemik spelman beyt.	Ich mag nicht Spielman sein.

Auch in einem preußisch-lithauischen Liede, welches Lewald (Deutsche Pandora. II. S. 276) mittheilt, heißt es:

Der Storch macht Harfenspiel,
Der Bär blies die Posaune
Und der Wolf, der fröhlich war,
Führte die Ziege zum Tanz.

Und in „neuer Frühling" singt Heine:

Wer ist der Kapellenmeister
In dem grünen Waldorchester?
Ist es jener Storch, der ernsthaft
Und als ob er dirigiret,
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während Alles musiciret?

S. 81. [2]) Der Froschmäusler (2. Th. Kap. 6) sagt:

Sobaldt ich komm gezogen her,
Vber Berg vnd Thal, Land vnd Meer,
Reum' ich auß meinem Nest vnd Hauß
Was vnsauber ist, fleißig auß.
Ersetz vnd stopffs mit frischem Moß,
Das es new wird, warm, weich vnd loß.
Das, wenn ankömpt mein Ehgemahl,
Sies Hauß geputzt findt vberall,
Denn, wie die Israeliten thaten,
Wenn sie nach ihrem Tempel traten,
Das sie nicht reiseten beysamen,
Erst Männer, darnach Weiber kamen:
So kömpt allererst am neunden Tage
Mein Ehgemahl zu meinem Gelage,
Wenn ich die erblick vnter wegen
Ziehe ich ihr mit Frewden entgegen,
Heiß sie willkom, führ sie zu Hauß,
Laß sie sitzen vnd ruhen auß,
Vnd trag ihr zu mit allem Fleiß,
Was sie bedarff vnd mag für Speiß,
Biß daß sie selbst zeug mit zu Feldt
Sich wie ein Haußmutter einstelt.

Auch Aldrovandi geräth hier in's Feuer. Orn. III. p. 245: ubi iam nido appulere — dii boni quam dulcissima salutatio! quanta ob felicem adven-

tum gratulatio! qui complexus! quam mellita cernas oscula! atque interius avis susurri quidam audiuntur.

S. 81. ³) πελαργός nach Suidas „der Schwarzweiße", aus πέλας = μέλας und ἀργός = λευκός. Das lateinische ciconia deutet nach Isidor (Etym.) auf das Geklapper des Storchs: Ciconiae quasi cicaniae a sono quo crepitant dictae sunt. Ebenso erklärt sich vielleicht der wendische Storchname „Heinotter", der in Lüneburg gebräuchlich ist. Bei dem arabischen Laklaka steht die Beziehung außer Zweifel.

S. 82. ¹) Einer meiner Freunde sah im Jahre 1849 auf seinem Gehöfte einem solchen Storchkampfe zu, der anderthalb Stunden währte und damit endigte, daß beide Thiere, wuthvoll einander fortreißend, in den Brunnen des Hofes stürzten. Durch das Sturzbad ernüchtert, ließen sie sich friedsam und geduldig wieder herausziehen.

S. 82. ²) Aus Smyrna berichtet dies der Mercure de France (Nov. 1777), dem der obenfolgende Vorfall nacherzählt ist. Vgl. (Matzdorff?) Thierseelenkunde. Berlin, 1804. 1. Th. S. 208. Vgl. übrigens die naive Erzählung der Gesta Rom. cap. 28: „Von eynem ritter vnd von eynem gepietter", die auch, aus Aventin's bayrischer Chronik entlehnt, in den Sagen der Brüder Grimm steht (II. 201). Rollenhagen lobt ebenfalls den Storch als guten Ehemann, und erzählt von seiner Rache an dem ungetreuen Weibe. Froschmäusler a. a. O.:

> Lest sich ein Weib auff Ehbruch führen
> Wird sie erst auß dem Hauß verjagt,
> Darnach für der Gemein beklagt,
> Die sie zuvor zerreist auff Stücken,
> Eh wir der Weitzenerndt entrücken.

S. 83. ¹) חֲסִידָה (avis pia) nennen ihn die Hebräer. Hiob 39, 13. Jerem. 8, 7. Zach. 5, 9.

S. 83. ²) Bei Babrius: *πελαργός εἰμι, εὐσεβέστατον ζῶον, ὅστις μητέρι καὶ πατέρι δουλεύω* ff.

S. 83. ³) Aristoph. Av. 4352 sqq.

> *ἀλλ᾽ ἔστιν ἡμῖν τοῖσιν ὄρνισιν νόμος*
> *παλαιὸς ἐν τοῖς τῶν πελαργῶν κύρβεσιν·*
> *ἐπὴν ὁ πατὴρ πελαργὸς ἐκπετησίμους*
> *πάντας ποιήσῃ τοὺς πελαργιδεῖς τρέφων,*
> *δεῖ τοὺς νεοττοὺς τόν πατέρα πάλιν τρέφειν.*

S. 83. ⁴) Es ist Volksglaube, daß dem Hause, auf welchem der Storch wohnt, Flamme und Blitz nicht nahen dürfe. Steht demnach zerstörender Brand bevor, so trägt der Storch schon einige Tage vorher Eier und Junge weg. („Mir on schaden, sagt ein Storkenest, brand das Haus". Fischart, podagrammisches Trostbüchlein.) — Dieser Glaube ist uralt. Schon Attila

schloß auf den Untergang Aquilejas, als die Störche aus der belagerten Stadt abzogen. Jornandes p. 42. Procop. Bell. Vand. I, 4.

S. 83. [5]) Der Storch hat, wie Grimm sagt, einen dichterischen und einen prosaischen Namen. Sein dichterischer Name, der oben angeführte (ahd. odebero), muß in's Heidenthum zurückreichen. bar oder bero heißt soviel als „Träger"; das dunkle ode aber kann entweder von ôt (d. i. opes, Glück, Heil) oder von einem unbekannten ôd, angs. éad d. i. proles, abgeleitet werden. (Es findet sich allerdings schon im altſ. Hêljand ein ôdan, angs. eáden d. i. genitus.) — Im ersten Falle wäre adebar der Glück-, Heilbringer, und dafür scheint der noch in manchen Gegenden herrschende Name des Vogels „Heilebar, Heilebard" (im Eselkönig, Kap. 19, geradezu: Heylbot) zu sprechen. Die zweite Ableitung stimmt zu der allgemein verbreiteten kindlichen Vorstellung, daß der Storch die neugebornen Menschlein bringe. Doch läßt sich Beides, wie Alt in seinen Heiligenbildern S. 78 angiebt, vielleicht auf einen Grundgedanken zurückführen. Der Adebar ist Frühlingsbote; als solcher verkündigt er die sich erneuende Fruchtbarkeit der Natur, und diese bringt auf der einen Seite Wohlstand und Glück, wie sie auf der andern für den Segen von Kindern ein entsprechendes Symbol ist. — Der prosaische Name unseres Vogels, mit dem dichterischen wahrscheinlich gleich alt, ist Storch, ahd. storah, ags. storc, altnord. storkr (der Starke? Stracke? Gestreckte?)

In einer schwedischen Volkssage ist der Storch mit dem Leiden Christi in Verbindung gesetzt. Als der Heiland am Kreuze hing, kam nebst andern Vögeln auch der Storch geflogen, sah seine Qualen und rief theilnehmend: Stärke, stärke, stärke ihn! Deshalb bekam er den Namen Storch.

In der acerra philol. wird der Name mit dem griechischen *στοργή* verknüpft (Storch = der Liebende, um der Liebe und Treue willen, welche die Störche zu einander tragen). Auch M. Arndt (Schriften an und für meine lieben Deutschen, 3. Th., 547) ist dieser Ansicht, die dem Dichter freilich besser anzustehen scheint, als dem Grammatiker. — Im Reineke Fuchs heißt der Storch Bartholt, und im Froschmäusler: Barthold Leisetritt.

S. 83. [6]) Außer den vorher angeführten Stellen vgl. Plin. H. N. X, 32: Genitricum senectam invicem educant. Aelian. Hist. an. III, 23: *τρέφειν μὲν τοὺς πατέρας πελαργοὶ γεγηρακότας καὶ ἐθέλουσι καὶ ἐμελέτησαν.* Im Froschmäusler (a. a. O.) heißt es:

Wir Störch haben noch diesen Brauch
  In vnseren Gsetz beschrieben auch,
Das die Jungen Störch ihre Alten
  In allen Ehren vnd Würden halten.
Vnd wenn sie nicht mehr können fliegen,
  Für Schwachheit im Nest bleiben liegen,
Ihnen ihr Dankbarkeit beweisen,
  Für ihre Wohlthat wider speisen.

S. 83. [7]) Rollenhagen sagt a. a. O.

Wir ehren auch als vnsre Väter
  Alle Haußwirth vnsre Wohlthäter;
Nicht allein, daß wir sie bewahren,
  Das gifftige Würm sie nicht anfahren,
Sondern ihn jährlich ein Kind gaben,
  Dieweil wir sonst nichts liebers haben.
Wer vns nun darüber gefehrt,
  Den achten wir nicht der Ehre werth,
Das wir zu ihm wolten einkehrn
  Vnd seinen Feinden helffen wehrn,
Wie wir dann in Englandt nicht kommen,
  Weil sie vns die Kinder genommen.

Letzteres führt auch Sittewald an: „Wir kommen nicht mehr in Engelland, weil sie vns vnsere Kinder alle zugleich nahmen, selbige als Leibeygene verkaufften vnd Wucher damit trieben."

S. 84. [1]) In der Altmark singen die Mädchen:

Odebeer, Langebeer,
Bring mi 'n lütjen Broder her!

die Knaben:

Heinotter, Heinotter, du Lister, (? Nister)
Bring mi 'ne lütje Syster!

S. 84. [2]) Der Storch träumt auch, was meines Wissens unter dem Geflügel nur noch an dem intelligenten Kanarienvogel (angeblich auch am Sperlinge) beobachtet worden ist.

S. 84. [3]) So erfahren wir Juvenal, Sat. I, 115, daß ein Storch mitten im brausenden Lärm der Siebenhügelstadt auf dem Konkordientempel sein Nest hatte: ein Begebniß, welches dem Hadrian wichtig genug schien, um Denkmünzen darauf prägen zu lassen. Das Storchhaus im Haag ist schon erwähnt worden.

S. 86. [1]) So oft die Sache bezweifelt worden ist, so fest steht sie doch. Glaubwürdige Männer haben sie bestätigt, und ich selbst bin mit mehreren Freunden im verwichenen Sommer Zeuge eines leider unterbrochenen Storchconcils geworden. Es waren vielleicht zwischen 40 und 50 Störche — eine Art Rumpfparlament — die sich von zwei Seiten in weitem Bogen aufstellten. Sie machten mehrere Versuche zu einer In-Scenesetzung. Aber ein herzukommender Hund interpellirte die Versammlung so heftig und anhaltend, daß sie sich selbst auflöste. — Aeltere Zeugnisse bei Plin. H. N. X, 31. Aelian. hist. an. III, 23. Melanthon. Oratt. tom. V. pag. 490, bei Aldrovandi, Geßner u. A.

S. 86. [2]) Der Lieder, mit denen der Abzug des Storches begleitet wird, habe ich oben schon gedacht. Er zieht weg, hieß es da,

wenn de Rogge riep is,
wenn de Pogge (Frosch) piep is (stumm, matt ist?) u. s. f.

Das soll um Jakobi (25. Juli) der Fall sein; dann hören die Frösche auf zu quaken, wie das alte Sprichwort sagt: „Wenn das Loch vnder der nasen zu were, wie ein frosch nach St. Jakobstag, bliebe vil böses vnderweges.“ — Rollenhagen:

Mit Sankt Jakob ziehn wir davon.
Dieweil wir aber im finstern wandern,
Samlet sich bey Tag ein hauff zum andern.
Vnd jeder klagt, was für ein schand
Begangen ist in seinem Landt,
Damit wir nicht einen mitnehmen,
Der das gantze Heer möcht beschemen.
Sobaldt das gehört und gricht ward,
Sind wir fröhlich zur Hinnefart.
Wer aber bleibt, der wird zerrissen,
Der Arm frißt ihn für Leckerbissen.

In hiesiger Gegend zieht der Storch um Jakobi noch nicht ab; selten geschieht's am Lorenztag (10. August), und gewöhnlich erst gegen Bartholomäus (24. Aug.). Als ein Kuriosum führe ich an, daß ich noch am 18. Oktober 1851 zwei (völlig rüstige) Störche auf einer Wiese bei Salzwedel ihrer Nahrung nachgehen sah.

S. 86. [3]) Schon Ambrosius: Quasi tessera militari pariter omnes moventur.

S. 86. [4]) Shaw sah vom Karmel aus Züge wandernder Störche, die eine halbe engl. Meile in der Breite einnahmen und ununterbrochen mehrere Stunden dauerten. — Uebrigens sagt Plinius, Ab- und Einzug der Störche finde zur Nachtzeit statt (X, 31: Nemo vidit agmen discedentium, cum discessurum appareat; nec venire, sed venisse cernimus: utrumque nocturnis fit temporibus). Von der Abreise wird dies auch sonst behauptet; vgl. die eben angeführte Stelle des Froschmäuslers. — Einzelne Storchzüge bleiben bereits im südlichen Europa zurück. Konstantinopel z. B. ist eine solche Winterstation; ebenso Sevilla, wo fast jeder Thurm von ihnen bewohnt wird. Andere wenden sich nach Kleinasien; Niebuhr sah sie in Bagdad zu Hunderten auf den Ringmauern, und in den Ruinen von Persepolis hausen sie jetzt als friedliche Insassen: kein Pfeiler, kein Säulenknauf, der nicht ein Nest trüge. Immer aber ist die afrikanische Küste ihr Hauptsammelplatz, und besonders zahlreich finden sie sich in Algerien. In Bona und Konstantine nisten sie auf allen Moscheen, zu Maskara sind die Paläste Abdel-Kader's und seiner Beys mit Storchnestern überdeckt, in Mostaganem wird die in Trümmern liegende Citadelle ausschließlich von ihnen bevölkert: daher „Schloß der Störche“ (Bordschi al-Mehab). Die Araber glauben, der Storch sei vordem ein Marabu gewesen, den Allah um einer Sünde willen ver-

wandelt habe. Sie finden sich in diesem Glauben durch den Umstand bestärkt, daß die Störche am liebsten auf Moscheendächern nisten, wo sie dann oft auf Einem Bein, in feierlichen Ernst versunken, stylitengleich neben dem Halbmonde stehen. Erwachen sie aus ihrem Nachdenken und neigen sie dann den Kopf rückwärts, zum Himmel emporklappernd: so sagen die Araber, der Marabu bete. Vgl. Rennie, Baukunst u. s. w. S. 132. Sommer, Taschenb. zur Verbreitung geogr. Kenntnisse. 21. Jahrg. S. 49.

S. 87. [1]) Doch müssen unsere Vorfahren, als sie noch Heiden waren, den Storch gegessen haben. Denn Bonifacius verbietet ihnen ausdrücklich den Genuß desselben. Einzelne slavische Stämme scheinen indessen, trotz ihres Christenthums, das Fleisch der Störche noch jetzt sehr wohlschmeckend zu finden. Bei den Altrömern gehörte es nach Horaz ebenfalls zu den geschätzten, doch zu des Dichters Zeit bereits außer Brauch gekommenen Gerichten.

S. 87. [2]) Ovid. Fast. II. am Ende: Veris praenuncia hirundo. Hor. Epist. I, 27: Cum zephyris et hirundine prima. Oppian. Halieut. III, 244: *εἰαρινὴ ζεφύρου πρωτάγγελος ὄρνις*, und bei Aristoph. Eq. 419 heißt es: *σκέψασθε παῖδες, οὐχ ὁρᾶθ᾽; ὥρα νέα, χελιδών.* Ebendeshalb nannte man nach Plin. H. N. II, 47 den Zephir auch den Schwalbenwind.

S. 87. [3]) Theognis theilt ein solches Schwalbenlied (*χελιδόνισμα*) mit: *ἦλθ᾽, ἦλθε χελιδὼν καλὰς ὥρας ἄγουσα καὶ καλοὺς ἐνιαυτοὺς, ἐπὶ γαστέρα λευκὰ κἀπὶ νῶτα μέλαινα.* Ebenso Athenäus 8, 15. S. 360 (Bergk poetae lyr. Graec. p. 882). Vgl. Grimm, Myth. 1. Ausg. S. 438. — Auf Rhodus herrschte die Sitte, daß die Kinder zu Anfang des Frühlings eine Schwalbe herumtrugen und Eßwaaren sammelten, wobei sie ein Lied sangen. Der Weise Kleobul soll diesen Gebrauch bei einer ausbrechenden Hungersnoth eingeführt haben. Das Lied lautete:

Die Schwalb ist wieder
Ist wiedergekommen;
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
Schwarz ist sie am Rücken.
Wie? giebst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein?
Ein Körbchen mit Käs und Mehl?
Eiersemmelchen auch
Liebet die Schwalbe.

Nun, sollen wir was haben, oder weiter gehen?
Dein Glück, wenn du uns giebst; wir lassen dich sonst nicht;
Wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort;
Oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.
Klein ist sie ja; leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe nur recht viel und gut.

Mach' auf die Thür! Der Schwalbe mach' die Thür auf!
Nicht Alte sind wir, sind ja junge Knaben noch.

Dieser Gebrauch lebt, wie auch im Texte gesagt ist, noch heute in Griechenland. Am 1. März gehen die Kinder von Haus zu Haus, tragen eine aus Holz geschnitzte Schwalbe, die, auf einem Cylinder stehend, unaufhörlich herumgedreht wird, und singen folgendes Lied:

Die Schwalbe, die Schwalbe sie kommt!
Sie kommt vom weißen Meere,
Sie streuet auf die Felder Samen
Und setzt sich nieder und singt:
„O März, o März mein schöner!
Du garst'ger Februar!
Magst schneien und auch regnen,
Riechst doch nach Frühling schon.“
Es schickt mich her der Lehrer,
Daß du mir Eier gebest,
Fünf der Eier und einen Hahn
Und eine Henne auch dazu,
Weil der Frühling kommen ist.

Dabei möge es erlaubt sein, an eine auf altmärkischen Dörfern übliche Sitte zu erinnern, die vielleicht ähnliche, wenn auch längst verwischte Anknüpfung hat. Um die Osterzeit nämlich ziehen die Knaben Eier bettelnd von Haus zu Haus und singen:

Tein (10) Eier, tein Eier in meine Kiep, (Korb)
So wären jii (werdet ihr) selig un wi waoren rik! (wir werden reich)
Un wenn jii us de tein Eier nich geben:
Schall us Hahn ook juwwer Hohn nich me treden. (Soll unser Hahn euer Huhn nicht mehr treten.)

S. 87. [4]) In dem klüftereichen Thracien scheint die Schwalbe besonders heimisch gewesen zu sein. Hier herrschte auch der fabelhafte König Tereus, welcher der (nachher in eine Schwalbe verwandelten) Progne die Zunge ausschnitt. Daher bei Aristophanes *Θρηΐκια χελιδών*. Bei Babrius (Fab. 12) sagt die Schwalbe zur Nachtigall: „Seit Thracien seh' ich zuerst dich heute wieder.“

S. 88. [1]) Griechisch: *Μία χελιδὼν ἔαρ οὐ ποιεῖ.* Lateinisch: Una hirundo non facit ver. Französisch: Une hirondelle ne fait pas le printems. Englisch: One swallow does not make summer. Holländisch: Een swalww maakt geen zommer. Schwedisch: En swala gör ingen sommer. Spanisch: Una golondrina non hace verans. Italiänisch: Una rondine non fa primavera. Vgl. Rennie, Fähigkeiten u. Kräfte der Vögel, II, 346.

S. 88. [2]) Plin. H. N. X, 35: Ea demum sola avium nonnisi in volatu pascitur. Vgl. außerdem Buffon (Bd. 22. S. 73), der im Texte benutzt ist.

S. 88. [3]) Schwalbe ahd. swalawâ; mhd. swalwe, swalm; niederd. swoaling, auch swäwwelk; oberd. schwälmli. Der Name könnte mit schweben

(Demin. schwebeln) zusammenhängen, so daß die Schwalbe die Schwebende, Schwirrende wäre. Mein verehrter College Gliemann combinirt (in Herrig's Archiv, 7. Buch, S. 276) das Wort mit dem niederdeutschen Ausdruck schwabbeln (schwatzen, plaudern) und findet darin eine Beziehung auf das Gezwitscher der Schwalbe, welches diesem Vogel allerdings schon bei Griechen und Römern den Zunamen der Geschwätzigen (garrula, λάλος, ἀείφθογγος, bei Theophr. Char. 7, 5: τῶν χελιδόνων λαλίστερος) erwarb und bekanntlich weiterhin als Bild verworrener, unvernehmlicher und selbst falscher Sprechweise gebraucht wurde (χελιδονίζειν). Zu einer dritten Vermuthung führt das englische swallow in seiner Doppelbedeutung von Schwalbe und verschlucken. Die Schwalbe ist wirklich sehr gefräßig, und wie im Englischen die Anlehnung des Vogelnamens an diese Eigenheit fast unzweifelhaft erscheint: so ließe sich das deutsche Wort auf die Wurzel schwelgen zurückführen, wobei man einfach der Umwandlung des deutschen lg in llow zu folgen hat. Für die zuerst aufgestellte Annahme spricht, abgesehen davon, daß der Flug das prägnanteste Merkmal der Schwalbe zu sein scheint, auch das Beispiel anderer Sprachen. Grimm (Gesch. d. deutsch. Spr. I, S. 205) führt das dakische crusta, das lithauische krezgde an und bemerkt, in diesen Worten sei das Schwirren der Schwalbe ausgedrückt. Er erinnert ferner daran, daß Wolfram (Parzival 623, 20. 663, 17) die schwirrende Harfe nach dem Vogel swalwe benennt, und Homer (Od. XXI, 411) die Bogensehne wie eine Schwalbe schwirren läßt. Vielleicht ließe sich endlich auch das Flüßchen Schwalm hieherziehen, welches diesen Namen von dem schießenden Gange seiner Wellen führen könnte. Oder weist er auf schwellen und Schwall zurück?

S. 88. [4]) Die Schwalbe soll nach einigen Angaben in der Stunde 10 Meilen, also in einem Tage 240 zurücklegen können.

S. 88. [5]) „Seht, im Winde schwebt das Schiff wie Schwalben!“ (Kopisch, Psaumis und Puras.) Plinius X, 34 erzählt, daß die Schwalbe, wie die Taube, zur Ueberbringerin von Krieges- und Siegesnachrichten gebraucht worden sei. Eine römische Besatzung, welche von den Ligustinern belagert war, schickte dem Fabius Pictor eine von ihren Jungen genommene Schwalbe: er sollte ihr an die Füße einen Faden knüpfen und durch Knoten angeben, am wievielten Tage er zum Entsatz erscheinen werde, damit die Legion dann einen Ausfall machen könne. Es geschah und die Ligustiner wurden abgeschlagen.

S. 88. [6]) Mit bezeichnender Emphase sagt Plinius a. a. O.: Volucrum soli hirundini flexuosi volatus velox celeritas. Es ist in der That nicht nur die Ausdauer und Schnelligkeit, sondern vorzüglich die Gewandtheit dieses geborenen Reisevogels, es ist die Kühnheit, Leichtigkeit und Sicherheit seiner Wendungen, welche uns in so hohem Grade fesselt und fast räthselhaft erscheint. Der Pterolog Silberschlag stand nicht an, Demjenigen den Preis in der Mechanik zuzuerkennen, der den wunderbaren Flug der Schwalbe zu erklären vermöchte.

S. 88. [7]) Hirunda vaga nennt sie der Auct. Philom.

S. 89. [1]) Virg. Georg. I, 377: Vox hirundinis arguta. Bei Apulej. Flor. p. 349 heißt es, sie singe carmen perargutum. Die Griechen wie die Römer sind reich an Bezeichnungen für das Schwalbengezwitscher: *βατταρίζειν*, *μινυρίζειν*, *τιτυβίζειν*, *ψιθυρίζειν*, trinsare, tristare, tritinnire, murmuritare, zinzilulare (daher der lateinische Provinzialname zisilla für Schwalbe).

S. 89. [2]) Babrius (Fab. 98): „Die braune Schwalbe, sie der Menschen Hausfreundin." Naumann (Naturg. I. S. 325) erzählt von einer Rauchschwalbe, die ihr Nest in einer regelmäßig benutzten Schlafkammer auf das Fersenstück eines darin hangenden Schuhes baute, und von einer andern, welche es zwei Jahre hintereinander auf den Winkelhebel eines Klingelzuges in dem Gange eines bewohnten Hauses setzte. Nach Rennie (Baukunst, S. 75) baute ein Schwalbenpaar sein Nest über einem Kamin und zwar auf dem Rahmen eines alten Gemäldes, indem es den Weg durch ein zerbrochenes Fenster nahm. Ein noch merkwürdigeres Beispiel verdanke ich freundlicher Mittheilung des Herrn Diakonus Härter in Gotha. Die Wittwe eines Geistlichen hatte in einem hochgelegenen Gemach ihres Hauses frischgestärkte Kleidungsstücke aufgehängt. Das Fenster der Kammer ist halb offen, ein Schwalbenpaar bringt ein und siedelt sich an einem der Unterkleider an. Mit Schrecken gewahrt Tags darauf die Dame den Anbau. Sie reißt ihn herunter; als sie aber am nächsten Morgen das Werk theilweise erneuert sieht, gewährt sie den Luftseglern den merkwürdigen Grund und Boden zur Niederlassung. Das Schwalbenpaar brütete da wirklich Junge aus. — Als Abweichung führe ich an, daß in Peru die ohnehin seltenen Schwalben nicht an Häusern, sondern fern von den Städten, meist an entlegenem Mauerwerk nisten. Sie werden palomitas de santa Rosa (Täubchen der heiligen Rosa) genannt, wie es scheint ihrer Zierlichkeit und ihrer taubengleichen Schnelle halber.

S. 89. [3]) Aristot. Hist. an. IX, 7 sagt ganz richtig: *καὶ κόπρον τὸ πρῶτον αὐταὶ ἐκβάλλουσιν. ὅταν δὲ αὐξηθῶσι μεταστρέφοντες ἔξω διδάσκουσι τοὺς νεοττοὺς προΐεσθαι.* Aber sie gehen zuweilen so weit, den After der Jungen mit ihrem Schnabel zu reinigen.

S. 89. [4]) *πηλοδομεῖ θάλαμον* heißt es in einem alten Epigramm. Uebrigens ist die Art und Weise ihres Bauens kunstvoll genug. Mit ihren Schnäbeln formen sie den Schlamm oder den angefeuchteten Lehm zu Bissen, geben ihm eine halbrunde Form, kleben ihn an und drücken ihn mit der Brust fest; dann setzen sie sich hinein, drehen sich herum, ebenen und glätten dadurch die innere Seite und geben dem Neste Tiefe und Rundung. (Vgl. Schmarda, Andeutungen u. s. w. S. 131.) — Es erinnert dieser sinnreiche Bau sonach an das Verfahren einiger mauernden Bienen.

S. 89. [5]) Lamark sah, da ein Schwalbennest, gerade als das Weibchen Eier legen wollte, zerstört worden war, 10 bis 12 Schwalben aus der Nachbarschaft hinzukommen, die auf's Eifrigste ein neues Nest bauten und es in 1½ Tagen zu Stande brachten, wozu ein einziges Paar 8 bis 12 Tage braucht. (Schmarda, Andeutungen, S. 204.) Auch Moritz Arndt erwähnt dies

in seinen Erinnerungen und Gesichten (Schriften an und für meine lieben Deutschen 3. Th. S. 548) als etwas häufig Vorkommendes und Bekanntes. — Wenn die Eltern eines Schwalbennestes getödtet werden, so werden nach Inglis die verlassenen Jungen von den nächstwohnenden Schwalben geätzt. — Ein besonders merkwürdiger Zug dieser Art soll Cuvier zuerst auf das Studium der Naturgeschichte geführt haben. Cuvier, ein armer Student, war als Hauslehrer bei den Kindern des Grafen von Hericy angestellt, und bewohnte mit seinen Zöglingen ein altes Schloß zu Fiquainville. Eines Tages hatten diese auf dem Fenstersimse eine Schlinge gelegt, um eine Schwalbe zu fangen, welche Fliegen jagend die besonnten Scheiben umschwirrte. Nach einigen Minuten fand sich der arglose Vogel plötzlich gefangen. Die Schleife hatte einen seiner Füße umschnürt. Er erhob ein schrilles Geschrei, und bald sammelte sich ein ganzer Schwarm von Schwalben und versuchte den Gefangenen zu befreien. Aber vergeblich! jeder Versuch mit der Schlinge davonzufliegen, zog diese nur enger zusammen und vermehrte noch die Schmerzen des Vogels. Auf einmal schwangen sich die Schwalben alle zugleich in die Höhe, kreisten in der Luft, stürzten dann herab und pickten mit den Schnäbeln auf die Schlinge, bis diese endlich zerriß und der befreite Vogel zwitschernd mit seinen Gefährten davonflog. (Etwas Aehnliches erzählt auch Dupont de Nemours.)

S. 89. [6]) Dies gilt allerdings vorzugsweise von der Uferschwalbe.

S. 89. [7]) Im ersten Theil der schon oben citirten „Thierseelenkunde" wird folgendes Schelmenstück erzählt: Unter dem Portal des collège de quatre nations baueten zu gleicher Zeit zwei Schwalbenpaare. Als eine der Schwalben bemerkte, daß die Baumeister des andern Nestes abwesend waren, eilte sie hinzu, stahl von dem frischbereiteten Mörtel, den sie aufgetragen hatten, verwendete ihn an ihrem eigenen Hause und setzte diese Diebereien über eine halbe Stunde fort.

S. 89. [8]) Vgl. Schmarda, Andeutungen S. 85.

S. 89. [9]) Schon bei Arrian. (Exped. Alex I, 26): *τὴν χελιδόνα σύντροφόν τε εἶναι ὄρνιθα καὶ εὔνουν ἀνθρώποις.* Allein in der Acerra philol. (ed. 1717) S. 196 heißt es: „Pythagoras und die Alten hatten das Sprichwort: Hirundinem sub eodem tecto ne habeas." Etliche meinen, man solle die Schwalben aus den Häusern abschaffen, weil sie soviel Geplärr und Zitschens machen, und weil der Wirth keinen Nutzen von ihnen hat. Denn wenn sie wegziehen, lassen sie nichts Anderes zurück als Koth und Unflath, womit sie die Böden besudeln. In guter Zeit, in den Sommertagen, bleiben sie; wenn aber der betrübte Winter kommt, verlassen sie ihren Wirth als untreue Gäste. Es giebt zwei Thiere, die immer bei und um den Menschen sind und gleichwohl nicht zahm werden und sich angreifen lassen, nämlich die Fliege und die Schwalbe."

S. 89. [10]) O. v. Kotzebue erzählt in seiner „neuen Reise um die Welt": Als wir bei Kamtschatka vor Anker lagen, bauete ein Schwalbenpaar ruhig

sein Nest nahe bei der Kajüte. Ungestört von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und zwitscherte ihnen fröhliche Lieder vor. Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu gerathen und umkreisten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für ihre Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da begann der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, welche ihnen die offenen Schnäbel entgegenstreckten, und schienen zu klagen, daß sie keine Nahrung gefunden. Dieses Verschwinden und Wiederkommen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen sich die Matrosen der Verwaisten an.

S. 91. [1]) Vgl. Grimm, Mythol. 1. Ausg. Anhang CXVII, 9. In Italien freilich und in Spanien werden die Schwalben zu Tausenden verspeist.

S. 91. [2]) Das hebräische סִיס ist offenbar schallnachahmend; von dem lateinischen Hirundo (was nur die Umbildung des griechischen χελιδών ist) behauptet es Varro.

S. 91. [3]) Wer erinnert sich nicht an Rückert's Schwalbenlied, die unsterbliche Heimaths- und Kindheitselegie des deutschen Herzens?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer."

Allerdings fehlt es auch nicht an vulgären und derben Verdolmetschungen jenes zwitschernden, schnarrenden Gesanges. — So sagt man in Soest, sie singe dem schlechten Wirthe zu:

Aess iek wiäg genk,
Was Diäle un Schuier un Alles full;
Aess iek wuier kam,
Was Alles verquickelt, verquackelt, verdüäräst. (durch die Gurgel gejagt.)

Bei Salzwedel:

As ik uttog, as ik wegflog,
Waren Kisten un Kasten vull.
As ik wedderkam, wedderkam,
Was nischt mehr darinnen:
De Sperling, de Spitzbov,
Hat Alles verterrrrd.

Bei Berlin:

Ich wollte meinen Kittel flicken,
Habe keinen Zwirrrn,
Habe nur noch ein klein Endichen,
Das muß ich lange zirrrn.

Bricht der Tag an, so ruft die Schwalbe:

> Michel, Michel, Michel,
> Steh auf, 's is heller, lichter Tag! 's is heller, lichter Tag!

In einem altmärkischen Reime werden Lerche und Schwalbe (die eigentlichen Tagwecker) schalkisch zusammengestellt. Die Lerche hebt in raschen Accenten an:

> Alle Jungfern sind schö.....ne, sind schö.....ne, sind schö.....ne.
>
> Wenn ik ‖ se seh, wenn ik ‖ se seh, wenn ik ‖ se seh,
>
> (gedämpfter:)
>
> Wenn se int Feld gahn, wenn se int Feld gahn, wenn se int Feld gahn,
>
> (gehoben:)
>
> Dann sind se schö.....ne, dann sind se schö...ne ·/.·/· dann sind se schö.....ne.

Darauf antwortet die Schwalbe im beschleunigtsten Tempo:

> Aber du sallt se sehen, wenn ik ‖ se seh, wenn ik ‖ se seh ·/.·/.·/.,
>
> Wenn se in de Küche gahn, wenn se in de Küche gahn ·/.
>
> Un bim Pott stahn, un bim Pott stahn ·/.,
>
> Dann sollt se sik wat schä.......men ·/. (breiter, langausgehaltener Ton).

(Eine Variante lautet:

> Averst du sollt sehn, wenn ik se seh,
> Des Morgens, wenn s' innen Kohstall gahn,
> Sehn se ut, as de Düvel in de Hölle.)

Ich bin zu wenig Musiker, um die Tonart u. s. w., worin sich dies Liedchen bewegt, durch verständliche Zeichenschrift darzustellen; aber so oft ich es hörte, fand ich immer, daß der Rhythmus des Lerchen- und Schwalbengesanges sehr charakteristisch wiedergegeben ist.

S. 91. [4]) Stat. Theb. VIII, 619. Hesiod. Oper. et dies. 366 (ὀρθογόη), Mosch. Idyll. III. *οὐδὲ τόσον θρήνησεν ἀν' οὔρεα μάκρα χελιδών.* Hor. Od. IV, 12: Nidum ponit Ityn flebiliter gemens, infelix avis. Vorzüglich Aristoph. Ran. 679 sqq:

> *Κλεοφῶντος, ἐφ' οὗ*
> *δὴ χείλεσιν ἀμφιλάλοις*
> *δεινὸν ἐπιβρέμεται*
> *θρῃκία χελιδὼν*
> *ἐπὶ βάρβαρον ἑζομένη πέταλον,*
> *κελαδεῖ δ' ἐπίκλαυτον ἀηδόνιον νόμον.*

Vgl. auch Jesaia 38, 14: „ich winselte wie eine Schwalbe.“ — In einem serbischen Volksliede heißt es:

„Nur die Mutter weheklagt voll Jammer,
Doch melodisch, wie die Schwalbe, klagen
Wird sie bis zu ihren letzten Tagen.“

S. 91. [5]) Vgl. Virg. Ecl. VI, 78. Das Blutmal trägt indessen nur die Rauchschwalbe (Hirundo rustica). Ovid. Met. 30, 243. Georg IV, 15.

S. 92. Selbst der Taube.

S. 93. Dahin spielt sein Name. Der Sperling (ahd. sperch, sperk) ist der Sparer, Sucher, Sammler. Nach einer andern Ableitung (die der treffliche M. Arndt dem Verf. freundlich scherzend mitgetheilt) hängt der Name des Vogels zusammen mit sperren, mhd. = in den Weg treten (σπαιρω), angelsächs. = hin- und herspringen, auch hinken: actus passeris cum ex utroque latere mulieres suas init. Der Sperling wäre also der Bespringer, der Insultator. Allerdings wird, wer dem Sperling auf dem Frühlingsdache mit seinen Damen zugeschaut hat, dieser Deutung Probabilität nicht absprechen. — Im Niedersächsischen heißt der Sperling lüne, lüning, lünke. Ein Sprichwort lautet: hest du lünken to kope? Hast du Sperlinge feil? und das soll heißen: Bist du übel gelaunt? Man sagt auch: ik hebbe lünken to kope, dat ik di sla, d. h. Mir ist so zu Muth, daß ich dich durchprügeln möchte. (Es findet hier ein Wortspiel statt zwischen lünke, Sperling, und lünke, Deminut. von lune, Laune.)

S. 94. ἰαχεῖ, Hom. Il. II, 315. Pipilat, Catull. III, 10. — Es ist ein Schelmenzug vom Sperling, daß er dem armen Bauer in Einem fort zuruft gib! gib! gib's! Bei den Engländern (auch bei Shakespeare) heißt er seines Gezwitschers halber „Philipp“; auch der Eselkönig erwähnt des Spatzen „Diebs- und Zwilchsgeschrei.“ Im Elsaß ruft er: Gerst, Gerst, Dieb, Dieb! In einem alten Martinsliede heißt es:

So singen uns dio vogelein
hollerei o!
In hoc solemni festo
Zir! Zir! passer.

Eine hübsche Erzählung vom Sperling und seinen Jungen steht im Froschmäusler, B. II, Th. 2. Kap. 7, und in Grimm's Märchen (Bd. 2, S. 323 ff.), wo sie, irre ich nicht, nach Mathesius mitgetheilt ist, der sie aus Luther's Munde aufzeichnete. Eine andere, bereits im Roman du Renart vorkommende Erzählung vom Sperling und vom Hund steht ebenfalls in den Kinder- und Hausmärchen Bd. 1, S. 348 ff.

In den preußisch-lithauischen Thierliedern spielt der Sperling gewöhnlich eine Rolle. So heißt es z. B. in dem von Rhesa mitgetheilten Gedichte „des Wolfes Hochzeit“:

Der Iltis braute den Alus,
Der Sperling rührte den Maisch,
Und der Kukuk,
Der arme Wicht,
Trug herbei den Hopfen.

Ein anderes, von Rhesa angeführtes Lied führt den Titel „Gastmahl des Sperlings" und lautet:

Der Sperling braute Gastgetränk,
Dam, dam, dali, dam,
Der Sperling Gastgetränk.
Er lud zu Gaste alle Vögel,
Dam, dam, dali, dam,
Alle Vögel,
Der Sperling führt die Eule zum Tanz,
Dam, dam, dali dam,
Die Eule zum Tanz.
Er trat der Eule auf die Zeh,
Dam, dam, dali, dam,
Der Eule auf die Zeh,
Die Eule vor Gericht — der Sperling in den Zaun,
Dam, dam, dali, dam,
Der Sperling in den Zaun.

Ein lithauisches Lied von der Sperlingsjagd, das Lewald (deutsche Pandora) übersetzte, findet sich in geschmeidigerer Form bei Chamisso (Cham.'s Werke, 3. Bd. S. 114) „das Familienfest." — In den deutschen Vogelhochzeiten heißt es vom Sperling (bei Wackernagel):

Der Spatz, der war der Kuchenknecht
Vnd thet der sachen eben recht,

bei Simrock:

Der Sperling, der Sperling.
Bracht der Braut den Fingerring.

Bisweilen erscheint der Sperling als Unheilstifter. Vgl. Brentano, Rothkehlchens Liebseelchens Ermordung und Begräbniß:

Sag, wer hat denn umgebracht
Rothkehlchen, Liebseelchen?
Sprach der Spatz: Ich hab's vollbracht
Mit dem Bogen, mit dem Pfeil
Schoß in's Herz ich alleweil
Rothkehlchen, Liebseelchen.
Der neidische Spatz, wer hätt's gedacht?
Der hat Rothkehlchen umgebracht.

Vgl. auch „Werbung, Trauung und Hochzeitsfest von Robin Rothkehlchen und Jenny Zaunkönig." Darin wird zum Schluß erzählt, wie der Kukuk das Fest stört. Der Sperling will auf den Kukuk schießen und trifft den armen Robin.

Als Nachtrag zu der im Texte gegebenen Charakterschilderung stehe hier ein Liedchen von Eichendorff, welches den üppigen Muthwillen des Sperlings sehr glücklich bezeichnet.

Die Sperlinge.

Altes Haus mit deinen Löchern
Geiz'ger Bauer, nun Ade!
Sonne scheint, von allen Dächern
Tröpfelt lustig schon der Schnee:
Draußen auf dem Zaune munter
Wetzen unsre Schnäbel wir,
Durch die Hecken 'rauf und 'nunter,
In dem Baume vor der Thür
Tummeln wir in hellen Haufen
Uns mit großem Kriegsgeschrei,
Um die Liebste uns zu raufen:
Denn der Winter ist vorbei!

S. 96. Man unterscheidet von diesem Rothschwänzchen noch ein anderes: Sylvia phoenicurus; indessen ist die Unterscheidung schwierig, ohne für unsere Betrachtungsweise wesentlich zu sein. — In hiesiger Gegend heißt das Rothschwänzchen „Hüdik"; es führt diesen Namen von dem ähnlich lautenden Gesange. Rothschwänzchen und Blaumeise, sagt man, seien des Menschen beständige Warner, denn fortwährend ruft jenes ihm sein „Hüt dich! Hüt dich!" zu, indeß die Meise ebenso andauernd ihr „Sieh dich vor! Sieh dich vor!" ertönen läßt.

S. 97. Welche Bedeutung dem Rothkehlchen englische Lieder und Sagen beimessen, erhellt aus früheren Anmerkungen. — Nach deutschem Volksglauben darf man kein Rothkehlchennest ausnehmen, sonst giebt die Kuh rothe Milch, oder das Wetter schlägt in's Haus. — In Frankreich wird das Rothkehlchen als Amulet gebraucht, aber mehr noch der Zaunkönig. Man steckt gern die Federn dieser Vögel ein und ist dann überzeugt, daß man namentlich auf Jahrmärkten glücklich kaufen und verkaufen werde.

S. 99. [1]) Französisch: hochequeue. In der Altmark bezeichnet der Ausdruck Wipstert sprichwörtlich einen unruhigen, unstäten Menschen.

S. 99. [2]) Sie heißt deshalb auch „Ackermännchen".

S. 99. [3]) Aehnlich heißt die weiße Bachstelz in gewissen Gegenden von Frankreich vachette, während die gelbe bergeronette genannt wird.

S. 99. [4]) Wirklich führt sie, mich dünkt in Poitou, den Namen lavandière.

S. 101. Ebendaher schreibt sich auch offenbar das griechische ψάρ.

S. 102. Vgl. Ilias XVII, 755. Auch Dante wendet dieses Bild höchst plastisch an. Wo er im Inferno die Windsbraut der sündig Liebenden schildert, sagt er:

Nie ruht der Höllenwirbelwind vom Toben
Und reißt zu ihrer Qual die Geister fort,
Und dreht sie um nach unten und nach oben....
So wie zur Winterzeit mit irrem Flug
Ein dichtgedrängter breiter Troß von Staaren,
So sah ich hier im Sturm der Sünder Zug
Hierhin und dort, hinauf, hinunter fahren.

III.

Der Wasserfrosch.

S. 108. [1]) (2 Mos. Kap. 8) — Plin. H. N. 8, 43. — Justin, 45, 2. — Aelian, anim. 17, 41.

S. 108. [2]) Die alten Rabbinen, deren Naturanschauung sich in den groteskesten Ausgeburten überbietet, fabeln unter Anderem von einem Frosche, der die Größe von 60 Häusern hatte. (Vgl. Bochart, Hierozoikon p. post lib. V.)

S. 108. [3]) Latona, von Zeus geliebt, aber von Here verfolgt, flüchtet mit ihren kaum geborenen Säuglingen, dem Apollo und der Artemis. Sie kommt nach Lycien. An einem See hält sie Rast, sich und die wimmernden Kleinen mit einem Trunke zu erquicken. Aber das Landvolk, welches an den Ufern Binsen und Weiden sammelt, versagt ihr die Labung. Vergebens bittet die Göttin;

„Mit Händen und Füßen
Trüben den Teich die Barbaren und rühren im untersten Grunde
Mit heimtückischem Sprung ringsum den weichen Morast auf."

Da beschwört das zürnende Mutterherz den Zeus, sie zu rächen. „In Ewigkeit lebt fortan in dem Sumpfe!" so ruft sie verwünschend den Unmenschlichen zu,

„Und sie hüpfen zu Fröschen verkehrt von Stund' an im Moorsumpf."
(Ovid, Metam. VI, 315 ff.)

S. 108. [4]) Vgl. Phädr. I, 2. — Den Lateinern erzählte das Mittelalter diese Fabel nach, so daß es fast keinen Beispieldichter giebt, der sie nicht behandelt hätte. Selbst im Reinaert kommt sie vor (2305—29), am ausführlichsten aber im Froschmäusler.

S. 109. [1]) Das in Rede stehende Stück führt den Titel: „Die Revolution der Frösche" oder „die Frösche wollen einen Kaiser haben" und wurde 1849 in Berlin aufgeführt. Es soll übrigens eine triviale windige Posse sein.

S. 109. [2]) In der Vorrede zu Gargantua und Pantagruel nennt Fischart unter vielen andern seiner Schriften auch diese, wobei man freilich zweifeln kann, ob dies Register im strengen Wortsinne zu nehmen sei, und ob man nicht wenigstens vielfach nur an Skizzen zu denken habe.

S. 109. [3]) Der „Froschmäuseler" — mag auch die deutsche Tracht etwas bauschig und steif sein — bildet in seiner munteren Naivetät und in seiner emsigen, liebevollen Naturmalerei eine Erscheinung, die auch heute noch den Leser fesseln kann. Er ist eine Jugendarbeit des Dichters, der sich erst nach langem Zögern (1595) zu ihrer Herausgabe entschloß. Die von mir citirte Ausgabe ist aus dem Jahre 1608.

S. 109. [4]) Batrachaetomachia: Die Froschiade, enthaltend die blutige und muthige Schlacht der Frösche und des Adlers, oder des Homerus Krieg der

Mäus' und Frösche travestirt. Mit Fleis beschrieben, und lustig und lieblich zu lesen. Cum Notis Variorum. Nimwegen, 1787 (108 S. in 12.). — Das Gedicht ist in 9 Gesänge getheilt und nicht ganz ohne Witz. Es kommen bittre Anspielungen vor, die in den Noten erklärt werden; besonders werden die niederländischen Patrioten verspottet, mitunter aber fallen auch treffende Seitenhiebe auf die Franzosen. Im Ganzen kann das Gedicht nicht befriedigen; es ist plump und geschmacklos und das Vorbild des Verfassers offenbar Blumauer's Aeneide.

S. 109. [5]) Auffallend erscheint das folgende niederdeutsche Kinderräthsel vom Frosche, welches Simrock mittheilt:

Dar seet 'n Mädel op 'n Dik	(Es saß ein Mädchen auf dem Deich
Un sä immer Kiklekik.	Und rief immer Kiklekik.)

Wie kam man dazu, den Frosch gerade als femininum zu personificiren und ihm den spitzen, dünnen Hahnschrei beizulegen, da Wesen und Stimme desselben so entschieden männlich sind, und da auch die lateinischen und griechischen Namen des Frosches, die von den Alten selbst für onomatopoetisch erklärt werden, nur den breiten A-Laut zeigen?

S. 110. [1]) Die von Bochart Hieroz. lib. V cap. 5 (p. post.) mitgetheilte Stelle des Horus lautet wörtlich: *Αἰγύπτιοι ἄνθρωπον ἀναιδῆ θέλοντες δηλῶσαι βάτραχον γράφουσιν. οὗτος γὰρ αἷμα οὐκ ἔχει, εἰ μὴ ἐν μόνοις τοῖς ὀφθαλμοῖς.*

S. 110. [2]) Perty, allgem. Naturgesch. IV. S. 433.

S. 110. [3]) Avian. fab. VI, 12: Pallida caeruleus cui notat ora color.

S. 110. [4]) Nach Burmeister, geol. Bilder. Bd. 1. S. 90.

S. 110. [5]) Bei Oeningen unweit Konstanz findet sich das Becken eines früheren Sees, dessen Schiefer und Kalkschichten ein außerordentlich reiches Lager von fossilen Wasserthieren aufgedeckt haben. Hier grub man im vorigen Jahrhundert das 3 Fuß lange Skelet eines Salamanders aus. Es fiel dem Schweizer Arzt und Naturforscher Scheuchzer in die Hände, und dieser beschrieb es 1726 den erstaunten Zeitgenossen als den Homo diluvii testis. Fast ein Jahrhundert lang erbte dieser Irrthum sich fort, bis der Scharfblick Cuvier's auch hier sofort das Richtige erkannte. Seitdem ist dem merkwürdigen Fossil unter dem Namen Andrias Scheuchzeri der gebührende Platz in den Annalen der Paläontologie angewiesen worden.

S. 111. [1]) Kalt wie ein Frosch (koald as en Pogg): eine in Niederdeutschland sprichwörtliche Redensart.

S. 111. [2]) Vgl. das Märchen vom „Froschkönig oder dem eisernen Heinrich" Grimm, Kinder- und Hausmärchen, S. 1.

S. 111. [3]) „Wir hüpfften frölich auff das Land,
Zu spatzieren im feuchten Sand,
So werden wir allda gewahr
Eine überauß große schar
Der schwartzen Krötlein hin vnd widder,

Als weren sie geregnet nidder,
Als wenn sie new geboren wern
Von den Kindbettrin zu Salern.
Die wollten vnsre Brüder sein,
Dazu sprachen wir lauter nein,
Weil sie trugen schwartz grawe Kappen
Vnd für der Brust befleckte Lappen,
Nichts hüpfften, sondern langsam giengen,
Die Nasen nach der Erden hiengen,
Oder höcker machten auff dem Rücken
Mit jhrem wunderlichen bücken:
Welches bedeutet Heucheley
Vnd ein vergifftes Hertz dabey.
Aber vnser Beißkopff fieng an:
Das sind allsampt heilige Mann,
Von Gott vom Himmel abgeschickt,
Wol mir, daß ich sie anblickt;
Sie sollen der Kirchen vorstehen,
Mit auff meines Gottes Schäflein sehen,
Sollen mit mir lesen vnd beten,
In ein Geistlichen Orden treten.
So ward ein new Kriegsvolck auffbracht,
Das vns plundert bei tag vnd nacht.
Die großen Kröten die Grobquarcken
Wurden Cardinal-Patriarchen;
Die mittel Lautschreyer Cartheuser,
Graw Barfußmönch die klein Drecksheuser,
Denen zu eim abzeichen war
An Füße vnd Beinen rauche Haar,
Vnd der Stende noch mehr denn hundert.
Daß sich die gantze Welt verwundert."
(Froschmäuseler, 2. Buch. 1. Th. 2. Kap.)

S. 112. [1]) Rösel von Rosenhof, die natürliche Historie der Frösche, S. 40.
S. 112. [2]) Horaz auf der Fahrt nach Brundusium (Sat. I, 5, 14) klagt:

. . . . . . mali culices ranaeque palustres
avertunt somnos.

S. 112. [3]) Offenb. Joh. 13, 13.
S. 112. [4]) Im Eingange des Froschmäuslers:

„Etlich die vnterleffs auch hiengen
In See, vnd fiengen an zu singen:
Sol fa, ut ut, sol fa, sol ut,
Concordia ist zu allen Dingen gut;
Zu guter stund sing Alt vnd Jungk
Concordia kluncklerlekunck,
— Fürwahr ein Thor derselbig war,
Der selber ausstund all gefahr,
Denn das er concordiam bewart,
Veracht Coard, Morx, Morx, Marquard."

S. 114. Daher heißen Pilze und Schwämme, namentlich gewisse Giftpilze, in der Altmark „Poggenstöl" (Froschstühle).

S. 115. [1]) Vgl. die „norddeutschen Sagen u. s. w. von Kuhn und Schwartz" S. 360.

S. 115. [2]) Ein französischer Kochkünstler der Kaiserzeit erwarb sich allein durch die eigenthümliche Behandlung der Froschpasteten ein Vermögen von 200,000 Francs.

S. 115. [3]) Schon Cicero schreibt an den Atticus (XV, 16): Pluvias metuo, si prognostica nostra vera sunt. Ranae enim ῥητορεύουσιν. Ebenderselbe citirt de divin. I, 9 einen römischen Dichter, bei dem es heißt:

Auch ihr ahnet den Sturm, ihr frohen Bewohner der Sümpfe,
Wenn ihr zum öden Geschrei die Kehlen stimmet und wenn vom
Unharmonischen Lied die Teiche und Quellen erschallen.

In Niederdeutschland sagt der Landmann: Wenn de Poggen negen Abends (neun Abende) hinnerander grölen, so givt et goden Bookweiten (giebt's guten Buchweizen).

S. 115. [4]) Ich unterlasse, Stellen aus alten und neuen Dichtern anzuführen; dagegen mögen hier zwei altmärkische Volkssprüche erwähnt sein: „Sik strüwen as de Pogg in Moandschein" heißt so viel als sich brüsten, lächerlich einherstolzieren; und: „Man mag de Pogge jämmer drögen (immer umdrehen), se huppet like wol in den Pöl" (hüpft gleichwohl in den Pfuhl). So sagt man von der Hoffart, die ihre niedern Gewohnheiten nicht verleugnen kann.

S. 116. [1]) Entlehnt aus Bochart, Hierozoikon p. post. lib. V, cap. 5.

S. 116. [2]) Daher das alte Sprichwort: „Wenn das loch vnder der nasen zu were, wie ein Frosch nach St. Jakobstag, bliebe viel böses vnterwegen."

Erst jetzt ist dem Verf. das nachfolgende Gedicht F. A. Krummacher's, des Parabeldichters, bekannt geworden, das um seiner ergötzlichen Laune und Plastik willen mitgetheilt zu werden verdient.

Der Frosch.

Ein alter kahler Frosch bestieg sein Schilfkatheder,
Ihm schwoll der Bauch, ihm strotzte das Geäder,
Die Frösche horchten rings, er öffnete den Mund,
Den hohlen, breiten, und that männiglichen kund:
Geneigte Brüder, leiht mir euer günstig Ohr!
Auf das ihr lernt euch selbst nach Würden ehren,
Will ich euch jetzt der Ordnung nach belehren,
Wie die Natur vor Andern uns erkor
Zu ihrem Lieblingsvolk. — Bemerket denn zuvor:

Aus Eiern, in der Flut wie Perlen hingegossen,
Sind wir, den Schwänen gleich, entsprossen;
Doch seltsam! ohne Glieder drehten
Wir uns, geschwänzt gleich himmlischen Kometen,
Im Wasser hin und her und auf und ab; es klang
Im Röhricht noch kein Froschgesang!

Natur, wie gut bist du! Sie schuf euch nun zwei kleine,
Zwei Aermchen an die Brust, man nennt sie Vorderbeine.
So schwammt ihr, reizenden Sirenen völlig gleich,
Halb Frösch' und halb geschwänzt im Teich
Noch war der Mund geschlossen; es erklang
Im Röhricht noch kein Froschgesang!

Soll denn mein Lieblingsvolk, dem ich die holden Gaben
Des Sangs bestimmte, nur zwei Vorderbeinchen haben?
So sprach die Schöpferin Natur, und wunderbar!
Sie schuf zum ersten auch ein zweites Beinchenpaar!
Vierbeinig und geschwänzt — so schwammt ihr wie im Nil
Das Götterthier, das große Krokodil.
Noch wart ihr stumm, wie jenes; es erklang
Im Röhricht noch kein Froschgesang!

Vergnügt sah die Natur euch jetzt im Wasser schweben —
Nein, sprach sie, schlanker soll mein Völkchen sich erheben.
Dies hindert nur der Schweif, der hinterher sich krümmt.
Mein Volk ist zum Gesang bestimmt!

Sie sprach's und es geschah; ihr schwammt nun ohne Schweife,
Geglättet und gefeilt. — So kamet ihr zur Reife.
Allein noch war es still im Teich, und es erklang
Im Röhricht noch kein Froschgesang!

Nachdem sie mütterlich euch nun die Hintertheile
Geründet und polirt, da legte sie die Feile
Auch an das Vordertheil und schuf in euren Schlund
Zwei Blasen wunderbar! daß euer Sängermund
Des Lenzes Wiederkehr, den Glanz der Abendröthe,
Die Sommernacht im Schilf besing' und austrompete.
So ward das große Werk vollendet. Es erklang
Melodisch nun der Frösche Chorgesang!

So sprach der alte Frosch, und Brekekex! erklang
Im Röhricht Beifall ihm und laüter Froschgesang.

IV.

Der Fuchs.

S. 120. [1]) So dürftig er ist, so viel hält doch der Fuchs auf diesen Bart. Im Reinhart schwört er dabei die kräftigsten Eide trotz Kaiser Karl und Otto.

S. 120. [2]) Der Fuchshusten (toux de renard) ist in Frankreich sprichwörtlich geworden. „Er hat den Fuchshusten" will etwa so viel sagen als unser derberes: „er pfeift auf dem letzten Loche." — „Zum Fuchs werden" heißt bei Agricola sterben und zur Grube fahren.

S. 121. [1]) Daher heißt es bei Theokrit (Idyll 5): μισέω τὰς δασυκέρκους ἀλώπεκας.

S. 121. [2]) Arist. Hist. an. I, cap. 1: ζῶον πανοῦργον καὶ κακοῦργον.

S. 122. [1]) Die Goethesche Uebersetzung des Reineke, an der Grimm „natürliche einfache Vertrautheit" vermißt, die Gervinus „ein schlechtgerathenes Exercitium im Hexametermachen" nennt, war dennoch eine willkommene Gabe und trug wesentlich dazu bei, dem Volke die Thiersage wieder nahe zu bringen. Innerer Drang führte Goethe allerdings nicht zu diesem Werke. Es entstand mitten unter den Wetterschlägen der Revolution und diente dem Dichter nur als Ableiter für seinen Widerwillen und seine Opposition gegen eine Bewegung, die den Boden unter ihm zittern machte. Daß er dabei gerade auf diese „unheilige Weltbibel" verfiel, ist immer bezeichnend genug. Während der Belagerung von Mainz (1793) schrieb Goethe an Jakobi: „Reineke ist fertig. Ich unternahm die Arbeit, um mich das vergangene Vierteljahr von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, und es ist mir gelungen." — „Wenn du das Gedicht im Ganzen sehen wirst, hoffe ich, soll's dir Freude machen. Ich sollte nur zu Euch schiffen, so könnt' ich es in den gewöhnlichen Betstunden vortragen."

S. 122. [2]) Darstellungen aus der Thiersage finden sich in vielen Kirchen. Am berühmtesten sind die (zerstörten) im Straßburger Münster geworden; andere sieht man zu Freiburg, Münnerstadt, Annaberg u. s. w. — Scenen aus der Fuchssage insbesondre finden sich in der Kathedrale St. Lazare zu Autun (Fuchs und Storch), im Münster von Emmerich (dieselbe Scene), im hohen Chor des Naumburger Doms (Fuchs und Hase bei den Weinreben), am westlichen Portale des Doms zu Brandenburg (der Fuchs Messe lesend, vor Gericht u. s. w.). Uebrigens kommen ähnliche Darstellungen in Missalen, Brevieren und anderen geistlichen Büchern vor, woraus sich schon von selbst die Unrichtigkeit der Annahme ergiebt, als seien jene Kirchenbilder aus einer Opposition der freidenkenden Baubrüder gegen den Klerus hervorgegangen.

S. 122. [3]) Reginhart (französisch renard) zusammengezogen reinhart, verkleinernd reineke = der Schlaue, der kluge Rathgeber.

S. 122. [4]) Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Fuchs, dem der comfortable Bau des Dachses gefällt, diesen daraus verjagt, indem er seinen übelriechenden Unrath hineinlegt.

S. 122. [5]) Nicht alle diese Eingänge und Ornamente werden auf dem Einen Blatte sichtbar; ich habe sie vielmehr aus drei verschiedenen Ansichten der Fuchsburg zusammengetragen. Aber da es mir zugleich darauf ankam, ein möglichst vollständiges, wenn auch poetisch beleuchtetes, um nicht zu sagen, idealisirtes Bild eines Fuchsbaues zu geben, so glaubte ich mir diese Licenz gestatten zu dürfen. Uebrigens sagt schon Oppian, der Fuchs habe ein Haus mit sieben Thüren (ἑπταπύλους οἴξασα δήμους). Zugleich sei hier noch angedeutet, daß das Malepartus der Thiersage uralte epische Anknüpfungen bietet, die in unserem Reineke allerdings verblichen sind. Das älteste

lateinische Thiergedicht (die Ecbasis captivi) verlegt es in den sagenberühmten Wasgenstein. Vielleicht daß jene Felsenhöhle, in der Walter seine Hildegunde verbirgt, eben Malepartus ist.

Uebrigens erinnert die im Text gezeichnete Situation an eine Stelle Chaucer's, der eine ganze rhetorische Lawine von Flüchen auf Reinekes Haupt herabschüttet:

O falscher Mörder du, in deiner Höhle triefend!
O neuer Scariot und neuer Genelun,
Heimtück'scher Heuchler, griech'scher Sinon,
Der Troja mörderisch zerstörte! u. s. w.

S. 124. [1]) Im Poenitentiarius heißt es von dem Fuchse, nachdem er gebeichtet:

Frontem declinat, aures demittit, ocellos
deprimit, ad pectus brachia sancta trahit.

S. 124. [2]) Ich möchte dieser Scene nur noch jenes feine Bildchen von Grandville zur Seite stellen, wo Freund Reineke einer Henne, einer niedlichen Einfalt vom Lande, seine Liebe gesteht. Er hat offenbar schon lange eine Leidenschaft für diese keusche Schönheit genährt, ohne ihr Worte leihen zu dürfen. Nun ist die Pein unerträglich geworden, er muß das Wagniß wagen. Es ist Morgen, die Luft weht scharf und nüchtern, ein Bauernlümmel von Hund steckt eine Pfeife schmauchend sein knolliges Polizeigesicht aus der Hütte, kurz die Auspicien sind einer Liebeserklärung so ungünstig als möglich — aber Reineke kennt keine Rücksicht mehr. Den Karbonari malerisch um die Schultern geworfen, in begeisterter Stellung, mit schwärmerischen Blicken, halb Werther und halb Don Juan, beschwört er die Reizende, die im ländlichen Negligée nur um so reizender ist. Er deklamirt, er ruft alle Götter zu Zeugen — umsonst! Die Kalte hat kein Herz in ihrer Brust. Reineke, der Unwiderstehliche, bekommt einen schnöden Korb. — Vgl. „das neunzehnte Jahrhundert des Thierreichs", Leipzig (1842), S. 110, wo eine Lithographie jenes Bildes steht. Das Originalwerk (Scènes de la vie privée et publique des animaux), welches einen noch pikanteren Text haben soll, kenne ich nicht.

S. 127. Schon im Hohenliede (Kap. 2, 15) heißt es: „Fanget uns die Füchse, die Füchslein fanget, die die Weinberge verderben." — Uebrigens mästeten leckere Römer die Füchse mit Weintrauben und machten eine Delicatesse daraus.

S. 130. [1]) Vgl. die Sprichwörter: *ἀλώπηξ, διαφυγοῦσα πάγας, αὖθις οὐχ ἁλίσκεται.* — *γέρων ἀλώπηξ οὐχ ἁλίσκεται πάγῃ.* Man muß füchse mit füchsen fahen. Agricola. (*ἀλωπεκίζειν*, vulpinari.)

S. 130. [2]) Bekanntlich wird dieses Dictum dem Lysander zugeschrieben.

V.

Krebs und Hummer.

S. 134. Krebs bedeutete wenigstens zu Luther's Zeit so viel als Panzer; daher Weish. Salom. 5; 18, 19: „Er wird seinen Eifer nehmen zum Harnisch, er wird Gerechtigkeit anziehen zum Krebs." Vgl. die bekannten Stellen Ephes. 6; 14. 1 Thessal. 5; 8.

S. 135. [1]) Eine ergötzliche Schilderung des Krebses und seiner ganzen Sippe, des Hummers, der Krabbe u. s. w., giebt der Froschmäusler im vorletzten Kapitel (B. III, Th. 3. Kap. 11: Der Krebs auffzug widder die Mäuß). Gegen den Schluß derselben heißt es:

Ihr Feldöberster war Astachs,
Schön roth als Fürstlich Siegelwachs,
Sein Leutnant Knipperdölling,
Hat ein blawen Helm wie ein Fink,
Der Fehnrich aber hieß Rothscheer;
Wer kann nennen das ganße Heer?
Das Fehnlein regt weit oben aus,
Darein stand ein geschunden Mauß.
Zween Krebs zu jeder seit dran sassen,
Die sich gleich vngebraten frassen.
— Insonderheit zog vornen an
Ihr Trumschleger, ein Wundermann.
Schrecklicher an geberd vnd gang,
Denn ein Kröt, Eydechs, Trach vnd Schlang,
Was ohn ein Krebsschwantz wie ein Tasch,
Wie ein Spinn vnd Pulverflasch,
Schwartzbraun gepockelt mannigfalt,
Ihr mehr waren auch so gestalt,
Nanten sich die Granconier,
Prangten stattlich mit ihrer Wehr,
Waren mit Astachs außen Meere ankommen,
Ihr Reiß ins süß Wasser genommen,
Sich zu den Seekrebsen geschlagen,
Krachten herein wie die Kesselwagen,
Wie der Reissigen vortrab rasselt,
Wie Donner vnd Hagel herprasselt,
Vnd brachten den Meusen ein Mummenschantz.
Knipffen in ab Hend, Füß vnd Schwantz,
Fasten sie bei der Kehl vnd Brust,
Das hinden aus drang lufft und wust,
Die Seel auch folget mit Gefahr,
Weil forn die Thür versperret war.

S. 135. [2]) Jetzt gebraucht nur noch der Volksaberglaube diese kalkartigen

Steinchen als Heilmittel, besonders in Rußland. An der Wolga fängt man die Krebse zu großen Mengen und läßt sie an der Sonne sterben, um aus den faulenden Massen jene sogenannten Krebsaugen auszusondern (Pöppig, illustr. Naturg. B. 4. S. 20). Es dienen übrigens die „Krebssteine" dem sich häutenden Thiere als Cement; sie lösen sich in den Säften des Magens auf und durchdringen und härten nun die junge, weiche Gewandung.

S. 136. [1]) Im Froschmäusler a. a. O.:

Sie reden aber nichts sonderlich.

S. 136. [2]) Die Hörorgane der Krebse bilden an der Basis des äußern Fühlerpaares einen stumpfen Vorsprung, dessen rundliche Oeffnung durch ein Trommelfell geschlossen wird, das in der Mitte meist geschlitzt ist; hinter diesem Trommelfelle liegt eine dünnhäutige, mit wasserheller Feuchtigkeit gefüllte Blase, deren vorderer Hals bis an das Trommelfell hervorragt und nach hinten mit einem grünen Drüsenschlauche in Verbindung steht (Vogt, zoologische Briefe, 1. Th. S. 457).

S. 136. [3]) Vgl. Haupt, Zeitschr. f. deutsch. Alterth. 1. Bd., S. 393, und Bechstein's Märchenbuch.

S. 137. Einzelne erreichen eine außerordentliche Größe; man findet ihrer eine Elle lang. Diese Mammuths ragen offenbar aus einer langausgestorbenen Generation in die Zeit später Nachkommen. Ihre Fühler sind wahre Ruthen geworden, die Füße von langen Zotten umwuselt, dichtes Mooswerk, Pilze und Schnecken haben sich auf der altergrauen Ruine angesiedelt.

S. 138. [1]) Während der angemessenen Jahreszeit segeln allein zwischen der Mündung der Themse und der norwegischen Küste 5 bis 6 Schiffe hin und her, um London mit Hummern zu versorgen; andere bringen nach Holland über eine halbe Million Stück. Berücksichtigt man den Gebrauch an den deutschen, nordischen und französischen Küsten, so wird die Behauptung gerechtfertigt erscheinen, daß in Nordeuropa allein alljährlich an 5 Millionen Hummern verzehrt werden (Pöppig illustr. Naturg. 4. Bd. S. 27).

S. 138. [2]) In dieser Beziehung ist die westindische Landkrabbe (Gecarcinus ruricola) höchst merkwürdig. Sie lebt nur auf dem Festlande, oft meilenweit von der Küste, in Höhlen und Löchern der Gebirgsabhänge; sie zieht jedoch jährlich einmal (im April und Mai) nach dem Meere, um dort zu laichen und zu brüten. Zu Hunderttausenden kommen dann diese Thiere aus ihrem Verstecke hervor, so daß das Erdreich damit völlig überdeckt ist. Sie ziehen in Kolonnen, die oft 50 bis 60 Schritt breit sind, und sich über eine halbe Stunde Weges ausdehnen. Den Zug eröffnen die Männchen, hierauf folgen dichtgedrängt die Weibchen. Das Rasseln eines solchen gepanzerten Heeres dröhnt dem Niederschmettern eines Hagelwetters ähnlich durch die Nacht und verscheucht jeden Schlaf. Am Tage, vorzüglich bei Sonnenschein, rasten sie bis zum Eintritt der Abendkühle, und nur bei bedecktem Himmel setzen sie auch während des Tages ihre Wanderung fort. Der In-

stinkt läßt sie immer die kürzeste Straße zum Meere einschlagen, und Nichts lenkt sie von ihrer Richtung ab. Treffen sie auf einen Block, eine Mauer, ein Gebäude, so suchen sie diese zu erklimmen; sie steigen zu den dort auch bei Nacht immer offenen Fenstern hinein, erschrecken die Bewohner, gehen jedoch auf der andern Seite friedlich wieder hinaus, um ihren Marsch zu verfolgen. Stellt man sich ihnen entgegen, so heben sie drohend ihre große Scheere, schlagen sie mit vielem Geräusch zusammen und kneipen sehr schmerzlich. Nur wenn sie heftig erschreckt werden oder einen stärkeren Widerstand finden, weichen sie; in wilder Flucht stürzen sie durcheinander, um sich in kurzer Entfernung wieder zu sammeln. Die Verwüstungen, welche die Landkrabben auf ihren Zügen, nicht sowohl durch Abfressen, als vielmehr durch Niedertreten der Gewächse anrichten, sind oft beträchtlich. Nach „Buch der Welt" 1849. S. 272.

S. 138. ³) Eine ähnliche Sensibilität zeigt der Flußkrebs.

S. 139. ¹) Vgl. Schmarda, Andeutungen, S. 82.

S. 139 ²) Benutzt ist hier, wie auch weiter oben, Kohl, Reise in die Niederl. 2. Th.

VI.

Norddeutsche Vegetationsbilder.

1. Die Wiese.

S. 148. ¹) Ἀσφοδελὸς λειμών bei Homer. Auf dieser Blumenwiese der Unterwelt wandeln Achilles, Patroklos, Ajax und die andern Griechenhelden; dorthin geleitet auch Hermes die erschlagenen Freier. Odyss. XI, 20 ff. (539.) XXIV, 1 ff. (13.) — Eine ähnliche Stelle nimmt in der nordischen Mythologie das Idafeld (idavöllr) ein. Dort wohnten im Anfang die Götter, mit goldenen Würfeln die Tage verspielend. Dorthin werden nach dem Untergange der Welt die verjüngten Asen zurückkehren, sie werden im Grase die goldenen Scheiben wiederfinden, und das alte glückliche Spiel wird wieder beginnen, ohne zu enden.

Sagenberühmt ist ferner die Wiese des Odenwaldes, auf welcher Siegfried fällt und sterbend die Blumen mit seinem Blute netzt. — Ein anderes, nicht minder vielgenanntes Wiesengefilde des deutschen Alterthums erwähnt Tacitus. Es lag im Cheruskerlande an der Weser, vermuthlich zwischen Rinteln und Hausberge. Idistaviso nennt es der römische Historiker (Ann. II, 16): ein Wort, das zu mannigfachen Deutungen Anlaß gab (z. B. „Eidgenossenfeld", mit Bezug auf die noch im Mittelalter übliche Redensart „einen Eid staven"). Nach den neusten Ermittelungen lautete jener Name wahrscheinlich Idisiaviso d. h Wiese der Jungfrauen. Es sind die Schlachtjungfrauen, die schlachtwaltenden Valkyren gemeint, die Idisen unserer Vorfahren, und das nach ihnen bezeichnete Gefilde hieß so, weil es sich ohne Zweifel vorzüglich

zu einer großen Wahl- und Schlachtstätte eignete. Bekanntlich schlug dort Germanicus den Hermann.

S. 148. ²) Ich meine jene Luthersche „Kinderschrift an sein liebes Söhnlein, Hänßchen Luther, darinnen er das Kind zur Gottesfurcht, Gebet und Studien locket." (Vgl. Ausgabe von Walch, Theil 21, S. 328.) Sie gehört zu dem Innigsten und Treuherzigsten, was überhaupt in dieser Art geschrieben sein mag.

Zu dem im Text erwähnten Märchen von der Wiese unterhalb des Brunnens vergleiche man noch eine belgische Sage, welche, irre ich nicht, W. Wolf mittheilt. Ein Fischer stieg, durch einen Zauberring geschützt, in's Meer hinab, aber je tiefer er kam, um so weniger Wasser gewahrte er. Er fand vielmehr endlich auf dem Grunde eine herrlichblühende Wiese, auf welcher viele Mäher beschäftigt waren. Der Fischer erkannte unter ihnen alte Freunde, die ihren Tod vorlängst im Meere gefunden, aber alle waren jugendfrisch und sangen fröhlich bei ihrer Arbeit. Mitten im Grün stand ein prächtiges Haus, und in ihm wohnte Rahana, die schöne Meergöttin.

S. 149. Wasen, ein jetzt fast zum Provinzialismus entwertheter Ausdruck, der noch deutlich auf die alte Wurzel (wahsen, wachsen) zurückweist, während unser Rasen an Gras, unsre Wiese an das lateinische vireo erinnern mag. Trift (der Ort, wohin zur Weide getrieben wird) bedeutet ebenfalls zunächst das aus der Erde hervortreibende Grün, während Anger wohl nur eine Umformung des lateinischen ager ist und ursprünglich überhaupt Ackerland, Feld bezeichnete. Aue endlich ist wasserfrische, bachumflossene Wiese (mit dem lateinischen aqua und dem französischen eau Eines Stammes).

S. 151. Sie bilden ein Achtel der deutschen Flora.

S. 152. Ihm vergleicht sich ungesucht die keuschinnige Dichtung Hartmann's, der ja selber von der Aue war, und auch in unsrem Volksliede athmet etwas wie der frische, heilsame Odem der Kräuter.

S. 155. Zum Schlusse füge ich hier ein serbisches Volkslied (in der Uebersetzung von Siegfried Kapper) bei, welches das freie, duftige Prangen und die einladende Schönheit der Wiese, wenn auch nur beiläufig, doch in treffender Weise schildert.

Wem am wohlsten ist.

Rühmt die Goldzitrone sich am
Meeresstrand:
„Wohler wohl ist Niemand heute
Als wie mir!"
Hört das grüne Aepflein dies am
Aepfelbaum:
„Eitel prahlst du Goldzitron' am
Meeresstrand!
Wohler wohl zur Stund' ist Keinem
Als wie mir!"

Hört die grüne Wiese dies, noch
Ungemäht!
„Eitel prahlst du grüner Apfel
An dem Baum:
Wohler wohl ist Niemand heute
Als wie mir!"
Hört das junge Mädchen dies, noch
Ungeküßt:
„Eitel prahlst du, ungemähtes
Wiesenland:
Wohler wohl ist Niemand heute
Als wie mir!"
Hört der junge Knabe dies, noch
Unvermählt:
„Eitel prahlt ihr, eitel heute
Allesamt!
Denn so wohl wie mir ist heute
Keinem wohl!
Goldzitron' am Meeresstrand, dich
Pflück' ich heut!
Aepflein grün am Aepfelbaum, dich
Brech' ich heut!
Ungemähte Blumenwies', dich
Mäh' ich heut!
Ungeküßte, junge Maid, dich
Küss' ich heut!"

Neben diesem serbischen möge denn auch ein Minnelied Herrn Christians von Hamle eine Stelle finden, um (aus hundert Beispielen der deutschen Minnedichtung nur an einem) zu zeigen, wie tief jene naiven Zeiten den Reiz auch einer einfachen Wiese empfanden (Wackernagel Lesebuch I, S. 610).

Ich wolte daz der anger sprechen solte
als der sytich in dem glas,
und er mir danne rehte sagen wolte
wie gar sanfte im hiure was
dô mîn frowe bluomen las
ab im unde ir minnenclîchen füeze
ruorten ûf sîn grüenez gras.

Her Anger, waz ir iuch froiden muostent nieten
dô mîn frowe kom gegân
unde ir wîzen hende begunde bieten
nâch iuwern bluomen wol getân!
erloubet mir, her Grüener Plân,
daz ich mîne füeze sezen müeze
dâ mîn frowe hât gegân.

Her Anger, bittent daz mir swaer sül büezen
ein wip nâch der mîn herze stê:
sô wünsch ich das si mit blôzen füezen
noch hiure müeze uf iuch gê:
sô geschadet iu niemer snê.
wirdet mir von ir ein lieplich grüeze,
sô gruont min herze als iuwer klê.

2. Die Heide.

Das Motiv zu diesem Aufsatze gab eine 1852 in die Lüneburger Heide unternommene Wanderung. Zu dieser Heide muß man im geologischen Sinne die ganze Fläche rechnen, welche die Wasserscheide zwischen der Aller, der untersten Weser und Elbe bildet und bis 350 Fuß Höhe erreicht. Sie beginnt nordwestlich von Magdeburg in der Gegend des Drömling, zieht dann zwischen Uelzen und Celle, Lüneburg und Soltau hindurch und verliert sich gegen Harzefeld und Bremervörde allmählich in die moorigen Niederungen der Halbinsel zwischen dem untersten Lauf der Elbe und Weser. (Vgl. Girard, die norddeutsche Ebene, S. 3.)

S. 157. Von ἐρείκω, ich breche. Andere wollten es auf ἔρημος, die Wüste, zurückführen, was nicht minder bedeutungsvoll wäre, aber sprachlich unrichtig erscheint.

S. 158. Platen läßt seinen „romantischen Oedipus" — ein bekanntlich gegen Immermann gerichtetes Stück — auf der Lüneburger Heide spielen und Immermann dort, wo der Chor der Heidschnucken ihn huldigend umkreist, den Gedanken dieses Dramas fassen.

S. 162. Der Name lautet ahd. wehhal-tra, mhd. quëckolter (von dem alten quëc, frisch, keck, lebendig, eben wie im Lateinischen juniperus von juvenis) und bedeutet den „immergrünen, arzneilichen Lebensbaum."

S. 165. Die Heide „schämt sich" ist von der verspäteten Blüte unserer Eriken noch immer landläufiger Ausdruck. Schon Walter v. d. Vogelweide kennt ihn. (Ausgabe von Lachmann S. 42)

> — gegen den vinstern tagen hân ich nôt,
> wan daz ich mich rihte nâch der heide,
> diu sich schamt vor leide,
> sô si den walt siht gruonen, dô wirts iemer rôt.

S. 166. Plin. H. N. XVI, 1 erzählt von den alten Chauken, was noch heute auf die Bewohner jener Küstenstriche nicht bloß, sondern auch der nordischen Heiden und Moore paßt: non pecudem his habere, non lacte ali, ut finitimis, ne cum feris quidem dimicare contigit, omni procul abacto frutice: ulva et palustri junco funes nectunt: captumque manibus lutum (Torf) ventis magis quam sole siccantes: terra cibos et rigentia septemtrione viscera sua urunt. Potus nonnisi ex imbre servato scrobibus in vestibulo domus.

S. 169. Vgl. Grenzboten, 1852, Nr. 18, die ein höchst anschauliches Bild dieses Heidhirtenlebens geben. (Ein Aufsatz, scheint es, von K. A. Mayer's Hand.)

S. 170. Lateinisch Fagopyrum esculentum, französ. blé Sarasin, angeblich die letzte der Cerealien, welche aus dem Morgenlande — durch die Kreuzfahrer — zu uns kam.

S. 171. Zwar ist alten Chronisten zufolge eine große Normannenschlacht (die Schlacht von Ebbekestorp, 880) in der Nähe des Dorfes Alt-Ebstorf geschlagen; doch sollen dieser Angabe begründete Zweifel entgegenstehen. — Die Hünenbetten in der Heide sollen uralte Schlachtfelder bezeichnen; unter ihnen liegen die Gefallenen begraben, und die Heideblumen haben ihr rothes Blut getrunken. Das ist niederdeutsche Sage. — In der Gegend von Lüchow (bei Salzwedel) nennt man in verwandtem Bezuge das Heidekraut „Brauttreue". Eine Braut sei auf der Heide von einem Felsen, bei dem sie Treue geschworen, in dem Augenblicke zerschmettert, als sie ihr Wort gebrochen; ihr Blut habe weit umher die Blumen gefärbt, so daß sie fortan rothe Blüte zeigen.

---

3. Der Nadelwald.

S. 173. Vgl. Vischer's Aesthetik II, §. 281.

S. 175. Hermann Schacht schreibt der Tannen- und Fichtennadel ein Alter von 10 bis 12 Jahren zu. Vgl. die Schrift des berühmten Pflanzenphysiologen über den „Baum". S. 167.

S. 178. ¹) Nach einem persischen Spruche.

S. 178. ²) Daß ein kümmerlicher Rest jener uralten Zedern in der Schlucht von Bscherreh steht, und daß in entlegenen Thälern noch junge Anflüge dieses Baumes sich geborgen haben, ist bekannt. Vgl. Osterwald in Schaller's und Giebel's „Weltall", 1854, Nr. 2. Aeltere Nachrichten über die Libanonszeder (besonders aus dem 16. und 17. Jahrhundert) in Fechner's „Centralblatt für Naturwissenschaften und Anthropologie". 1854, Nr. 2. Allerdings ist schon von älteren Gelehrten bezweifelt worden, daß die hochgepriesene Libanonszeder (אֶרֶז הַלְּבָנוֹן) eben der erwähnten, fast ausgerotteten Species angehöre. Ein neuerer amerikanischer Reisender erhebt den alten Zweifel zu großer Wahrscheinlichkeit. Er hat an Ort und Stelle die Beschaffenheit des Holzes geprüft und es so schwach, spröde und zerbrechlich gefunden, daß Salomo es unmöglich zu seinen Großbauten habe benutzen können. Vielmehr, sagt er, sei das Wort אֶרֶז der allgemeine Name für Nadelhölzer und habe man an die Libanonsfichte zu denken, einen starken, festen Baum, der auf dem Gebirge sehr häufig wachse und vielfach zu baulichen Zwecken verwendet werde.

S. 183. ¹) Eine höchst lebendige Schilderung des Holzfällens giebt J. Rank in einer seiner Novellen. Einzelne Züge sind daraus entlehnt.

S. 183. ²) Vgl. Schacht, der „Baum", S. 344.

---

4. Der Laubwald.

S. 187 [1]) Vgl. Minerva, 1852 im Augustheft. — Einen vortrefflichen Aufsatz von W. Alexis über „unsere Wälder und deren Einfluß auf den Volkscharakter" brachte das Deutsche Museum, 1851, 8. Heft.

S. 187. [2]) Die Wälder sind ein vielbewährter, allgemein anwendbarer Damm gegen Lawinen, ein Bauwerk, das sich selbst erhält. Die Aelpler würdigen auch diese Wohlthat der Wälder vollkommen. An lawinengefährlichen Orten hegen sie über jedem Gebäude mit eifersüchtigster Sorgfalt einen Schutzwald, der gebannt ist gegen jeden frevelnden Eingriff. Fast heilige Scheu hält selbst den Holzdieb vom Bannwalde fern, weshalb diese Wälder meistens die schönsten der ganzen Gegend sind. Vgl. Wessely, die österreichischen Alpenländer I, S. 69.

S. 187. [3]) Vgl. A. Buddeus' interessantes Buch „Halbrussisches", I, S. 183.

S. 189. [1]) Senec. Epist. XLI: Si occurrit vetustis arboribus et solitam altitudinem egressis frequens lucus et conspectum coeli densitate ramorum aliorum alios protegentium submovens: illa proceritas silvae et secretum loci et admiratio umbrae, in aperto tam densae atque continuae, fidem numinis facit. Wer erinnerte sich dabei nicht an die bekannte Stelle des Wandsbecker Boten: „Ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch wohl die Bäume wachsen lasse, und dann fühle ich so von ferne und leise Etwas von einem Unsichtbaren, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei!"

Ueber den im Text berührten Waldkultus der Germanen und anderer Völker ließe sich Manches anführen. Man denke nur an den heiligen Hain der Semnonen (Tacit. Germ. 39) und an die heiligen Bäume (Eichen und Linden), deren es so viele gab. Gewiß waren unsre Vorfahren nicht so roh, die Bäume selbst anzubeten, sondern sie verehrten dieselben, weil sie die Götter in ihnen thronend dachten, weil wahrscheinlich bei ihnen geopfert und die Häupter der Opferthiere an ihren Zweigen aufgehängt wurden. An einen solchen Opferbaum erinnert noch die Fabel „der wolf und diu geiz" bei Grimm, Rein. Fuchs 301 ff. Die christlichen Bekehrer weihten diese Bäume, falls sie dieselben nicht niederhieben, gewöhnlich der Jungfrau Maria, und daher mögen zum Theil noch die wunderthätigen Gnadenbilder an alten Eichen, Linden und Buchen stammen.

S. 189. [2]) Bernhard von Clairvaux. Seine Worte selbst sind mir nicht zur Hand, aber Hase in der „Gnosis" erwähnt ihrer. Außerdem heißt es bei Gerhard, Loci theol. Tom. I, p. 94: „Bernardus Claravallensis de se fatebatur, quidquid didicerit maxime in silvis et in agris meditando et orando se accepisse, nullos se aliquando magistros habuisse nisi quercus et fagus." Ebenso liest man in Francisci Petrarchae „Trostspiegel" (Frankfurt 1572, Blatt 141): „Der heil. St. Bernardus, der ain fürträffen-

licher man an kunst vnd leere gewesen, bekennet, er hab kainen andern Leermaister nie gehapt, denn Eychbaum vnd Buochen." — Das Symbolum des Thomas von Kempen, wie es unter seinem Bildnisse zu Zwoll steht, lautet: In omnibus requiem quaesivi et non inveni, nisi in Hoekens (Hag, Wald) end Boekens (Büchern). Vgl. Rochholz, Entwürfe 171.

S. 191. Die altmärkischen Wälder, insbesondere aber der Urforst von Hasbruch im Oldenburgischen haben dem Verfasser die Motive für die obige Schilderung gegeben. Der letztgenannte Wald würde, auch abgesehen von der in seiner Nähe belegenen Cisterzienserruine Hude, allein eine Reise lohnen. Noch großartigere Bilder liefern ohne Zweifel weiter nordwärts die polnischen Wälder, wie im Süden die Wälder der Alpenländer. So ist zwischen dem Wieprzflusse, dem Bug und der neuen Straße von Terespol nach Warschau (eine Fläche von 110 Quadratmeilen) fast Alles mit Sumpf und Wald bedeckt, und so findet sich in der Thalmulde der Mürz (norische Alpen) eine Urwildniß der gewaltigsten Baumkolosse. Wesselyi (österr. Alpenländer I, 310 ff.) sagt, daß hier 60 bis 150 Klafter Lagerholz auf das Joch zu rechnen sei. Das Kernholz bleibe dort 800 bis 1000 Jahre gesund und ein gefallener Stamm brauche 150 bis 200 Jahre zur völligen Verwesung.

S. 192. [1]) Caesar Bell. Gall. VII, 10.

S. 192. [2]) Tacitus German. 28. 30.

S. 192. [3]) Plinius H. N. XVI, 2. Ich führe die emphatische Schilderung wörtlich an: In eadem septemtrionali plaga Hercyniae silvae roborum vastitas intacta aevis et congenita mundo, prope immortali sorte miracula excedit; ut alia omittantur fide caritura: constat attolli colles occursantium inter se radicum repercussu, aut ubi secuta tellus non sit, arcus ad ramos usque, et ipsos inter se rixantes curvari portarum patentium modo, ut turmas equitum transmittant. Ueber die Ausdehnung dieses Urwaldes sagt Pomp. Mela, I, 111, 3: Hercynia silva dierum sexaginta iter occupans.

S. 192. [4]) Claudianus Cons. Stilich. I, 288:

Ut procul Hercyniae per vasta silentia silvae
Venari tuto liceat, lucosque vetusta
Religione truces et robora numinis instar
Barbarici nostrae feriant impune bipennes.

Man vergleiche dazu das lebendige Bild, welches Lucan. Phars. III, 400 ff. von dem alten Druidenwalde bei Massilia und von dessen Zerstörung durch Cäsar giebt. Wie sieben Jahrhunderte später der Apostel der Deutschen bei Geismar, so ergreift der Römerfeldherr mit kühner Hand zuerst die Axt, und dem Zorne der heidnischen Götter trotzend schmettert er die geweihete Eiche nieder. Von dem Walde selber aber sagt Lucan. III, 422 ff.:

Non illum cultu populi propiore frequentant,
Sed cessere diis, medio cum Phoebus in axe est
Aut coelum nox atra tenet, pavet ipse sacerdos
Accessus, dominumque timet deprendere loci.

S. 193. Den südlichen Völkern ist der dem Sonnenbrande wehrende Schatten eine der höchsten Wohlthaten der Natur. Die Könige, die treuen Völkerhirten, ja die ewige segnende und schützende Gottheit selbst erscheinen daher bei orientalischen Dichtern unter dem Bilde hochgewipfelter, weitschattender Bäume. So Ezech. 31 von Assur, so Baruch 1, 8. Ebendahin gehören die in den Psalmen so oft wiederkehrenden Wendungen „im Schatten des Höchsten" u. s. w. Psalm 17, 8. Psalm 91, 1 u. a. m. — Die alten Dichter preisen nichts so sehr am Walde, als seine schattige Kühle, so bei Horaz umbrosi luci, gelidum nemus, spissae nemorum comae, bei Virgil nemorum tenebrae, caligans nigra formidine lucus, lucus laetissimus umbrae, nemus opacum u. s. f.

S. 195. Die Neger von Kordofaner zählen von einem Baum, el Ségerat mohána (Baum der Vollendung), der so viele Blätter hat als Menschen leben. Auf jedem Blatte steht ein Name, und wird ein Kind geboren, so wächst ein neues. Wird ein Mensch krank, so welkt sein Blatt; soll er sterben, so bricht Asrael, der Todesengel, es ab. Vgl. Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai S. 214.

Auch sei hier an Freiligrath's Gedicht erinnert:

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich d'rauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen,
Und jede Blüte ist ein Volk, ein Land.

Zur Schlußpartie des Aufsatzes IV vgl. Storm's reizende Erzählung „ein grünes Blatt" im Taschenbuch „Argo" von 1854, S. 294.

---

5. Das Kornfeld.

S. 199. Es giebt keine sinnigere Geschichte desselben als Hebel's „Hafermus". Wie alle Gedichte Hebel's durchzieht ein goldener Faden der Lehre auch dieses köstliche Idyll, das zugleich eine Naivetät und Keckheit der poetischen Personifikation entfaltet, die von überraschender Wirkung ist.

Das Hafermus.

'S Haber-Mueß wär fertig, se chömmet ihr Chinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig,
aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.
Esset denn und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
D'Haber-Chörnli het der Aetti zwischen de Fure
gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeih-Johr.

Aß es gewachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke Schnüfli,
nei, es schloft und seit kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
wie ne Muetter-Chind, 's isch Alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schlieft us de Windeln, es streckt e Würzeli abe,
tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrig und find't sie.
Jo und 's stichts der Wundervitz, 's möcht nummen au wisse,
wie 's denn witer oben isch. Gar heimlich und furchtsem
güggelet's zum Boden us, — Pot tausig, wie gfallts em!
Uise lieber Hergott, er schickt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar sölli.
Sieder strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschen und gstrehlt isch,
chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandelt ihre Weg hoch an der himmlische Land-Stroß,
strickt und lueget aben, as wie ne fründlige Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
und es thuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"
Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gor sölli.
's Chiimli trinkt bis gnueg; druf weiht e Lüftli und trochnet's,
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"

Esset, Chindli, gsegn' es Gott! und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zeit uf's Chiimli. Wulken an Wulke
stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si.
Uf de Berge schneits, und witer niede hurniglet's.
Schocheli schoch, wie schnatteret iez und briegget mi Chiimli,
und der Boden isch zue, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d'Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will?
„oder förcht sie au, es frier sie? Wäri doch bliebe,
„woni gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Boden und in der füechtigi Wärmi."
Lueget, Chinder, so goht's! Der werdet au no so sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
schaffe müent und reble, und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe."
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser,
wie's im Chiimli gangen isch Am heitere Mai-Tag
weihts so lau, und d'Sonne stigt so chräftig vom Berg uf,
und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
nootno duftet 's Chriesi-Bluest, und grüenet der Pflum-Baum;
nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
und mi Häberli seit: „Do blibi au nit dehinte!"
Nei, es spreitet d'Blättli us, wer het em sie gwobe?
und iez schießt der Halm, — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schliest en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
Sagmer au ne Mensch, wer het an sidene Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstlige Hände?
d'Engeli, wer denn sust? Si wandle zwische de Furen
uf und ab vo Halm zue Halm, und schaffe gor fölli.
Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilch-Stuehl.
Jez sin zarti Chörnli drin, und wachsen im Stille,
und mi Haber merkt anfange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zue'nem,
luege, was er macht, und singen: Eie Popeie!
Und 's Schi-Würmli chunnt, Potz tausig mittem Laternli,
z'Nacht um Nüni z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlofe.

Esset, Chinder, segn' es Gott, und wachset und trüeihet!
Sieder het me gheuet, und Chriesi gunne no Pfingste;
sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
sieder hen sie Rogge gschnitte, Weizen und Gerste,
und die arme Chinder hen barfis zwischen de Stupfle
gfalleni Aehri glesen, und 's Müüsle hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
„und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do,
„zwische de Stupfel-Rüeben, und zwische de Grumbiere-Stude?"
Druf isch d'Muetter usen und 's Eferfinli und 's Plunni
's het ein scho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
hei sie'n dröscht von früeih um Zwei bis z'Oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feister Milch vom iunge fleckige Chüeihli
Hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi. — Geltet, 's isch guet gsi?
Wüschet d'Löffel ab, und bett eis: Danket dem Heren —
und iez göhnt in d'Schuel, dört hangt der Ofer am Simse!
Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmet der Zibertli über.

S. 202. Diese in den Küstenländern des Mittelmeers und der Adria sehr häufig vorkommende Grasgattung stimmt mit dem Weizen auffallend überein; nur sind bei ihr die oberen Aehrchen taub, die Früchte beiderseits vertieft und die Balgklappen mehr bauchig. Der Gärtner Esprit Faber in Agde bei Montpellier kultivirte dieselbe während eines Zeitraums von zwölf Jahren. Dadurch wurden ihre Fruchtähren länger, die Blüten abortirten weniger, die Klappen wurden minder breit und platter: kurz das Gras

Aigilops hatte sich in Weizen umgewandelt und fiel auch nicht wieder in die frühere Form zurück. Vgl. das Weltall von Giebel und Schaller. 1854. Nr. 1.

S. 206. [1]) So sagt noch jetzt der Landmann der Wetterau, wenn die Kornähren im Winde wallen, daß der Eber im Korn gehe. (Grimm, Mythol. 2. Ausg. 446.)

S. 206. [2]) Die heilige Walpurgis hat als Schützerin der Feldfrucht drei Aehren zum Attribut, wobei nicht zu vergessen, daß an ihrem Tage (1. Mai) die Saaten ihr höchstes Wachsthum beginnen. Aehnlich verehrt man in Frankreich eine notre dame de trois épis (Menzel, Symbolik, S. 36).

S. 206. [3]) (Im Texte ist diese Anmerkung irrthümlich mit [1]) bezeichnet.) Vgl. Heine's Epilog zum „Buch der Lieder":

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Roth' und blaue Blumen u. s. w.

S. 208. Die Roggenmuhme (Kornweib) ist das niederdeutsche Getraide-gespenst. Sie erscheint im fahlen Schleier, wohl auch mit eisernen Brüsten, und raubt die blumensuchenden Kinder, die sich zu weit in's Korn gewagt. Jetzt zur Hexe umgewandelt, war sie wohl ursprünglich ein gutes, holdes Wesen (Frau Holde). Schon der Name Roggenmuhme, Roggenmutter deutet auf eine Spindel und Acker schützende Göttin (Grimm, Mythol. 2. Ausg. 446). Ein reizendes Bild ihrer ganzen Elfenwirthschaft giebt Immermann in „Tristan und Isolde."

S. 209. [1]) Vgl. Grimm, altdeutsche Wälder II, 203.

S. 209. [2]) In Calderon's Auto: „Der Waldesdemuth Krone." In gleichem Sinne sagt ein neuerer Dichter (Gregorovius):

Das Höchste, was die Erde nennt,
Die Traube ist es und die Aehre!

S. 210. Auch bloß „Vergoodendeel", d. i. Frau Goodes Antheil. Diese eigenthümliche Erntefeierlichkeit findet sich z. B. in gewissen Theilen der Altmark. Verf. kennt sie von daher aus Autopsie und darf auf die genaue Beschreibung verweisen, welche Grimm in der Mythologie davon gegeben hat.

Zu Seite 202 des Textes, wo der Mythen vom Ursprunge des Korns gedacht wird, sei hier noch der eigenthümlichen lithauischen Ueberlieferung erwähnt, der zufolge die Götter den Samen des Getraides in der Hülse der Eicheln (der Früchte des heiligen Baumes) auf die Erde sandten.

Dem oben mitgetheilten Hebel'schen Gedichte reihe ich schließlich ein anderes an von J. P. Willatzen, welches die segnende Wohlthat der Aehre in anziehender Weise zur Anschauung bringt.

Vision.

Stillprangend war die Sommernacht
Entfaltet rings im Kreise;
Der Himmel funkelnd in Sternenpracht
Küßte die Erde leise.

Von lichten Wolken wob ein Kranz
Bald schlichter sich, bald bunter,
Draus sah mit ihrem Silberglanz
Die Vollmondsblume herunter.

Die streute rings so lieblichen Schein,
Wie andere Blumen Düfte;
Die schweigenden Felder sogen ihn ein,
Die träumenden Wälder und Klüfte.

In solcher Nacht lieb' ich's allein
Durch Wald und Flur zu streifen,
Geheimnisse zu tauschen ein,
Die still im Mondstrahl reifen.

Ach, wenn ich einsam durch die Flur
So wandle bis zum Tagen,
Dann lösen sich mir der Natur
Verborgne Räthselfragen.

So stand ich denn, hoch über mir
Der Sterne goldene Funken,
Und sah in reicher Garbenzier
Ein Kornfeld vor mir prunken.

Des Himmels Wunderblume schien
Mit dämmrigem Silberlichte
Und ließ an mir vorüberzieh'n
Seltsamliche Gesichte.

Als Heldenschaaren, die im Feld
Um Ruhmespalmen warben,
In langen Reihen aufgestellt
Sah ich das Heer der Garben.

Es schmückten jedes Kriegers Brust
Mohnblumen und Cyanen,
Als würden sie zu festlicher Lust
Geführt von ihren Fahnen.

Und als zum Kampfe sich fertig gemacht
Die goldene Cohorte,
Erklangen durch die schweigende Nacht
In's Ohr mir leise die Worte:

„Wir zieh'n in einen heiligen Streit,
Von Gott dazu ersehen,
Sein Engel giebt uns das Geleit,
Wohin, wie weit wir gehen.

„Der grimme Feind, der Hunger, droht
Mit reisigen Geschwadern,
Sein Hauch ist Pest, sein Blick ist Tod,
Er saugt das Blut der Adern.

„Vom Himmel sind wir ausgesandt,
Die Welt vor ihm zu retten;
Wir schaffen neues Glück im Land
Um liebliche Friedensstätten!"

Dann schwieg's. Und sieh', ein düstres Blatt
Vom Wolkenkranz verhüllte
Die Wunderblume; ihr Schein ward matt,
Zwielicht das All erfüllte.

Aufblickend nun gewahrt' ich mit Grau'n
Gestalten fahl und mager,
Verschmachtende Männer, Kinder und Frau'n
Sich windend auf dürftigem Lager.

Und ich sah verwandelt zu Weh die Lust
Und Menschen zu Hyänen,
Statt Milch gab Blut die Mutterbrust
Und nährte sich mit Thränen.

Ein Heer, ein wirres, höllisches Knäul,
So nahten grausige Geister;
Sie schritten einher mit Wuthgeheul,
Voran der Hunger, ihr Meister.

In Flammen stand ein ganzes Reich;
Ich hörte Aufruhrläuten:
Verzweiflung kam, hohlaugig und bleich
Mit beutehungrigen Meuten.

Da scholl der Garben Schlachtgeschrei:
„Gott wird uns Sieg verleihen!
Zum Kampf! Der Himmel steht uns bei!"
Und vorwärts stürmten die Reihen.

Sie stürmten hin, sie stürmten her:
Vor ihrer Schwerter Streichen
Fand Rettung der Feind bald nirgends mehr,
Und er mußte weichen, erbleichen.

Und die Welt war wieder des Glückes Bild,
Den Armen sah man nicht darben;
Der Friede wallte bekränzt durch's Gefild,
Geführt vom Heere der Garben.

Und in den Lüften hört' ich zieh'n
Ein wunderliebliches Klingen,
Und siegesfreudige Melodie'n
Durch's trunkene Herz mir gingen ......

Da stieg's gemach im Osten empor
Mit flammenden, leuchtenden Rosen,
Von meinen Augen sank ein Flor,
Und ich fühlte die Morgenluft kosen.

Die silberne Blume der Nacht erblich
Allmählich im Wolkenkranze,
Und all der heimliche Zauber entwich
Vor des Tages neuem Glanze.

Als nun die ersten Lerchen laut
Um den Preis der Lieder warben,
Hab' ich mit freudigem Blick geschaut
Die hingereihten Garben.

Ich segnete mit stillem Wort
Ihr preislich Thun und Treiben,
Dem dankend, der des Menschen Hort
Stets war und stets wird bleiben.

VII.

Bilder aus der Thierwelt.

1. Das Kameel.

Das Material des vorstehenden Aufsatzes ist zum größren Theil der Monographie Ritter's über die „Verbreitung des Kameels" (Erdkunde 13. Th., 3. Buch, S. 609 ff.) entlehnt. Anderweitige Bemerkungen sind neueren Reisebeschreibungen (Parthey, Hackländer, Hahn-Hahn, Goltz, Pückler) und der Naturgeschichte von Pöppig (hie und da wörtlich) entnommen.

S. 213. Nach v. Hammer (S. 7 seiner trefflichen Abhandlung über das Kameel) wäre die richtigste Aussprache Kahmel (nicht Kamehl). Denn arabisch lautet der Name Dschémmel. Ebenso sagen wir richtiger Káffe, nicht Kaffé.)

S. 214. *Χώρα Νομάδων, ἀπὸ τῶν καμήλων ἐχόντων τὸν βιόν*, sagt treffend Strabo, XVI, 777.

S. 215 Utque aquilam cygnus, congrum muraena, camelus
Odit equum.

Plin. H. N. VIII, 26: Odium adversus equos gerunt naturale. Nach der Sage benutzte Cyrus diese unüberwindliche Abneigung, um das Heer des Krösus zu vernichten. Er stellte alle Lastkameele seines Trosses, nachdem er sie bemannt, in das Vordertreffen, der lydischen Reiterei gegenüber und gab den grausamen Befehl, Niemand als den König zu schonen, wie auch immer dessen Widerstand sein möge. „Er ordnete sein Heer deshalb so,“ sagt Herodot (I, 80), „weil das Pferd sich vor dem Kameele fürchtet und dasselbe weder sehen, noch riechen kann. Der Ausgang rechtfertigte den befolgten Kriegsplan: denn kaum hatten die Pferde der Lyder die Kameele gesehen, als sie, vor den ungewohnten Gestalten zurückschreckend, sich umwandten und das ganze Heer zur Flucht zwangen, worauf der Sturz der lydischen Herrschaft erfolgte.“

S. 216. [1]) Diese theilweise Aehnlichkeit der Giraffe und des Straußes mit dem Kameele ist in den lateinischen Thiernamen camelopardalus und struthiocamelus treffend angedeutet.

S. 216. [2]) Daher das griechische Sprichwort: *ἡ κάμηλος, ἐπιθυμήσασα κεράτων, καὶ τὰ ὦτα προςαπώλεσεν.* (Den parallelen hebräischen Spruch führt Bochart an Hieroz. 95.) Das kleine und gespitzte Ohr ist dem Araber Zeichen edler Kameelrace, wie denn ebendeshalb die Ohren unedlerer Thiere beschnitten werden.

„Das feingespitzte Ohr bezeugt den Adel“,

heißt es in der Moallakat des Tarafa.

S. 216. [3]) Dem Araber, der an dem geliebten Thiere keinen Mangel sieht, erscheint auch das Kameelauge eben so schön, als es scharf ist. Daher singt Motenebbi:

„Meine Augen — Augen der Kameele.“

S. 217. „Alle Freude ist gegangen fehl,
Denn es fehlt der Höcker dem Kameel.“
(Nabega-Dhobyani.)

S. 218. [1]) „Die Frauen wandeln gleich der Reihe von Kameelen,
Die bald der Thau und bald die Flut des Quelles tränkt;
Sie schütteln ihren Leib, den üppig wohlgenährten,
Wie in dem Nordwind zarter Zweig an Zweig verschränkt,
Rodeinischem Kameele gleich, das wenn berühret
Von Kaufmanns Hand mehr Milch sogleich beim Melken schenkt.“
(Ibn Mokbil.)

und Motenebbi sagt:

„Ich opfre Frauenschritt — bei meiner Seele! —
Dem schnellen Lauf schnellfüßiger Kameele.“

S. 218. ²) Nicht mein Kameel wird weinen, wenn's meinen Ruf vermißt,
Auch wird nicht lange weinen im Haus um mich mein Sohn.
(Rückert, Hamasa.)

S. 219. Zum Aufsuchen des Bernsteins wurde schon während des 10. Jahrhunderts das Kameel in Hadramauth gebraucht.

S. 220. ¹) Diesen Zustand der Wildheit stellen die Türken öffentlich zur Schau. Sie veranstalten Kameelkämpfe, wobei sie den Thieren jedoch Maulkörbe anlegen, um tödtliche Verletzungen zu verhüten. Die gereizten Kameele erheben sich auf den Hinterfüßen, stürzen auf einander los, umklammern sich mit ihren Vorderbeinen, schlingen die Hälse in einander und suchen sich gegenseitig niederzuwerfen; zuweilen sprengen sie sogar die Maulkörbe und Stricke und sind dann kaum zu retten: ein Schauspiel, welches selbst den apathischen Osmanli in eine Art Rausch zu versetzen pflegt. Noch scheußlicheren Mißbrauch des wüthenden Thieres sahen Reisende in Marokko. Die Kameele wurden hier (wie bei den Indern die Elephanten) dazu abgerichtet, die unglücklichen zum Tode Verurtheilten mit dem Gebiß zu packen, in die Luft zu schleudern und dann beim Niederfallen mit den Füßen zu zerstampfen.

Hierauf beruht das arabische Sprichwort „Grollender als ein Kameel", und Basilius der Große sagt in der achten Homilie über die Schöpfungsgeschichte, wo er die Landthiere mit den Wasserthieren vergleicht, sehr nachdrücklich: *Τὸ δὲ τῶν καμήλων μνησίκακον καὶ βαρύμηνι καὶ διαρκὲς πρὸς ὀργὴν τὶ ἂν μιμήσασθαι τῶν θαλαττίων δύναιτο*; (Zahlreiche andere Stellen der Alten bei Boch. Hieroz. p. 75.)

S. 220. ²) Einen solchen Fall erzählt Fürst Pückler aus Kairo, und einen ähnlichen Graf Escayrac de Lauture. Der Wärter eines Kameels, der es oft mißhandelt und ihm das Futter verkürzt hatte, ging eines Tages ohne Peitsche vorüber. Da faßte ihn das ergrimmte Thier mit den Zähnen, warf ihn nieder und trat ihm die Brust ein.

S. 220. ³) Plin. H. N. XI, 74 . . . cameli et delphini fel non habent. (Doch sagt er merkwürdiger Weise dasselbe auch vom Esel, Eber, Maulthier und einigen anderen.)

S. 221. ¹) Caes. Bell. Afric. 68.

S. 221. ²) Herod. VII, 125.

S. 223. ¹) In arabischen Grammatiken liest man, der Araber habe für das Kameel 6000 Bezeichnungen (freilich nicht bloße Synonyma in unserem Sinne), für den Löwen 1000, für das Pferd 700, für das Schwert 500. (Wie kennzeichnet das den kriegerischen Beduinen!)

S. 223. ²) Diod. Sic. II, 54. Uebrigens ist unser häßliches Wort Trampelthier offenbar nur aus Dromedar assimilirt.

S. 224. ¹) Hammer zählt deren sechszehn auf, darunter eins von

Rebiaa-el-Basri, dem Beduinen: „Das Buch des sehnsüchtigen Stöhnens des Kameeles nach dem Lager seiner Jungen.“

S. 224. [2]) Im „Reinhart“ kommt das Kameel vor, führt aber gar keinen Namen, sondern heißt nur diu olbente von Tuschalân vgl. V. 1438 und 1995. — Olbente, ahd. olpenta, agſ. olfend, goth. ulbandus sind Appellativa = Elephant (aus dem griech. ἐλέφας). Doch unterscheiden, wie Grimm sagt, alle Gedichte des Mittelalters olbende und elefant. In Ludolphi de Sichem itinerarium in terram sanctam heißt ebenfalls das Kameel olvend. Im Gedicht „vom Priester Johannes“ V. 70:

da sint in dem lande
olbentyer vnde elevande.

Im „Pfaffenleben“, einem Gedichte aus dem 12. Jahrhundert, heißt es V. 592:

die mucken ir lichet
die olbenden ir slichet

vgl. Altd. Wäld. I, 232. — Im Reinhart erscheint das Kameel als Frau, aus Toskana stammend, also als eine Wälsche. Sie ist Reinhart's Freundin und wird auf seine Fürsprache von dem Könige mit der Abtei Erstein im Elsaß begabt. Allein die Nonnen sind mit der aufgedrungenen fremden Aebtissin nicht zufrieden und jagen sie in den nahen Rhein. Im Jahre 953 verlieh Otto I. seiner Schwiegermutter Bertha, die mit ihrer Tochter Adelheid aus Italien nach Deutschland gezogen war, die Abtei Erstein, und auf diese dem Volksgefühl wie es scheint anstößige Vergebung der Abtei mag sich die wälsche olbente im Gedicht beziehen. Sie heißt Tuschalân, weil das Kameel aus dem Orient über Italien her eingeführt war.

Im Nouveau Renard heißt das Kameel Lombars V. 125. 5095, offenbar aus gleichem Grunde. Im Renart V. 8422 erscheint das Kameel als päpstlicher Legat.

Auf der großherzoglichen Domaine San Rossore, vier Stunden von Pisa, existirt noch heut zu Tage eine Kameelstuterei. Die dort gezogenen Thiere werden von einigen Naturforschern (wie von L. Bonaparte) für eine eigene Race gehalten. Man glaubt, daß sie aus den Kreuzzügen herstammen, was Andere wieder läugnen. So viel ist gewiß: vor dem 17. Jahrhundert werden sie nicht erwähnt, und sie sollen erst nach dieser Zeit aus Tunis eingeführt worden sein. Könnten aber nicht schon zur Zeit der Kreuzzüge Kameele nach Toskana gekommen sein? Gewiß ebenso gut, wie die heilige Erde auf das campo santo zu Pisa.

S. 224. [3]) Die Wolken nennt daher der arabische Dichter „Kameele des Himmels.“ Regnet es, so werden die Himmelsthiere gemolken.

Das Wasser steigt herunter aus den Wolken,
Als würden wie Kameele sie gemolken.
(Remmah Ben Meijadeh.)

Unter den Sternen erscheint dem Araber Orion (eigentlich nur der Gürtel) als ein altes Kameel. Kanopus ist das am Südpol weidende Kameel und zwar das bespringende männliche Kameel, die beiden Sterne Syrius und Prokyon sehen eifersüchtig auf das vorlaufende Kameel hin, und wenn die Pleias aufgeht, so erscheint sie als Kameelheerde an einem regnerischen Tage (Hammer, S. 73).

Die Sterne des Orion scheinen nur
Mir ein Kameel, das folget auf der Flur,
Kanopus in der Höh' mit Licht bekleidet
Als Springhengst abgemattet einsam weidet,
Prokyon und der Syrius sehen beide
Voreilen das Kameel mit Neide,
Und wenn die Pleias aufgeht in der Früh',
Ist's wie Kameelheerd' in der Regensprüh'. (Mohelhil.)

S. 225. Auch der Parse erkannte schon in frühester Zeit die außerordentliche Bedeutung des Kameels, der höchsten Gnadengabe, die Ormuzd den Menschen verliehen. Der große Gottgesandte Sieger Behram ist es, der den Gläubigen in der Gestalt des Kameels erscheint. Von ihm heißt es so schön als charakteristisch im Zend-Avesta: „Er kommt, dieser Große, Siegende, Ormuzdgeschaffene, unter Kameelsgestalt, Güter tragend und Schätze, der Menschen Wünsche. Als Freund des Menschen macht er ihm große Reisen durch die Welt leicht; jugendlich, mit reinem, großem Herzen durchtrabt er die größten der Erdstriche leicht. Der König trage Sorge auf seiner Fahrt für das Kameel, das über ihn wacht. Mit seinen Schenkeln, Säulen wie Berge mit festem Fuß, niedergebeugtem Schweif, Haupt im Lichtglanz, Größe, Höhe trägt es ihn; blitzt weit; macht Züge in die größte Ferne. Giebt man ihm am Ende des Weges Speise, dann bezeugt sein Haupt Zufriedenheit und dankt mit Größe. Es ist durch Hom den Erhabenen verständig gemacht."

S. 232. Ein besonderer Leckerbissen der Kameele sind die Schößlinge einer Akazie, die neben sehr kleinen, kaum zolllangen Blättchen mit zwei-, dreizölligen scharfen Stacheln besetzt sind. Der Kameelgaumen ist von einer solchen Härte, und die Stacheln werden gleich von einem so zähen Schleime umwickelt, daß sie mit derselben Leichtigkeit zermalmt werden, wie Disteln vom Esel. (Vgl. Parthey, Nilthal, 288.)

S. 234. Es ist bezeichnend, daß der Araber, von gleicher Anschauung ausgehend, das Schiff „das Kameel des Meeres" nennt.

S. 235. [1]) Rachwan ist der arabische Name dieser Gangart, zu der man übrigens auch das persische Pferd abrichtet.

S. 235. [2]) Diod. Sic. XIX, 37. Strabo XV, 2 (wo erzählt wird, daß Alexander der Große Eilboten nach Ekbatana gesandt, welche auf ihren

Dromedaren in eilf Tagen den Weg zurücklegten, der für gewöhnlich dreißig bis vierzig Tagereisen erforderte). — Burckhardt's Thiere, der seine nubische Reise von Assuan mit zwei Dromedaren machte, waren so vortrefflich, daß sie von da bis Mahaß 35 Tage lang, täglich zehn Stunden zurücklegten und für die ganze Zeit nur Einen Rasttag brauchten. Man will sogar Beispiele haben, daß ein Kurier von Mogador nach Marokko in Einem Tage hin und zurück (200 englische Meilen) geritten, um anderer noch übertriebener sche inender Fälle zu geschweigen. — Das belastete Kameel geht täglich etwa fünf bis sechs Meilen.

S. 235. [3]) Da der Kameelschritt außerordentlich markirt ist und ihr ganzer Körper sich dabei abwechselnd in kurzen Stößen vor- und rückwärts bewegt, so muß der Reiter diese Wirkung durch die rhythmische Vor- und Rückbewegung seines Oberkörpers aufzuheben suchen. Beim Aufsitzen muß ein Treiber behülflich sein, indem er das Leitseil ergreift und seinen Fuß auf das eine vorgestreckte Vorderbein des Thieres setzt, um es am Aufstehen zu verhindern, oder der Reiter muß sicher sein mit Einem Sprung in den Sattel zu kommen.

S. 237. Allerdings hat die Beobachtungsgabe der Kameeltreiber nicht jene berühmte unfehlbare Gewißheit, theils ist sie nicht so erstaunenswürdig, wenn man bedenkt, daß in der einsamen Sandebene der geschärftere, gespanntere Sinn sich achtsam auch auf das Kleinste richtet. Junge und alte Kameele nach den Fußtapfen zu unterscheiden, hat wegen der verschiedenen Größe auch für einen Europäer keine Schwierigkeit, und wenn man mit Ernst auf die Eindrücke im Sande merkt, so läßt sich bald die weichere Form eines ausgewachsenen jungen Fußes neben der ausgeprägten eines alten, verknorpelten erkennen. Eine völlig genaue Schätzung des Alters nach der Spur des Thieres zu geben, ist wohl kaum möglich. Fußtapfen des heutigen und gestrigen Tages lassen sich am Ende nach der Schärfe des Umrisses unterscheiden; was über den dritten und vierten Tag hinausliegt, darüber sind die Treiber selbst nicht mehr sicher, weil das Interesse daran aufhört. — Unbeladene Kameele sind bei einer Karavane so selten, daß ihre leichter eingedrückte Spur neben der tiefen sogleich kenntlich wird; selbst die Schwere der Ladung nach der Spur ungefähr zu berechnen, ist nicht so wunderbar, als es zunächst scheint, da das Maximum einer Kameelladung bekannt ist und den Tritt wesentlich modificirt. Ob ein Kameel ermüdet gewesen oder nicht, läßt sich nicht aus den Fußtapfen selbst, wohl aber aus ihrer bezüglichen Entfernung wahrnehmen. Am Morgen, da das Thier bei frischen Kräften ist, sind sie weiter als am Abend von einander gerückt. Wenn beim Esel die Spuren des hinteren Fußes gegen den vorderen immer zurückbleiben, beim Pferde gewöhnlich zusammenfallen, so greift beim langbeinigen Kameel die hintere Klauenspur um mehrere Zoll über die vordere hinaus, und dieser Zwischenraum vermindert sich bei zunehmender Müdigkeit. Auf einer weiten ebenen Sandfläche von einigen Meilen ist unschwer

zu sehen, ob zwei, fünf, zehn Kameele vorübergezogen sind — bei größeren Zahlen bleibt doch auch das erfahrenste Auge zweifelhaft.

Die Stämme östlich vom rothen Meere haben allerdings eine größere Aufforderung, ihre Beobachtungsgabe zu schärfen. Sie leben in beständigen blutigen Fehden; daher ist es von höchster Wichtigkeit, die Stärke und Stellung des Feindes genau zu erforschen, um ihn entweder zu vermeiden oder aufzusuchen. Jeder Beduine, der mit der Lanze im Bügel frühmorgens ausreitet, ist gewärtig, in jedem Begegnenden einen Feind zu treffen; deshalb späht sein Auge unablässig, ob eine Lanzenspitze über den Hügelsaum hervorblickt und jede dem Sande eingedrückte Spur muß ihm zum Wegweiser oder Warner dienen, und Tod und Leben hängt an ihr.

Dazu kommt ferner, daß es nur kleine Kreise von Individuen und kleine Gebiete sind, in denen solche Kenntnisse und Beobachtungen geübt werden, daß also Manches durch Kombination ermittelt wird, was über jede Tragweite der Sinne hinausliegt. Der Flächenraum auf dem die Wanderstämme von Yemen oder Hedjas durcheinander hinziehen und sich befehden, beträgt etwa für jeden Stamm zehn bis zwanzig Tagereisen mit einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Brunnen und Wässerungsplätzen, deren richtiges Auffinden nach den schwachveränderten Hügelformen immer Sein und Nichtsein bedingt. Wo das geringste Verkennen des Terrains, das Verlieren der leisesten Spur im Sande unvermeidliches Verderben bringt, da spannt sich die Aufmerksamkeit von selbst auf's Höchste, wo täglich um das Leben gekämpft wird, da gilt es, den Feind an Schlauheit und feiner Beobachtung stündlich zu übertreffen. (Vgl. Parthey, Nilthal, S. 281.)

S. 239. [1]) Aehnlich nennt der Araber es auch „den Vater Hiobs" oder „den Vater des harten Gesteins." Aber auch Augustin gebraucht das Kameel als Bild der Geduld und Demuth, als Beispiel für den im Leben geplagten Christen. Augustin. in psalm. 130, §. 5. in Joann. tractat. 6, §. 6. (Menzel, Symbol. S. 466.)

S. 239. [2]) Wir Europäer thun dem Thiere Unrecht, das wir nur sehen in seiner kolossalen, maschinenhaften Steifheit und in Gesellschaft des plumpen Bären oder fratzenhaft beweglichen Affen. Bei uns ist Kameel (wenigstens in dem oft so glücklich signifikanten Jargon der Universitäten) zum Schmähwort geworden; es bezeichnet den Pedanten, den Mann nach der Uhr, den „Philister." Noch weiter verirrte sich Vasari, der im Florentiner Dome unter den sieben Lastern die Faulheit als Kameel malte. Ja dem heiligen Makarius soll der Teufel sogar unter dem Bilde eines riesenhaften Kameels erschienen sein (ganz entgegengesetzt der persischen Vorstellung, wovon Anm. 225 die Rede). Bei den Arabern dagegen ist insbesondere der Kameelhengst (Fohul) ein Bild der Dichter und Helden, („Die beste Rede ist die, deren Wörter Kameelhengste, und deren Sinn Kameeljunges." Arab. Sprichwort.)

Zum Schlusse theile ich nach Hammer's Uebersetzung (S. 78 der öfter

citirten Abhandlung) eine Kameelschilderung des Kab Ben Soheir mit:

— Nun weilt Soad im Land mit den Kameelen,
Den freien, edeln, im Schritte schnellen.
Nur die Kameelin ziehet dort die Straße,
Die, ob auch wund, geht doch im Trab' und Passe,
Die hinter ihrem Ohr vom Schweiße feucht
Durch spurenlose Wüsten rennt und keucht,
Mit scharfem Aug', der wilden Kuh gleich, rennt,
Wann von der Sonne Stein und Hügel brennt,
Von dickem Hals und Fuß, die stärkste, größte,
Und von des Hengstes Töchtern sie die beste,
Mit vollen Wangen und mit langem Nacken,
Mit Seiten, die gemacht zum Lastaufpacken,
Die Haut, wie Haut der Schildkröt', hart und stark,
So daß der Wurm nicht stechen kann in's Mark.
Ihr Vetter und ihr Bruder sind von Adel,
Und ihre Oehme rennen ohne Tadel.
Es ragt von Aug' und Nase das Gebein,
Es ragt der Backenknochen auf wie fester Stein;
Sie schlägt mit dichtem Schweif bis an die Zitzen,
Die reich an Milch die Fülle weithin spritzen.
Wer schaut den Nasenberg, die Wang', das Ohr,
Dem schwebet über'n Stamm kein Zweifel vor.
Mit zartem dünnen Fuße schreitet sie,
Als ob den Boden sie berührte nie,
Die braune Sohle macht die Kiesel rollen,
Es schützt kein Ueberzug vom Fels die Sohlen;
Sie wirft im Laufe aus den Vorderfuß,
Wann um die Berge wallt des Dunstes Fluß,
Am Tage, wann im Sand die Eidechs glüht,
Als ob die Sonne sie am Roste briet,
Wann Heuschreck' springt und Treiber rufen zu
Der Karavan': Nun haltet Mittagsruh!
Sie wirft die Arme aus, wie Wittwe steht
Im Wittwenthum mit Klage und Gebet.

---

2. Das Elennthier.

S. 241. [1]) Das deutsche Elch, mhd. ëlch oder ëlhe, hängt offenbar mit dem griechischen ἀλκή (die Stärke), mit dem lateinischen alacer (rasch, heftig, stark) und mit dem mhd. ellen (Kühnheit, Tapferkeit) zusammen. Der heute gebräuchliche Name Elennthier ist aus Elchenthier, Elhenthier entstellt, die Schreibung Elendthier aber als eine völlig irreleitende zu verwerfen.

S. 241. [2]) Die obenfolgende Beschreibung ist zum Theil wörtlich aus A. Buddeus, Halbrussisches I, 328 entlehnt.

S. 243. [1]) Caes. Bell. Gall. VI, 26. 27. Die einzige Stelle, wo auf deutschem Boden noch ein letzter Rest von Elennthieren gehegt wird, ist der Forst bei Angerburg in Ostpreußen. (Die Klaue des Elchs war früher sehr geschätzt als Mittel gegen Gift und besonders gegen die fallende Sucht.)

S. 243. [2]) Plin. H. N. VIII, 15. — Vgl. auch Pausan. V, 12, 1. Unter Gordian wurden zuerst (zehn) Elennthiere für die Circusspiele nach Rom gebracht.

S. 243. [3]) Diod. Sic. III, 70, 4. Er erzählt, Athene habe dem getödteten Thiere die Haut abgestreift und sich zu Schutz und Schmuck angelegt. Ein erdgeborenes Monstrum (τὴν δὲ μητέρα τοῦ θηρίου γῆν ff.) sei es gewesen, sagt er weiter, und dies stimmt zu seiner Auffassung, aber auch zu der unsrigen in so fern, als die kolossale Thiergestalt wohl wie ein zurückgebliebener Bewohner früherer Schöpfungen erscheinen kann.

S. 243. [4]) Vgl. Schacht, der Baum, S. 352. Auch Humboldt, mich dünkt in den „Ansichten der Natur", erwähnt eines ähnlichen Beispieles.

S. 245. [1]) Vgl. Ausland 1855. Nr. 41.

S. 245. [2]) Diesen Fall erzählt Pöppig in seiner Naturgeschichte.

---

3. Das Pferd.

S. 249. [1]) Vgl. Magazin der Literatur des Auslandes, 1856. Nr. 70.

S. 249. [2]) Catull. LXIII, 41:

— sol radiantibus oculis
Lustravit aethera album, sola dura, mare ferum
Pepulitque noctis umbras vegetis sonipedibus.

Lucan. Phars. IV, 225:

Non sonipes in bella ferox, non iret in aequor
Turrigeras classis pelago sparsura carinas.

Ebenda IV, 750:

— non sonipes motus clangore tubarum
Saxa quatit pulsa.

Ebenda VIII, 295. Virg. Aen. IV, 134, XI, 600. Val. Flacc. Arg. III, 334.

Ueberhaupt entnehmen die alten Dichter eine Reihe ausdrucksvollster Bezeichnungen gerade vom Fuße des Pferdes. Sie heißen cornipedes (Lucan.), alipedes (Virgil), ἀελλόποδες (Sophocl.), ἀελλώδεις, ἀελλοδρόμοι, χαλκόποδες, κρατερώνυχες (Hom.); Oppian legt ihnen πόδας ἠνεπόεντας bei, während Ovid sie geradezu ventosi nennt, u. s. w.

Den im Text citirten Ausspruch Xenophons findet man in dessen Schrift über die Reitkunst (*περὶ ἱππικῆς*): — *ὥσπερ γὰρ κύμβαλον ψοφεῖ πρὸς τῷ δαπέδῳ ἡ κοίλη ὅπλη.*

S. 249. [3]) *ῥήματα ἱπποβάμονα* bei Aristoph. Ran. 820.

S. 249. [4]) Ich erinnere an Freiligrath's „Alexandriner“:

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Thier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen
Oestlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt; —
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen? u. s. w.

In ähnlicher Weise charakterisirt der böhmische Dichter Celakowsky seine Muttersprache:

Unsre Sprach' ein Roß voll Feuer,
Schöngestaltet, edles Blut,
Wie der Sohn der Freiheit schweifend
Durch die Welt in wildem Muth.

Stolz trägt es das Haupt, das Auge
Sprühet Blitze, flammenreich,
Dampf und Funken bläst die Nüster,
Seine Haut der Seide gleich.

Fliegt es, flattern seine Mähnen
Lustig in dem Spiel der Lüfte;
Trabt es langsam, ist sein Gang
Tanz nach griech'schen Maßes Klang. (Uebers. v. Wenzig.)

Berühmt ist die Allegorie Plato's, der im Phädrus (34) die von hohen und niederen Leidenschaften bewegte Seele des Menschen einem Zweigespann vergleicht, in welchem mit einem edlen, lenksamen Rosse ein gemeines, zügelloses zusammengeschirrt sei. Von dem einen heißt es dort: *τὸ εἶδος ὀρθὸς καὶ διηρθρωμένος, ὑψαύχην, ἐπίγρυπος, λευκὸς, ἰδεῖν, μελανόμματος, τιμῆς ἐραστὴς μετὰ σωφροσύνης τε καὶ αἰδοῦς, καὶ ἀληθινῆς δόξης ἑταῖρος, ἄπληκτος, κελεύματι μόνον καὶ λόγῳ ἡνιοχεῖται.* Von dem andern aber, dem Bilde wilder, gemeiner Triebe: *ὁ δ' αὖ σκολιός — εἰκῇ συμπεφορημένος, κρατεαύχην, βραχυτράχηλος, σιμοπρόσωπος, μελάγχρως, γλαυκόμματος, ὕφαιμος, ὕβρεως, καὶ ἀλαζονείας ἑταῖρος λασιόκωφος, μάστιγι μετὰ κέντρων μόγις ὑπείκων.* (Man hat hier also zugleich ein ideales Bild des Pferdes neben der entarteten Karrikatur.)

Endlich vergl. Eichendorff in dem Gedichte „Lieber Alles“:

Ein wildes Roß ist's Leben,
Die Hufe Funken geben,
Wers ehrlich wagt, bezwingt es,
Und wo es tritt, da klingt es!

S. 250. [1]) Auch der Geschmack des Pferdes charakterisirt seine edlere Natur. Es liebt, wie der Elephant, geistige Getränke, vor denen alle anderen Thiere widerwillig zurückscheuen.

S. 250. [2]) Vgl. Scheitlin, Thierseelenkunde II, S. 239.

S. 251. [1]) Aelian. VI, 10: *Ἔστι μὲν καὶ ἐκ τῶν ἄλλων ζώων ὁ ἵππος γαῦρον.* (Die fast stehenden Epitheta des Pferdes sind *γαῦρος, γαυρούμενος, γαυριώμενος* und ähnliche.) Vgl. zum Texte ferner Ovid. ex Ponto III, XI ad Rufum:

> Acer et ad palmae per se cursurus honores
> Si tamen horteris, fortius ibit equus.

Und vom Bucephalus Alexanders sagt Curtius: Regem, quum vellet ascendere, sponte sua genua submittens excipiebat, credebaturque sentire quem veheret. Eine besonders bezeichnende Stelle aus Heliodorus Aethiop. III führt Boch. Hieroz. I, 130 an: *Εἶπες ἂν καὶ τὸν ἵππον αὐτὸν συνιέναι τὸ ὡραιότητος τοῦ δεσπότου, καὶ ὡς καλὸν κάλλιστον φέρειν τὸν ἡνιόχον αἰσθάνεσθαι.*

S. 251. [2]) Virg. Aen. III, 704:

> Acragas magnanimum quondam generator equorum.

Juven. Sat. VII, 127:

> — atque ipse feroci
> Bellatore sedens.

Vgl. Virg. Georg. II, 145. Aon. X, 891. Ovid. Met. XV, 368. Ebenso Apollon. Argon. III. 1259:

> *Ὡς δ' ὅτ' ἀρήϊος ἵππος ἐελδόμενος πολέμοιο*
> *Σκαρθμῷ ἐπιχρεμέθων κρούει πέδον, αὐτὰρ ὕπερθε*
> *Κυδιόων ὀρθοῖσιν ἐπ' οὔασιν αὐχέν' ἀείρει . .*

In gleicher Weise wird victor equus von den römischen Dichtern und späteren Prosaikern gebraucht. Vgl. Hor. Epist. I. X, 37.

Zu der weiter unten im Text citirten Stelle aus der Elektra des Sophokles, in welcher Orestes den väterlichen Freund seiner Jugend einem edlen Rosse vergleicht, bietet eine Parallele folgende Stelle aus einem (194) Briefe des Gregorius von Nazianz: *Διεσθίω τὰ χαλινὰ, καὶ τὸ οὖς διανίστημι, πνέω τε θυμὸν ἐκ μυκτήρων.*

S. 252. Darum erkennt Anchises, als er nach langer Irrfahrt auf italienischem Boden landend vier weiße Rosse erblickt, in dieser Erscheinung nicht mehr nur das drohende Vorzeichen des Krieges, sondern die Gewähr einer wiederkehrenden friedlichen Ordnung, in der die neue Heimath gegründet werden mochte. Vgl. Virgil. Aen. III, 537:

— bellum o terra hospita portas.
Bello armantur equi, bellum haec armenta minantur,
Sed tamen idem olim curru succedere sueti
Quadrupedes et frena jugo concordia ferre:
Spes et pacis ait.

S. 254. Ich setze das herrliche Gedicht selbst hieher:

Vevros und sein Pferd.

Am Vardar, am Vardar auf grünem Feld
Lag Vevros im Sterben, der kühne Held.
Es hatt' ihn der Türk', im Busche versteckt,
Mit menschlicher Kugel hingestreckt;
Nun lag er still im Grase.

Sein Rappe, sein Rappe, das treue Pferd,
Ihm war der Gebieter, er ihm so werth;
Er stand, und wußte nicht, wie's geschah,
Daß so den Helden er liegen sah;
Er wagt's ihn anzureden:

„Steh auf, mein Gebieter, und hör' mein Wort!
Der Türk' ist im Felde, wir müssen fort!
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
Und willst du nicht hier gefangen sein,
So eile flugs von hinnen!"

„„Wohl möcht' ich von hinnen! — ich kann es nicht! —
Nicht länger schau ich der Sonne Licht. —
Die Kugel, sie drang durch Mark und Bein,
Sie drang in's innerste Leben ein;
Nun geht's mit mir zu Ende!

Drum höre, du Treuer in Freud' und Noth,
Merk auf, und höre mein letztes Gebot!
Scharr' mit dem Fuß in den tiefen Sand,
Und grab' ein Grab mir an Ufersrand
Mit deinen starken Hufen!

Und hat mein Auge geschlossen sich,
So greif mit dem Zahn am Gürtel mich,
Dann halte mich schwebend in der Luft,
Und senke mich in die kühle Gruft,
Und deck' sie zu mit Erde.

Und hast du getreulich das Grab bestellt,
So eile zurück zu meinem Zelt;
Bring' meinem Bruder, du edles Roß,
Bring' ihm den Säbel und dies Geschoß,
Auf daß er mein gedenke.

Bring' meinem Mädchen dies bunte Tuch,
Das ich zu Ehren der Liebsten trug!
Und nimmt sie's wieder, gedenket sie mein,
Und fließen ihre Thränen drein,
So find' ich Ruh im Grabe.

Fahr wohl, mein Rappe, das Auge bricht!
Mach' schnell, und laß mich dem Türken nicht!""
So seufzte der Held, ihn umfing der Tod,
Der Rappe begrub ihn, nach seinem Gebot,
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
Da eilte der Rappe zu Vevros' Zelt;
Er brachte die Waffen und das Geschoß,
Das Tüchlein brachte das edle Roß
Zu seiner Vielgetreuen.

Zu ihren Füßen er legt' es hin;
Sie hüllte die weinenden Augen drin,
Sie jammerte laut vor bitterm Schmerz,
Da brach dem Rappen das treue Herz,
Es brach, und schlug nicht wieder.
(F. v. Schmidt-Phiseldeck.)

S. 255. Bayart hat bei Lüttich eine Hufspur in den Fels getreten, und um die Johannisnacht hört man im Ardennerwalde sein Gewieher. Vgl. Rosenkranz, in einem Aufsatz über Naturanschauung des Mittelalters.

S. 256. 1) Si quis homo in equo suo caballicaverit et aliquis eum super ipsum plagare voluerit et . . caballum ejus plagaverit, ita plagam caballi componat, quemadmodum componore debuerit, si dominum ejus plagasset (Grimm, Rechtsalterth. S. 670).

S. 256. 2) Morgenblatt. 1855. S. 1126.

S. 256. 3) Meyer, charakterist. Thierzeichnungen S. 11. — Es wäre hier wohl auch der Ort gewesen, des Pferdefleischessens zu erwähnen. Diese heidnische Gewöhnung zu verbieten, hatte Bonifacius das beste Recht, und die „solchen Brauch wiederbringen wollen, sind" (wie ein Erklärer von Kaulbach's Reineke Fuchs sagt) „Heiden in ihrem Gemüth." Pferd und Hund stehen uns zu menschlich nahe, um zur Speise zu dienen. — Wie anders berührt es dagegen zu lesen, daß Alexander seinem treuen Bucephalus zu Ehren, als dieser am Hydaspes fiel, eine Stadt erbaute (Bucephalia. Strabo XV, 1. Plin. H. N. VIII, 42), oder daß Kaiser wie Verus und Hadrian ihren Streitrossen, und olympische Sieger ihren Rennern Denk- und Bildsäulen setzten! (Pausan. VI, 10. 13.)

S. 257. Pöppig, Zoologie I, S. 195 nach Murray, Travels in North America. (Martin, Gesch. des Pferdes, S. 49.)

S. 258. [1]) Ein höchst lebendiges Bild dieser Scene giebt K. Beck im Janko:

Wild auf der Heide rennt das Thier.
Es flattern die Mähnen, es donnert der Huf,
Die Peitsche gellt zum Hussaruf;
Ich nahe dem Roß — es schleudert die Rechte
Um seinen Hals die zähmende Flechte; —
Die Männer jauchzen, die Dirnen beten!
Zwölf Schritte bin ich zurückgetreten,
Und recke mich, strecke mich mächtig zur Erde,
Und ziehe mit schwellenden Sehnen den Strick
Um's stolze Genick,
Und strammer und strammer dem schnaubenden Pferde.
Kaum spürt
Der bäumende, schäumende Renner die Schlinge,
So fegt er wie des Sturmes Schwinge,
Und sauset und brauset im engen Ringe,
Indeß der Strick die Kehle schnürt:
Die Peitschen gellen, die Hunde bellen,
Die Gräser sterben, verderben,
Es wirbelt der Staub zum Himmel auf,
Es singet, es springet der bunte Hauf.
Ich aber ruhe mit kühnem Blick
Auf der zitternden Erde,
Und nah und näher dem rasenden Pferde,
Und stemme mich mächtig und halte den Strick —
Und die Hand ist wund,
Und es schäumt der Mund,
Und alle Pulse klopfen,
Und es fällt der Schweiß in schweren Tropfen.
O Herre Gott, o Herre Gott,
Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht,
Laß nimmer mich werden zum Kinderspott!
Da schwindet der Athem — da strauchelt — da bricht
Das rauchende Thier mit Macht, mit Macht,
Sein Auge weint, mein Herze lacht!

Nun ist es Zeit!
Ich wachse schnell vom Boden auf,
Stehend,
Zwischen die gespreizten Schenkel
Nehm' ich das hingestreckte Roß,
Lasse locker die schnürende Schlinge,
Fasse die wehenden Mähnen:
Ein ung'rischer Reiter!
Gieb Acht, gieb Acht!
Nun athmet freier das keuchende Thier
Und reckt die schlanken Vier.
Und hebt sich geflügelt mit dumpfem Geschnauf —
Und hebt mich zugleich mit auf —
Und bäumt sich und rennt und rennt,
Sein Herz und seine Sohle brennt.

Und es rennt in die weite Welt hinein,
Und die klaffenden Hunde hinterdrein,
Und es rollen die Schollen im Heidegrund,
Und meine Sporen stacheln es wund,
Und die Peitsche in meiner link'n Faust
Lautknallend um seine Hüften saust —:
So zähmet der Janko das wilde Roß,
Und jubelnd umringt mich der bunte Troß!

S. 258. [2]) Juvenal. Sat. X, 157:

O qualis facies et quali digna tabella,
Quum G a e t u l a ducem portaret b e l l u a luscum.

S. 258. [3]) Französische Schriftsteller zählen gegen 60 verschiedene Abstufungen der Farbe auf. V i r g i l in der Georgik legt den Pferden je nach der Farbe verschiedene Nutzbarkeit bei; Braune eigneten sich — seiner Meinung nach — zur Löwenjagd, Grauschimmel für die Bärenjagd, Rappen zur Verfolgung des Fuchses u. s. w. Die verwerflichste Farbe sei die Isabellfarbe:

. . . . . . honesti
Spadices glaucique; color deterrimus albis
Et g i l v o . . . wobei das albis allerdings räthselhaft genug ist.

S. 258. [4]) Wenigstens erscheint auf Raphaels Bilde der grimme Hunnenkönig auf einem Schecken reitend, wie denn die Hunnen vorzugsweise gefleckte Pferde geritten haben sollen.

S. 258. [5]) Man erinnert sich der vielberühmten Stelle aus S c h i l l e r's Wallenstein (W.'s Tod, 2. Aufz. 3. Scene):

Tag war es — und Oktavio stand vor mir,
„Mein Bruder“, sprach er, „reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
Das sichre Thier, das ich dir ausgesucht.
Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum.“
Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Banniers verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

S. 259. [1]) O p p i a n, sonst ein Lobredner der spanischen Pferde, klagt, sie hätten einen breiten, weichen, kothigen Huf:

Ὁπλὴν οὐ κρατερὴν, πηλοτρόφον, εὐρυπέδιλον.

Schon Scaliger hat entgegnet, daß es kaum irgend ein Pferd mit härterem und schönerem Huf gebe, als das andalusische. Doch wäre immerhin denkbar, daß das eingeborene spanische Pferd, ehe die Araber es veredelten, in der That jene Mängel an sich getragen.

S. 259. ²) Die Schilderungen der Ritterspiele und der Rosse nehmen in den höfischen Dichtungen des Mittelalters oft allzubreiten Raum ein. Ich setze statt mehrerer Proben die Wappnung Tristans hieher, wie sie Gottfried v. Straßburg beschreibt v. 6540 ff.

Die da wol kunden preisen
beide, man und eisen,
die kwamen allesamt daran
daz beide, isen unde man
geworchten schöner bilde nie.
swie wol daz aber schine hie
ez schein doch vil und verre baz
sit da er uf daz ors gesaz
unde sper ze henden genam.
Do was daz bilde lussam,
do was der ritter lobelich
obe dem sattel und unten rich.
Arme und achsele beide
die hetten breite weide
in dem sattel kund er sich wol
gesetzen und gefuegen;
hin neben des orses buegen,
do swebten siniu schönen bein
strak unde slecht alsam ein zein.
Do stunt das ors, do stunt der man
so rechte wol einander an
als ob si waeren under in zwein
mite einander unde in ein
also gewahsen unde geboren.

S. 260. ¹) Vgl. Grenzboten, 1852. Nr. 18.

S. 260. ²) Vgl. Herodot. III, 106. VII, 40: *Νισαῖοι δὲ καλεῦνται ἵπποι ἐπὶ τοῦδε. ἔσι πεδίον μέγα τῆς Μεδικῆς τῷ οὔνομά ἐστι Νίσαιον — — ἵππους τοὺς μεγάλους φέρει τὸ πεδίον τοῦτο.* Ammianus Marcellinus sagt, diese Race sei auf den Weidegründen der Ebenen Assyriens westlich vom Berge Korone zu Haus. In der Schlacht bei Platäa ritt Masistius, der Anführer der persischen Reiterei, ein nisäisches Pferd, das einen goldenen Zaum und prächtige Schabracken hatte, und die Wagen des Xerxes zogen zehn weiße nisäische Rosse.

Oppian. Cyneget. I. beschreibt diese Pferde so:

Κάλλεϊ δ᾽ ἐν πάντεσσι πέλει πανυπείροχος ἵππος
Νισαῖος, τὸν ἄγουσιν ἐρικτέανοι βασιλῆες,
Καλὸς ἰδεῖν, ἀταλός τε φέρειν εὐπειθέϊ δεσμῷ,
Βαιὸς μὲν κεφαλὴν, πολλὸς βαθύτριχα δειρὴν
Κυθιόων ἑκάτερθε μελιχρύσοισιν ἐθείραις.

S. 260. ³) Die Kohlani (die Geschwärzten) stammen nach arabischer Sage von den Lieblingsstuten des Propheten. Mohamed hatte eine drei=

tägige Schlacht geliefert; keiner seiner Krieger hatte während dieser Zeit den Fuß zur Erde gesetzt, keines der Rosse war auch nur getränkt worden. Am dritten Tage aber, als man an einen Bach kam, befahl der Prophet die Rosse abzuzäumen. Lechzend stürzten alle Thiere in das Wasser, da rief plötzlich die Trompete Mohameds von Neuem zum Kampf. Aber von zehntausend kehrten nur fünf Rosse um, und stellten sich, ohne ihren Durst mit einem Tropfen gekühlt zu haben, zur Fahne. Der Prophet segnete die treuen, muthigen Thiere und färbte ihre Augenlieder, als seien es die Augen schöner Frauen, mit Kohol. Darauf bestieg er selbst mit seinen treusten Gefährten (Ali, Omar, Abu-Bekr, Hassan) die geweiheten Renner, und von ihnen stammen alle übrigen edlen Thiere Arabiens ab.

S. 261. ¹) Lamartine (Reise in den Orient) in einer klassischen Stelle, die im Text benutzt ist.

S. 261. ²) Frei nach Daumas, les chevaux de Sahara. (Deutsch von Gräfe, S. 76.)

---

4. Die Katze.

S. 264. Vgl. Huc und Gabet, Wanderungen durch das chinesische Reich.

S. 265. Allerdings soll es auf der Insel Man und in Kornwallis auch eine schwanzlose Katzenvarietät geben. Also von Geburtswegen englisirt. Aber — die Extreme berühren sich — in der englischen Marine giebt es dafür auch die gefürchtete neunschwänzige Katze (kat o' nine tails), ein Instrument der Pädagogik, eben so liebenswürdig als die russische Knute.

S. 266. Wahrscheinlich ist eine von Rüppel in Nubien aufgefundene Katzenart (Felis Maniculata) die Stammrace der unseren. Gegen die frühere Annahme, als sei die Hauskatze nur die gezähmte Form der auch in deutschen Forsten lebenden Wildkatze (Felis Catus), sprechen gewisse Abweichungen in der Organisation.

S. 268. ¹) Si quis felem horrei custodem vel occiderit vel furto abstulerit, felis summa cauda suspendatur, capite aream mundam et planam attingente, et in eam grana tritici effundantur, usque dum summitas caudae tritico cooperiatur. Wotton, leges walicae III, 5 bei Grimm, Rechtsalterth. S. 670. Doch wurde allerdings die gleiche Strafe noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in Zürich verhängt.

S. 268. ²) Seltsam, daß in den blauen Bergen von Malabar, wo nicht einmal der Hund gezähmt erscheint, die Katze fast das einzige Zucht- und Hausthier ist. Ritter, Erdkunde V, 987.

S. 268. [3]) Es mag etwa der Speck gemeint sein.

S. 271. Man erinnere sich des Ausdruckes „Kammerkätzchen.“

S. 272. [1]) Seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil! (Voß.)

S. 272. [2]) „Auch die Katze will Fleisch, aber nicht die Füße benetzen.“ Finnischer Spruch.

S. 273. In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich ihm beizustehn u. s. w.
(Die Katzen und der Hausherr.)

S. 277. [1]) Diese Sage, etwas modifizirt, hat Frankl zu einem artigen Gedichte Stoff gegeben. — Außer den im Text angeführten poetischen Verherrlichungen der Katzennatur ist besonders noch zu erwähnen „Kater Freier“ von Simrock; ja selbst seine Epiker hat das wundersame Thier gefunden in dem fruchtbarsten aller Dichter, Lope de Vega. Seine „Gatomachie“ in sieben Gesängen bildet, scheint es, den burlesken Gegensatz gegen die hochstelzenden spanischen Ritterromane.

S. 277. [2]) Man leitet den Namen „Ketzer“ bekanntlich ab von καθαροί (die Reinen), weil sich die Sekten für die reine Kirche hielten. Die Predigt Berthold's theilt Wackernagel mit. Altdeutsches Leseb. S. 676. — Was den Namen der Katze selbst anlangt, so liest man darüber in irgend einem alten Buche folgende kühne Etymologie: „Wie der Hund zu Latein seinen Namen canis vom griechischen κύων, κυνός bekommen und nicht von canendo, denn ein Hund hat bösen Gesang: also hat die Katz ihren Namen vom lateinischen catus, quasi cautus von der Vorsichtigkeit, daß sie gar heimlich und leise den Mäusen nachschleichet, bis sie solche erdappt und auffrißt.“

S. 278. Vgl. Robert, Unsere Hausfreunde. S. 126.

5. Der Walfisch.

Das Material dieses Aufsatzes verdanke ich, abgesehen von naturgeschichtlichen Werken, besonders den Mittheilungen eines mir befreundeten, hochgebildeten Seemannes, den die Leser des Bremer Sonntagsblattes unter dem Namen Hermann Brahe kennen. Auch lieferte ein Aufsatz von Lewald und K. Andree's „Nordamerika“ mehrere interessante Data.

S. 280. Lucian persiflirt diese Ungeheuerlichkeiten, indem er sie im Münchhausenschen Stile überbietet. In seinen „wahren Geschichten" beschreibt er einen Walfisch von nicht weniger als 1500 Stadien (d. i. 37 Meilen) Länge. Der kolossale Rachen verschlingt in Einem bequemen Zuge das Schiff des Reisenden mit Mann und Maus. Es landet aber im Innern an einer acht Meilen langen, reichbevölkerten, mit Berg und Wald bedeckten Insel. Die wunderbarsten Abenteuer begegnen den neuen Kolonisten im Bauche des Riesen, bis diese endlich, ihres Exiles müde, einen großen Wald der Insel anzünden. Der Walfisch fällt in ein hitziges Fieber und hört am zwölften Tage auf zu leben. (Nach Anderer Meinung hätte der heidnische Spötter mit diesem Märchen die Erzählung der heiligen Schrift vom Propheten Jonas lächerlich zu machen versucht.)

S. 283. Hom. Il. XIII, 27: — *ἄταλλε δὲ κήτε᾽ ὑπ᾽ αὐτοῦ*
πάντοθεν ἐκ κευθμῶν. οὐδ᾽ ἠγνοίησεν ἄνακτα.
γηθοσύνῃ δὲ θάλασσα διίζατο.

S. 284. Die Masse der Medusen in den olivengrünen Wassern der Arktik übersteigt jedes Vorstellungsvermögen. Die Thierchen, schreibt Scoresby, waren ungefähr ¼ Zoll auseinander; bei diesem Verhältnisse muß ein Kubikzoll deren 64, ein Kubikfuß 110,592 und eine Kubikmeile 23,888,000,000,000 enthalten. Aus Sondirungen zu schließen, ist in den Gegenden, wo diese Thiere vorkommen, das Meer über eine Meile tief; es bleibt aber ungewiß, ob dieselben die ganze Tiefe erfüllen. Nimmt man indessen ihr Vorkommen auch nur auf 250 Faden hinab an, so kann jene ungeheure Zahl von Individuen schon auf einem Raum von zwei Quadratmeilen gefunden werden. Man wird eine deutlichere Vorstellung von dieser Massenhaftigkeit erhalten, wenn man die Länge der Zeit berechnet, welche nöthig wäre, die genannte Zahl zu zählen. Könnte, was kaum möglich, eine Person in sieben Tagen 1,000,000 zählen, so wären 80,000 Personen seit Erschaffung der Welt bis jetzt noch schwerlich mit der Zählung fertig geworden. Welche Menge aber wird nun erforderlich sein, um das Meer in einer Fläche von 20- bis 30,000 Quadratmeilen durch jene Wesen zu färben! (Johnston, Introduction to Conchologie. Deutsch von Bronn, S. 339.)

Wahrlich, wenn uns die riesige Größe des Wals mit staunendem Entsetzen erfüllt, so muß auch den kühlsten Sinn Schwindel ergreifen, sobald er die Lebensfülle dieser mikroskopischen Welt überdenkt, die jeder Zahl und jedes Maßes spottet. Wäre in der Schöpfung nicht Alles gleich erhaben, man würde mit jenem Dichter ausrufen mögen:

Maximus in minimis certe Deus, et mihi major
Quam vasto coeli in templo astrorumque caterva.

S. 285. [1]) Hiob 41, 9 u. 10. (Die Schilderung des Leviathan läßt zwar deutlich das Krokodil erkennen, doch sind, wie es scheint, einzelne Züge aus dem Bilde des Walfisches in dieselbe übergegangen. Dahin gehören die citirten

Stellen.) Merkwürdig ist jene angelsächsische Räthselfrage, die in Ettmüller's ags. Lesebuch S. 39 mitgetheilt wird. Dort fragt Adrian den Ritheus: „Sage mir, wo scheint die Sonne Nachts?" und dieser antwortet: „Ich sage dir, an drei Orten: zuerst in des Walfisches Eingeweiden, der ist geheißen Leviathan, und zur andern Zeit scheint sie in der Hölle, und die dritte Zeit scheint sie auf dem Eilande, das ist Glid (Glanz? Luft?) genannt, da rasten die Seelen heiliger Männer bis zu des Gerichtes Tag." (Hatte der Walfisch in der Mythologie der seefahrenden und küstenbewohnenden Germanen eine Bedeutung, und welche? Oder ist die oben ausgesprochene Vorstellung etwa aus der genannten Stelle des Buches Hiob hervorgegangen?)

S. 285. ²) Leo, in Raumer's histor. Taschenbuch, 6. Jahrgang, S. 501.

S. 286. ¹) Fr. Oetker, Helgoland. S. 175.

S. 286. ²) (K. Andree?) Bremer Handelsblatt, 1852, Nr. 40.

S. 288. Die Ausrüstung eines solchen Schiffes steht mit nahe an 100,000 Thalern Gold zu Buch. Wie sehr das Binnenland bei einem ausgedehnten Betrieb des Walfischfanges betheiligt ist, zeigt sich aus Folgendem. Eine Schiffsausrüstung erfordert z. B. 30,000 Pfund gesalzenes Ochsenfleisch, 13,000 Pfund gesalzenes Schweinefleisch, 12,000 Pfund verschiedene geräucherte Fleischsorten, 400 Pfund Käse, 300 Pfund getrocknete und 5 Tonnen gesalzene Fische, 2500 Pfund Butter, 5000 Pfund Roggen- und 20,000 Pfund Weizenhartbrot, 10 Fässer Roggenmehl, 80 Fässer Weizenmehl, 2500 Pfund Zucker, 7500 Pfund Syrup, 4000 Pfund Hülsenfrüchte, 3000 Pfund Graupen und Reis, 1000 Pfund getrocknetes Obst, 2000 Pfund Sauerkraut, 4 Lasten Kartoffeln 2c.

S. 289. ¹) K. Andree, Nordamerika.

S. 289. ²) Die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt steht unter den geographischen, überhaupt unter den wissenschaftlichen Ergebnissen, welche die zur Rettung John Franklin's ausgesandten Expeditionen lieferten, obenan. Der Kühnheit und Entschlossenheit M'Clure's verdankt England die Lösung einer Frage, die endliche Beseitigung eines Problems, welche seit dreihundert Jahren so oft — man zählte 58 Male! — von den ersten Nationen Europas vergeblich erstrebt war und manches in unaussprechlichem Elend verkommene Menschenleben gekostet hatte. Vgl. Gumprecht, Zeitschr. für allgem. Erdkunde, 1855. Nr. 25.

S. 290. Maury, die physische Geographie des Meeres (deutsch von C. Böttger), S. 138.

S. 294. ¹) Scoresby, der berühmteste aller Walfischfänger, berechnet diesen Druck des Wassers in der Tiefe einer englischen Meile zu 211,000 Tonnen (die Tonne zu 2000 Pfund), oder auf den Quadratzoll zu 30,000 Pfund.

S. 294. ²) Dem getödteten Wal wird ein starkes Tau durch die Flukes geschlungen, und derselbe so an's Schiff gezogen. Durch den Schwall der Wogen schleifen die schwarzen Massen; Wolken kreischender Meervögel schwär-

men herbei, und auf fernen Eisblöcken läßt sich das Geheul der Eisbären vernehmen. — Es beginnt die Arbeit des Zerlegens, die kaum minder anstrengend ist, als der Fang selbst. Mit grabscheitähnlichen Beilen und Messern wird der Speck gespalten, der sich schraubenförmig ablöst und in „Kabüsen“ ausgekocht wird. Ist endlich auch der Schweif abgetrennt und blieb nichts mehr übrig, das noch Thran gäbe, so treibt der immer noch gigantische Rumpf in die See hinaus, und nun, nach dem Menschen, nimmt die räuberische Thierwelt ihr Theil vom Mahle des todten Königs.

Wie weit aber der Mensch alles irgend Nutzbare ausbeutet, beweist der Umstand, daß die zuerst ausgekochten Specklagen sogleich als Feuerung unter den Tagelang fortsiedenden Kesseln verbrannt werden, und daß endlich sogar die zurückbleibende Asche („Shraps“ nennt sie der Seemann), mit Wasser gemengt, das schmutzige Deck des Schiffes und die thrangetränkten Kleider der Mannschaft reinigen muß.

---

6. Der Floh.

S. 299. [1]) Es giebt eine ganze Flohliteratur, die in Fischart's „Flöhhatz“ gipfelt. Der vollständige Titel derselben lautet: Flöh Haz, Weiber Traz, der Uberwunder vnrichtige, vnd spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern: Ain Neu geläs, auff das vberkurtzweiligst zu belachen, wa anders die Flöh mit stechen aim die kurtzweil nit lang machen. Durch Hultrich Elloposcleron, auff ein newes abgestosen vnd behobelt. Die älteste datirte Ausgabe ist vom Jahre 1577; es folgten andere 1594, 1601, 1610, 1619 und die neueste in „Scheible's Kloster“ 1848. Die lachlustigen Kinder des 16. Jahrhunderts rissen, wie Vilmar sagt, dem Drucker das Buch unter der Presse weg, und trotz der wiederholten starken Auflagen haben sich nur wenige Exemplare durch die lesenden und zerlesenden Hände der Zeitgenossen hindurch in unsere Tage gerettet. Abgesehen von diesem launigen und in einigen Zügen wirklich vortrefflichen Epos, ist die „Flohia“, ein kurzes makkaronisches Lehrgedicht (cortum versicale) eines ungenannten Niederdeutschen (angeblich vom Jahre 1593) vielleicht das bekannteste Produkt dieser Literatur. Noch in neuerer Zeit hat man seine Wiederherausgabe nicht verschmäht, und ein bedeutender Name hat sich mit ihm verbunden: Aeander d. i. Karl Immermann (Münster 1822, mit einer epistola laudatoria). Vgl. Weimar. Jahrbuch, II. Bd. 2. Heft. 447.

Uebrigens kommt schon in früher Zeit allerlei Flohpoesie vor. So unter Ovid's Namen eine Elegia de pulice (vielleicht dieselbe, die einem gewissen Ofilius Sergianus im Mittelalter zugeschrieben wird). Ferner hat Wilhelm von Blois, der jüngere Bruder des berühmten Petrus Blaesensis, versus

de pulice et musca gedichtet. Ebenso hat Michael Psellus einen pulex geschrieben. In Frankreich aber hat Stephan Pasquier, dieser ausgezeichnete Gelehrte und Advokat, sich durch seine Gerichtsreden nicht halb so berühmt gemacht, als durch seine Verse auf einen Floh. Den Anlaß dazu gab folgende Begebenheit. Während Pasquier in Poitiers den Assisen beiwohnte, besuchte er eines Tages die Madame des Roches und ihre Tochter Katharina des Roches, die so geistvoll und gelehrt war, daß sie die Muse von Frankreich genannt wurde. (Sie starb mit ihrer Mutter an Einem Tage, in dem Pestjahr 1587.) Im Laufe des Gesprächs stahl sich ein Floh aus einer Kleiderfalte Katharinens hervor. Dies unbemerkt zu lassen, lag weder in der Galanterie jener Zeit, noch in Pasquier's Sinn. Er machte eine witzige Anspielung auf den Dreisten, welche die junge Dame heiter erwiderte, und so weckte ein Scherz den andern, bis man übereinkam, daß Jeder ein Epigramm auf den Vorfall dichten und dem Andern zuschicken solle. Dies geschah, und als die Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt wurden, erzeugte der allgemeine Wetteifer eine Flut von Gedichten. Sogar der Präsident des Gerichtshofes, Harley, ließ sich herbei, der Muse Pasquier's zu huldigen. Die Kunde von dieser poetischen Epidemie drang bald über Poitiers hinaus nach Paris. Katharina's Floh stach hier den Parlamentspräsidenten Pierre de Soulfour, und nicht allein ihn, sondern selbst den ernsten Rechtsgelehrten Barnabas Brisson. Auch Scaliger's Gelehrsamkeit blieb nicht zurück, ebenso wenig Mangot und Nikolaus Rapin, kurz: „tout le Parnasse latin et français du royaume voulut prendre part à cette rare découverte."

An Grabschriften auf den Floh fehlt es nicht. Eine deutsche von dem bekannten Taubmann würdigte Morhof der Umdichtung in's Lateinische. Eine andere findet sich in Hofmannswaldau's Gedichten. Der im Text angedeutete Märchenroman Hoffmann's ist „Meister Floh".

Die ferner citirte Dissertation ist zu Marburg (1688) erschienen: Opizii dissertatio juridica de eo quod justum est circa — pulices (einer Priscilla Capito „virgini carissimae" gewidmet). In einer ähnlichen humoristischen Dissertation (aus Leipzig, am Ende des 17. Jahrh.) kommt unter den 17 Streitfragen, welche angehängt sind, auch die vor: „ob ein Professoren-Purschen-Floh weitere Sprünge mache als ein Bürger-Purschen-Floh?"

S. 299. [2]) Vgl. die feine Scene in Dingelstedt, Wanderbuch I. S. 199.

S. 301. Vgl. dazu Hugo von Langenstein in der heiligen Martina:

Swie sich der mensche hoehe
So tuont im die floehe
Uil leidez an dem libe
Dem man und dem wibe
Daz doch die vbermuoten
Wol mohte demuoten
Die sich nicht erwern mugent
Einer flohe iugent.

Nachfolgenden Bannspruch theilte Euricius Cordus einem Freunde mit, dem im Sommer die lästigen Bettgenossen den Schlaf verkümmerten:

Ne te nocturni pulices pecudesque fatigent,
Hunc exorcismum, candide lector, habe:
„Manstula, Correbo, Budigosma, Tarantula, Calpe,
Thymnula, Dinari, Golba, Cadura, Trepon."
Hos novies lectum scansurus concine versus
Tresque meri calices ebibe quaque vice.

Dieses allerdings heidnische Mittel dürfte gewiß probat sein. Thut's nicht das barbarische Distichon: das der Besprechung beigeordnete Recipe kann nicht ohne Wirkung bleiben. Neunmal muß der Doppelvers vor dem Schlafengehen hergesagt werden, dazu jedesmal drei Glas Wein, macht 27, und man darf sicher sein, daß bei unverbrüchlichem Gebrauche eine vollständige Chloroformirung auf die Dauer einer Nacht eintritt.

S. 303. Dainos, „Litthauische Volkslieder", übersetzt von Nesselmann (Berlin, 1853). Ich theile das ganze, anmuthig-sinnige Lied mit:

Der Wolf, das Wölfchen,
Das Thier des Waldes,
Tritt aus dem Walde
Hin auf die Weide,
Zerreißt das Kälbchen
Und auch die Füllen.
'S ist seine Arbeit.

Der Fuchs, das Füchschen,
Das Thier des Waldes,
Schleicht aus dem Walde
Hin nach dem Vorhof,
Ergreifet, schlachtet
Die Gans, das Hühnchen.
'S ist seine Arbeit.

Der Hund, das Hündchen,
Des Hauses Wächter,
Bellt und verwundet
Des Diebes Ferse,
Scheucht alte Weiber
Und Wanderbursche.
'S ist seine Arbeit.

Der Floh, das Flöhchen,
Das leckre Thierchen,
Schlürft süßes Blut auf,
Bei Tagesanbruch
Zum Kühemelken
Weckt er die Mädchen.
'S ist seine Arbeit.

Die Bien', das Bienchen,
Des Feldes Thierchen,
Summt in der Heide,
Sticht in den Finger,
In's Ohr, in's Antlitz,
Und giebt uns Honig.
's ist seine Arbeit.

O Mensch, o Menschlein,
Sieh auf die Biene!
Genug ja stichst du
In's Herz, in's Herzchen.
Gieb süßes Labsal
Auch deinem Bruder.
's ist Menschenarbeit.

S. 304. Herodes der Große soll, wie angeblich auch Sulla und Philipp II. von Spanien, an der Läusekrankheit geendet haben: eine Krankheit, deren Existenz allerdings von Mommsen geradezu geläugnet wird.

S. 305. [1]) Ein ebenso geistvoller als gründlicher Naturforscher behauptet, nur das Flohweibchen steche. Wäre dies begründet, so ergäbe sich daraus eine neue und tiefere Erklärung für den seit Jahrhunderten als notorisch geltenden Umstand, daß gerade die Frauen von diesen bestachelten Elben besonders heimgesucht werden (amara lues inimica puellis schon bei Ovid). Indessen dürfte die obige Behauptung schließlich doch nur auf einen witzigen Mythus hinauslaufen.

S. 305. [2]) Vgl. Gisbert von Vincke's nettes Büchelchen „Bilder aus Italien", S. 8.

S. 306. Vgl. Vogel, Tagebuch der Reise von Tripolis nach Murzuk.

S. 307. Vgl. Ausland, 1854, Nr. 31.

VIII.

Am See.

S. 315. [1]) Schon im Gothischen saivs und saivala.

S. 315. [2]) Lenau spricht in dem nachfolgenden Gedichte den gegensätzlichen Charakter von See und Fluß schön aus:

Die Felsen schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort mit Donnerhall,
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschießen.

S. 316. Vgl. J. Kerner, das „Wildbad", S. 27.

S. 317. Bezeichnend heißt im Hebräischen עַיִן das Auge und der Brunnen. Entsprechende Analogieen soll das Persische und Chinesische aufweisen. Auch möge man sich hierbei des Glaubens an weissagende Quellen und Brunnen erinnern, den Griechen, Orientalen und Germanen mit einander theilen.

IX.

Wenn der Herbst kommt!

S. 334. Vollständig lautet dieser niederdeutsche Spruch:

De Lark is 'n Lork:
Je duller he schriet,
Je duller et schniet;
Averst de Kuckuk un de Achternagel
Dat sünn de rechten Summervagel.

(Die Lerche ist ein Schalk;
Je lauter sie schreit,
Je ärger es schneit;
Aber der Kuckuk und die Nachtigal,
Das sind die rechten Sommervögel.)

S. 335. Man findet diese sinnige etymologische Sage bei Hans Vintler (im Anfang des 15. Jahrh). Doch bleibt bei dem allegorisirenden und wortspielenden Dichter des „Tugendbuches" Verdacht willkürlicher Erfindung nicht fern, und man wird in dem Namen der Pflanze vielmehr eine Hinweisung auf ihre wuchernde Vermehrung erkennen dürfen. Wegwarte, wie Wegdorn, Wicke, Wachholder und wie noch deutlicher Quendel und Quecke erinnern an das mhd. quec (lebenskräftig) und an das gothische quijan (vivere). Vgl. Wienbarg, Armin, S. 196.

S. 338. Die Mystiker unterscheiden einen dreifachen Himmel, einen „untersten", die Veste, das Firmament, das geschmückt ist mit den Planeten

und Sternen. Auf diesen folgt der „mittlere", auch der „krystallene" genannt, „aus dem alles Bewegen durch die Kraft Gottes entspringt." Ueber diesem endlich wölbt sich der „Feuerhimmel", das coelum empyreum, der Ort der Seligen. (Vgl. u. A. Böhringer, die deutschen Mystiker. S. 467.)

S. 339. Nees v. Esenbeck, „System der Pilze und Schwämme", sagt in einer sehr charakteristischen Stelle, auf die Carus aufmerksam macht: „Im Herbste drückt sich selbst der trockene Boden dem Liegenden feucht an, und der feuchte dringt mit steigender Kühle zu uns herauf. Man fühlt sich geschmeidig und schlanker, auch beweglicher. Mild breitet sich die Sonne durch dünne Umwölkung über uns aus; aber ihr enthüllter Strahl dringt ein und erwärmt in der Ruhe bis zur Qual, von der Bewegung rettet, statt daß in der Frühlingssonne Bewegung lästig wird und vom Entschlusse gefordert werden muß. — Wer kennt ferner nicht den eigenthümlichen herbstlichen Geruch, wie gekohltes Wasserstoffgas, mit der Einwirkung eines Harzelektrophors auf das Geruchsorgan verbunden, und seine eindringende, mahnende, warnende Deutung im stillen, dunkeln Selbstgefühl? Das ist der Zeitraum, in welchem die letzte Regung des Frühlings verklingt."

Staatl. Bibliothek Passau

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Im gleichen Verlag ist folgendes Prachtwerk erschienen:

Blätter und Blüthen deutscher Poesie und Kunst.

Ein Album, sinniger Betrachtung gewidmet.

Mit 12 Stahlstichen nach Zeichnungen von W. Georgy und E. Hartmann.

In prachtvollem Einband. Preis $6\,^2/_3$ Thlr.

Aus der großen Menge durchweg lobender Beurtheilungen, die diesem Werke zu Theil geworden sind, möge das ehrende Zeugniß der Nationalzeitung aus der Feder des Herrn Professor Ad. Stahr hier Platz finden:

„Die Brandstetter'sche Verlagshandlung bietet in diesem Prachtalbum ein Werk dar, das, echt deutsch an poetischem wie an Kunstgehalt, ganz dazu angethan ist, den zahlreichen fremdländischen Unternehmungen ähnlicher Art, welche aus Frankreich und England zu uns herüberwandern, um die „eleganten" Büchertische zu füllen, eine erfolgreiche Konkurrenz zu machen.

Es ist ein Album neuerer deutscher Poesie, von dem wir reden. Denn was den poetischen Inhalt anlangt, haben sich die Herausgeber mit Absicht auf die Zeit nach Göthe bei ihrer Auswahl beschränkt, und Uhland, Rückert, Eichendorff und Immermann sind die ältesten, auf welche sie zurückgegangen sind. Aber in dieser Auswahl lyrischer Blüthen, welche nahezu hundert Gedichte umfaßt, sind fast alle unsere besten neueren lebenden Lyriker vertreten. Was die Zusammenstellung und Reihenfolge der Sammlung betrifft, so scheint der leitende Gedanke der gewesen zu sein: Die Gedichte, welche den Text bilden, in der Art zu ordnen, daß sie sich zu den zwölf, durch die überaus fein erfundenen und künstlerisch ausgeführten Illustrationen ausgezeichneten Dichtungen in eine gewisse Anzahl von Gruppen sondern, so daß immer das letzte Gedicht jeder Gruppe durch irgend einen Zug zu dem nächstfolgenden Bilde hinüberleitet. Dadurch kommt in die Sammlung ein gewisser Zusammenhang, der diese Blätter und Blüthen lyrischer Poesie zu einem Kranze zusammenschlingt.

Allen hier mitgetheilten Gedichten ist eben das gemeinsam, daß sie sich im reinen Aether der Poesie, in dem Bereiche rein menschlicher Empfindung bewegen, fern von der dumpfen Trübung aller Leidenschaft des Augenblicks, die jetzt die Zeit bewegt.

Von der artistischen Ausstattung des Buchs können wir gleichfalls das Beste sagen. Es liefert dieselbe in den zwölf überaus anmuthigen Kompositionen der beiden auf dem Titel genannten Künstler Wilhelm Georgy und Ernst Hartmann, zumal in den landschaftlichen, von Wilhelm Witthöft's Meisterhand ausgeführten Stichen, eine Reihe von Bildern, die trotz der verhältnißmäßigen Kleinheit des Umfangs auf wahrhaften Kunstwerth Anspruch machen, und in den ähnlichen Leistungen fremder wie einheimischer Kunst der Illustration wenig ihres Gleichen finden dürften. Auch die übrige Ausstattung dieses Albums, von den einfach geschmackvollen Typen der Schrift und dem feinen, dem Auge wohlthuenden gelblichen Kupferdruckpapier bis zu dem künstlerisch geschmackvollen Einbande, den eine photographirte Zeichnung Georgy's schmückt, liefert den Beweis, daß unsere deutsche Kunstindustrie — wenn sie deutsche Unterstützung nicht entbehrt, wohl fähig ist, der fremdländischen gegenüber in die Schranken zu treten. Und so möge denn auch aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit aller Derer, welche für eine poetische und künstlerische Festgabe in der Wahl schwanken, auf dieses in beider Beziehung zu empfehlende werthvolle Album deutscher Poesie und Kunst hingelenkt sein."

J. R. Herzog. Leipzig.
Buchbinderei.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Masius, Hermann,

Naturstudien Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt

Leipzig 1865

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/OS 424(6)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11346232-5